Zagreber Germanistische Beiträge

Jahrbuch für Literatur- und Sprachwissenschaft

50.270

SVEUČILIŠTE U ZAGREBU KNJIŽNICA FILOZOFSKI FAKULTET IVANA LUČIĆA 3 4

Herausgegeben an der
Abteilung für Germanistik
der Philosophischen Fakultät
der Universität Zagreb

Schriftleitung
Marijan Bobinac (verantw. Chefredakteur), Zrinjka Glovacki-Bernardi, Mirko Gojmerac, Maja Häusler, Dragutin Horvat, Svjetlan Vidulić

Wissenschaftlicher Beirat
Ivo Runtić, Stanko Žepić, Viktor Žmegač (Vorsitzender)

Anschrift der Schriftleitung
Zagreber Germanistische Beiträge, Abteilung für Germanistik der Philosophischen Fakultät der Universität Zagreb, Ivana Lučića 3, HR–41000 Zagreb, Tel. (01) 61 20 052

Zagreber Germanistische Beiträge veröffentlichen literatur- und sprachwissenschaftliche Abhandlungen sowie Bibliographien und Buchbesprechungen. Gefördert vom **Wissenschaftsministerium der Republik Kroatien** und vom **Deutschen Akademischen Austauschdienst.**

Bezugsbedingungen
Informationen auf Anfrage bei der Fa. Dominović Verlag.

Bestellungen und Auslieferung
Fa. Dominović Verlag, Postfach 555, Trnjanska 54/A, HR-10001 Zagreb, Tel.: +385-1-61 15 949; Fax: +385-1-61 14 240

Design
Franjo Kiš, Studio Artiješ, Zagreb

Satz
Artiješ, Zagreb, Ilica 56

Druck
Kratis, Zagreb

Printed in Croatia

©
Abteilung für Germanistik
der Philosophischen Fakultät
der Universität Zagreb

Zagreber Germanistische Beiträge

ZGB 4 (1995) (1-160) ZAGREB

4

(G-11)

INHALT

LITERATURWISSENSCHAFT

VLADO OBAD
Maler und ihre Modelle. Zu einem literarischen Motiv der Jahrhundertwende *1*

VIKTOR ŽMEGAČ
Ironischer Pluralismus. Zu einer frühen Erzählung Thomas Manns *13*

JOHANN HOLZNER
Friedensbilder in der österreichischen Exilliteratur. Über Stefan Zweig, Vicki Baum, Ernst Waldinger und Theodor Kramer *35*

CHRISTIAN EHETREIBER
Die *Grazer Gruppe* *51*

SPRACHWISSENSCHAFT

ILPO T. PIIRAINEN
Deutsche Sprache in der Slowakei. Geschichte und Gegenwart *71*

STANKO ŽEPIĆ
Deutsche Sprache in der handschriftlichen kroatischen Grammatik von Ivan Vitković. Zur sprachlichen Situation in Kroatien in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts *87*

VELIMIR PETROVIĆ
Kroatische Einflüsse im Essekerischen *97*

DaF

MAJA HÄUSLER
Ein kroatisches DaF-Lehrwerk der Aufklärungszeit *115*

MIRA KRUHAN
DaF- und Fremdsprachenunterricht in Kroatien *135*

IN MEMORIAM

Emilija Grubačić (1912 – 1994) *147*

TAGUNGEN

MATTHIAS SPOHR
Nestroy-Gespräche in Schwechat bei Wien 1995 *149*

ULRICH DRONSKE
Zur österreichischen Lyrik der Gegenwart *153*

BESPRECHUNGEN

MARIJAN BOBINAC
Eine experimentelle Biographie (Friedbert Aspetsberger: *»arnolt bronnen«. Biographie*) *157*

Zagreber Germanistische Beiträge 4(1995), 1–12

Literaturwissenschaft

MALER UND IHRE MODELLE

ZU EINEM LITERARISCHEN MOTIV DER JAHRHUNDERTWENDE

Vlado OBAD
(Universität Osijek)

Zur Zeit der Jahrhundertwende rückt die Gestalt des Künstlers in den Brennpunkt des öffentlichen Interesses. Seine menschliche und schöpferische Sensibilität, seine ambivalente gesellschaftliche Stellung, die immer neuen ästhetischen Entwürfe werden zum Gesprächsthema, erregen das Aufsehen in Feuilletons, bis der Künstler schließlich zu einer vielbegehrten literarischen Gestalt wird. Lauter Binsenwahrheiten, die von der Literaturkritik und -geschichte durch eine bereits unübersehbare Fülle von Beiträgen dokumentiert werden. So sei mir in diesem Themakomplex, nämlich – die literarische Darstellung des Künstlers, nur eine interpretative Miniatur gestattet, die sich bescheiden mit wenigen Varianten eines literarischen Motivs auseinandersetzt.

Im Mittelpunkt der Betrachtung steht hier der Maler, nicht aber wesentlich im Dilemma seiner Kunstauffassung und der Krisis seiner Schaffens- und Lebenskraft, wie er etwa bei Hesse (*Klingsors letzter Sommer*) und Krleža (*Die Rückkehr von Filip Latinovicz*) porträtiert wird, sondern der Maler, der als Individuum und Mann seinem weiblichen Modell gegenübersteht. Diese Gegenüberstellung des Artisten und seines Darstellungsobjektes ist natürlich so alt wie die Porträtkunst selbst, aber erst der Anfang des 20. Jahrhunderts hat daraus ein spannendes Verhältnis entwickelt. Im 18. Jahrhundert bekennt Lessings

Zusammenfassung

Ein scheinbar belangloses literarisches Motiv der Jahrhundertwende – die Gegenüberstellung des Malers und seines weiblichen Modells – bietet die Möglichkeit, nützliche Beschlüsse über die Stellung der Kunst und des Künstlers in der bürgerlichen Gesellschaft zu ziehen. Ein potenziertes Erlebnis der Weiblichkeit führt auch zur Auseinandersetzung mit der Sexualität. Die Grundlage für die Erörterung des Themas bilden die Dramen Wedekinds und Sternheims, Schnitzlers Erzählung *Fräulein Else* und der Roman *Die Heimatlosen* von Wilma von Vukelich.

Maler Conti[1] gelassen, daß »die Kunst nach Brot geht«, daß sich der Maler nach Launen des Auftraggebers zu richten hat. Nicht er, sondern der Prinz steht im Liebesverhältnis zu den Modellen seiner Frauenbildnisse. Ihm ist es gewährt, nur in der Dienerrolle aufzutreten; er ist bloß ein effektvoll eingesetztes dramaturgisches Mittel, damit die Leidenschaften des wahren Protagonisten aufgedeckt werden. Im bürgerlichen 19. Jahrhundert emanzipiert sich der Maler schon zum Subjekt einer ästhetischen Bestrebung, bestimmt sogar den Geschmack einer Zeit, wie es zum Beispiel Hans Makart mit der Wiener Kunstwelt gelungen ist. Er, »der große Frauenlob« wird »zum Erschließer einer ganzen Epoche an Frauenschönheit«. Noch im Jahre 1908 preist »Neue Freie Presse« »seine Macht, die in der unfehlbaren Sicherheit gipfelt, mit der er die Schönheit hervorzusuchen, hervorzulocken wußte«[2]. Der Maler ist nun ein von Gott begnadeter Diener am Altar einer idealisierten Schönheit, der aber vor seiner unantastbaren Göttin demütig niederkniet. Erst die Jahrhundertwende wird ihn zu einem Menschen machen, der nebst seiner Bestimmung zum Künstler auch rein menschliche Schwächen und Begierden kennt. Dadurch wird sein Verhältnis zum Modell nicht nur ein ästhetisches sondern auch ein psychologisches Problem. Ludwig Kirchner erhebt den Akt zur »Grundlage aller bildenden Künste«. Das Zeichnen von Akten heißt »in freier Natürlichkeit zu studieren, die Anregung zum Schaffen aus dem Leben zu nehmen und sich dem Erlebnis unterzuordnen«[3]. Das Malen eines Frauenbildnisses wird auf diese Weise zum Erlebnis der Weiblichkeit und noch breiter – zur Auseinandersetzung mit der Sexualität. Das literarische Motiv der Gegenüberstellung des Malers und seines weiblichen Modells ist daher nicht nur für die Fragen der bildenden Künste relerant, sondern auch für die Behandlung der menschlichen Sexualität zur Zeit der Jahrhundertwende äußerst aufschlußreich. In einem scheinbar unbedeutenden literarischen Motiv verflechten sich so zwei bedeutende Themenkreise: das Ästhetische und das Erotische.

*

Es ist kein Zufall, daß den Auftakt gerade Frank Wedekind gibt: einerseits ein guter Kenner der Schwabinger Künstlerszene und andererseits der Schriftsteller, der die verlogene bürgerliche Moral zu seinem Hauptthema erhoben hat. Bereits in seiner Kindertragödie *Frühlings Erwachen* (1891) berichtet die

[1] Es ist kein Zufall, daß der Maler diesen ungewöhnlichen Namen trägt: »conto« bedeutet »Rechnung«! Für seine Dienste an der höfischen Repräsentation wird er bezahlt!

[2] Johann Christoph Allmayer-Beck: *Marksteine der Moderne*, Molden Edition, Wien 1980, S.4.

[3] *Aufbruch in die Moderne – Die deutsche Künstlergemeinschaft 'Brücke'*, Inter Nationes, Bonn 1987, S. 7.

von Zuhause und der Schule entlaufene Ilse vom wüsten Leben der Münchner Bohème: andauerndes Gelage, exzentrisches Benehmen, erotische Freiheit, bizarre Ausstattung von Ateliers. Sie steht Modell allen Malern der »Priapia«, lacht über ihre Schrullen, charakterisiert sie mit Tiernamen und möchte trotzdem »an sonst niemand hängen, und wenn die Welt voll Erzengel und Millionäre wär!« In seinem Protest gegen die streng normierte und repressive bürgerliche Lebensweise findet Wedekind in der Künstlergemeinschaft die Ansätze für die Befreiung des Lebens und die Entfaltung der Natürlichkeit. So kann die amoralische Ilse zum Sinnbild des Lebens schlechthin stilisiert werden. Sie ist die einzige, die der Jugend des Selbstmörders Moritz nachtrauert. Ihre Mitschüler und die sittsamen Eltern und Erzieher erscheinen nur noch als groteske Karikatur.

In ihrem Betragen als Modell deutet Ilse in Grundzügen schon auf das vier Jahre später entstandene Stück *Erdgeist* hin:

> Fehrendorf malt mich als Säulenheilige. Ich stehe auf einem korinthischen Kapitäl. [...] Das letzte Mal zertrat ich ihm eine Tube. Er wischt mir die Pinsel ins Haar. Ich versetze ihm eine Ohrfeige. Er wirft mir die Palette an den Kopf. Ich werfe die Staffelei um. Er mit dem Malstock hinter mir drein über Diwan, Tische, Stühle, ringsum durchs Atelier. Hinterm Ofen lag eine Skizze: Brav sein, oder ich zerreiße sie! – Er schwor Amnestie und hat mich dann schließlich noch schrecklich – schrecklich, sag ich dir – abgeküßt.[4]

Was hier noch scherzhaft anmutet, wird in der Lulu-Tragödie in einen wilden Kampf zwischen dem biederen Maler und dem »wilden, schönen Tier« ausarten. Lulu-Schlange ist bekanntlich »Urgestalt des Weibes« und »die unbeseelte Kreatur«, die nur ihren Trieben und Instinkten, ihrem ursprünglichen Naturell folgt und durch die menschliche Vernunft und Moral nicht gebändigt werden kann. In der Nachfolge Nietzsches[5] entbrennt hier ein Kampf zwischen Tier und Mensch, mit wechselndem Glück. Wedekind ist glücklicherweise nicht nur ein Bilderstürmer gegen die bürgerliche scheinheilige Verehrung von Moralikonen, er ist auch ein erfahrener Theaterpraktiker, so daß die Konfrontierung zwischen »Gesetz« und »Naturell« nicht ausschließlich auf die philosophische Ebene beschränkt bleibt. Seine Gestalten sind zwar Ideenträger, auf der Bühne aber wirken sie überzeugend und menschlich.

Die Szene im Atelier atmet den Geist von Schwabing. Die wahren und die vermeintlichen Kunstliebhaber, Presse- und Theaterleute berühren in raschen Stichomythien, oberflächlich oder pointiert spielend, unterschiedliche Fragen der Malerei; ergötzen sich an Beinen der Tänzerinnen oder am lamaistischen Buddhismus. Der Maler, der naturgemäß den schöpferischen Mittelpunkt

[4] Frank Wedekind: *Frühlings Erwachen*, Goldmann Taschenbücher, Band 889, S. 47.

[5] »Tugend ist ihnen das, was bescheiden und zahm macht: damit machten sie den Wolf zum Hunde und den Menschen selber zu des Menschen bestem Haustier.« (Friedrich Nietzsche: *Also sprach Zarathustra*) Diese Ideen werden im Prolog von *Erdgeist* sehr theaterwirksam erörtert, später auch in Hesses *Steppenwolf* aufgegriffen.

dieses Kreises bilden sollte, bleibt aber stumm. Nicht zwar wie bei Lessing, durch die eisernen Barrieren des Standes von seinem Brotgeber getrennt, ist der Maler der Jahrhundertwende auch weiterhin sozial untergeordnet, diesmal dem Wohlstandsbürgertum. In seiner devoten Stellung muß er sich den frechsten Spott gefallen lassen. Nicht einmal im ästhetischen Bereich wird ihm die Freiheit gewährt. Der Auftraggeber Doktor Goll bewacht jeden Pinselstrich des Meisters, gibt ihm unentwegt die Instruktionen, weigert sich ja für einen Augenblick wegzugehen, damit ihm der Maler das Bild nicht »verpatze«. Maler Schwarz kann seinem Ärger Luft machen und über den Maulkorb schimpfen erst nachdem die Herrschaften das Atelier verlassen haben. Nicht nur der Künstler, auch der Mann in ihm wird gedemütigt. Doktor Goll ermutigt seine Frau, ihre körperlichen Reize so ungezwungen zur Schau zu stellen, als ob der Maler nicht zugegen wäre. Von diesem wird nämlich erwartet, daß er sein – die Weiblichkeit ausstrahlendes Modell schlicht »als Stilleben« behandelt. Lulu läßt sich gern in dieses Spiel ein: mit sensuell geöffneten Lippen, mit hinaufgerafftem Hosenbein, vor allem aber mit der provokativen Bemerkung: »Ein Maler ist doch eigentlich gar kein Mann.« Wedekinds Porträtist ist aber der männlichen Regungen nicht enthoben. Im Gegenteil, ihm schwanken die Knie, ihm schießt das Blut zu Kopf im Moment, als Lulu sein Atelier betritt. »Das süße Geschöpf« und »das Engelskind« nennt er sie in seiner Betroffenheit. Indem sie ihm Modell steht, hat er jedesmal die »Tantalusqual« auszuhalten und betrachtet sich als Märtyrer seines Berufs. Dieser Riß in seinem Wesen, diese Unfähigkeit, unbeteiligt der reinen Kunst zu dienen, macht ihn aber zum anziehenden literarischen Thema, zu einer Gestalt, die befähigt ist, ein wahres Drama auszutragen.

Sein Modell und sein Gegenspieler – Lulu – steht auf dem Podium als Pierrot gekleidet. Das weiße, locker fallende Kostüm der Typenfigur der französischen Pantomime stellt bei Wedekind kein dümmlich-zaghaftes Wesen und träumerisch-melancholische Veranlagung dar. Das Kostüm kleidet hier das brausende Leben, den unbändigen Eros. Seine Bestimmung ist, in scheinbar geregelten bürgerlichen Verhältnissen »Unheil anzustiften«. Deswegen ist Lulu unheimlich kokett, von einer »Teufelsschönheit«, in die sie selbst zum Sterben verliebt zu sein scheint. Sie sonnt sich an den begehrlichen Blicken der Männer und ihre Selbstgefälligkeit kennt keine Grenzen. Alle Künste der Dressur scheitern an ihrer Triebhaftigkeit. Vergeblich steht ihr Mann Schildwache vor der Garderobe, umsonst kommandiert er sie wie bei der Hundedressur hin und her und versucht mit seiner Violine, sie in die vorgeschriebenen Tanzschritte zu zwingen. Für einen Moment allein gelassen, wird sie ihren dämonischen Tanz anheben, das Brustbild ihrer Konkurrentin zerstampfen, Doktor Goll umbringen und den hilflosen Maler verführen.

Wedekind vergegenwärtigt den Konflikt auf eine glänzende und bühnengerechte Weise. Die beiden geknechteten Gestalten, der Maler und sein Modell, werden unerwartet von der Kette losgelassen, was in einen unausweichlichen Kampf führt. Wie in vielen Werken dieser Zeit wird dabei eine archetypische Konstellation angestrebt und verwirklicht: Mann und Weib

ermessen sich in einem dynamischen »Fangen spielen«. Dauernd provoziert, verliert der Maler die Fassung, wirft den Pinsel weg, geht auf und nieder, versucht erneut zu malen, bis er schließlich von der Verlockung völlig überwältigt, sich dem wilden Jagen hingibt. Der erfahrene Theaterpraktiker Wedekind läßt sie dabei über die Ottomane springen, eine Trittleiter beklettern, Staffelei und spanische Wand umwerfen. Ans Ziel gelangt, signiert der Maler seinen errungenen Besitz mit dem vielsagenden Namen Eva. Die Atelierszene mündet aber in kein fades Happy-End. Am toten Ehemann demonstriert Lulu ihre Gefühllosigkeit und Schwarz begreift schnell, daß sie »entsetzlich« und »vollkommen verwildert« sei. Die neuen Partner sehen einander mißtrauisch an. Fieberhaft versucht der Maler seine kleinbürgerlich anmutenden Grundsätze von Gott, Seele oder Liebe bei Lulu bestätigt zu finden. Vergeblich und zu spät! In der Schlußszene beneidet er den toten Ehemann und seinen Vorgänger. Der Tod wird ihn tatsächlich schnell ereilen. Auch er wird an der unersättlichen erotischen Flamme, die in Wedekinds Kopf entfacht worden ist, verbrennen!

*

Im Zusammenhang mit unserem Thema ist es bestimmt nicht abwegig, auch das bekannte Spätwerk von Arthur Schnitzler *Fräulein Else* (1924) in Betrachtung zu ziehen. In dieser Monologhovelle posiert die Titelheldin zwar keinem Maler, sie wird aber von einem Kunsthändler aufgefordert, sich ihm in einer Sommernacht auf einer einsamen Waldlichtung »nur von Sternenlicht bekleidet« zu zeigen. So bildet ein Spannungsverhältnis zwischen dem Ästhetischen und dem Erotischen auch hier die Grundlage der Geschichte. Im Unterschied zu Wedekind, der auf der Bühne seine Gedankenspiele belebt und dabei ganz ohne Psychologie auskommt, ist es erstaunlich wie es Schnitzler gelungen ist, dem gleichen Motiv so Vielfältiges abzugewinnen.

Zahlreiche Kritiker haben schon die von Schnitzler entworfene Gestaltungsform eines literarischen Psychogramms eingehend interpretiert und bewundert. Selbst Sigmund Freud hat ihm seinen Lob nicht vorenthalten: »Ja ich glaube, im Grunde Ihres Wesens sind Sie ein psychoanalytischer Tiefenforscher, so ehrlich unparteiisch und unerschrocken wie nur je einer war.«[6] Müller-Seidl hat expliziert, wie exakt die medizinischen Befunde dieses »Schriftstellerarztes« in der Novelle wiedergegeben sind. Das Ergebnis sei jedoch keine Krankengeschichte, sondern »ein in jeder Hinsicht ästhetisches Gebilde«.[7] Der Kritiker

[6] Sigmund Freud an Arthur Schnitzler am 14. Mai 1922. Im Buch *Arthur Schnitzler. Sein Leben. Sein Werk. Seine Zeit*, hrsg. von Heinrich Schnitzler, Christian Brandstätter und Reinhard Urbach, Fischer Verlag, Frankfurt 1981, S. 108.

[7] Walter Müller-Seidel: *Moderne Literatur und Medizin*. In: *Akten des Internationalen Symposiums »Arthur Schnitzler und seine Zeit«*, hrsg. von Giuseppe Farese, Peter Lang Verlag, Bern 1985, S. 81.

macht auch auf die soziale Dimension des Textes aufmerksam. Schmidt-Dengler[8] setzt in dieser Richtung fort und weist auf viele Stellen von zeit- und sozialgeschichtlicher Signifikanz hin. So drückt dieses literarische »Dokument einer Seele« gleichzeitig auch ein Unbehagen an der spätbürgerlichen Kultur aus. Vor allem wird der Bruch zwischen dem erotischen Verlangen des Individuums und der gesellschaftlichen Moral sichtbar. In der bereits dargelegten Komplexität des Werks ist das der springende Punkt für unsere Interpretation.

Die Protagonistin der Novelle, die neunzehnjährige Else, sieht sich gleich am Anfang in eine Grenzsituation versetzt, die ihr moralisches Dasein in Frage stellt. Für ihren in die finanziellen Schwierigkeiten geratenen Vater muß sie dringend von einem angeblichen Familienfreund eine große Summe Geld ausleihen. Von dem Kunsthändler ist, so Schmidt-Dengler, »nichts Genaues in Erfahrung zu bringen, ungeklärter Herkunft, gekleidet in die Titel, die ihm der jähe finanzielle Erfolg brachte«.[9] Als Händler weiß er jedoch, »daß alles auf der Welt seinen Preis hat« und daß man für einen Dienst auch Gegenleistung erwarten darf. Will also Else ihren Vater vor einem gesellschaftlichen Skandal, womöglich auch vor dem Selbstmord retten, muß sie ihren nackten Körper als Ware verwerten und zum Objekt des ästhetisch-erotischen Voyeurismus des gealterten Lebemannes werden.[10] Die ungewöhnliche Forderung zerstört gänzlich ihre Ruhe, nimmt ihr jeglichen Halt, und sie sinkt unaufhaltsam in die geistige Zerrüttung, die in der Psychiatrie als Ambivalenz, Doppelung und in der letzten Phase als Hysterie bezeichnet wird. Die exibitionistischen Träume, genährt durch den Genuß eigener Schönheit, die Scheu vor dem geltenden Sittenkodex, die Scham und die Frustration, die Pflichtgefühle und Empörung dem Vater gegenüber, das Verlangen und Verachten von männlichen Blicken erfolgen in einem dramatischen Zugleich. Die Selbstspaltung der Heldin zwischen Erscheinung und Sein, d.h. zwischen Außenwelt und Innenwelt, wird auf der narrativen Ebene des Textes überzeugend vergegenwärtigt, indem in Elses Introspektion alles zu einer Einheit zusammenschmilzt und indem sie eine Vielzahl an Versionen ihrer selbst entwirft. Diesen Prozeß erörtert sehr fachkundig Elisabeth Bronfen in einer Abhandlung unter dem symptomatischen Titel: *Weibliches Sterben an der Kultur*. Da sich Else weder ihres sexuellen Begehrens, noch ihrer gesellschaftlichen Position sicher ist, kann sie die Forderung des Kunsthändlers weder abweisen noch annehmen. In ihrer Verwirrung läßt sie vor den verblüfften Hotelgästen ihren Mantel fallen. Die bürgerliche Doppelmoral,

[8] Wendelin Schmidt-Dengler: *Inflation der Werte und Gefühle*. In: *Akten*, vgl. Anm. 7.

[9] *Ibid.*, S. 175

[10] Auch Wedekind hat es verstanden, Voyeurismus effektvoll einzusetzen. Sein »steinalter, wackliger« Doktor Goll zwingt die junge Frau zum Tanzen und schaut ihr vergnügt zu. Im Atelier wiederum hat er einen vorteilhaften »Beobachtungsposten«.

»welche von einer Frau fordert, sich in ein Zeichen für das männliche Begehren zu verwandeln, doch gleichzeitig die Unanständigkeit solch eines Verhaltens anklagt«[11] wird dadurch bloßgestellt. So ist es Schnitzler geglückt, ganz im Sinne Ernst Machs, die Empfindungen in ihrer Wandlung vom Physischen zum Psychischen auf eine literarisch ergreifende Weise zu analysieren und nebenbei die Verworrenheit des sexuellen Begehrens des Einzelnen mit der sexuellen Hypokrisie der ganzen Gesellschaft zu verbinden.

*

Im dramatischen und erzählerischen Werk Arthur Schnitzlers sind im allgemeinen auffallend viele Frauengestalten nachzuweisen. Hinter dieser rein quantitativen Angabe ermittelt Alfred Doppler eine bahnbrechende Leistung:

> Von 1900 an beginnt sich Schnitzler in einem für die damalige Literatur ungewöhnlichen Maß mit der sozialpsychologischen Situation der Frau zu beschäftigen; und zwar nicht bloß thesenhaft und diskutierend, sondern so, daß durch die Darstellungsperspektive im Drama und durch die Erzählperspektive in den Novellen und Romanen Empfindungen und Gedanken der Frauen, aus dem Denkschema der Männer herausgelöst, unmittelbar zur Sprache kommen.[12]

Eine Leserin des zitierten Aufsatzes hat an der Margine vermerkt: »So wie Schnitzler Frauen sieht!« Der Einfall besagt, daß der Dichter, auch wenn er seine privilegierte männliche Position aufgibt und bestrebt ist, ganz aufrichtig das Denken und Fühlen einer Frau darzustellen, auch weiterhin ein Mann, d.h. ein Betrachter von außen bleibt. Es wäre daher interessant, an einem Beispiel nachzuforschen, wie sich eine Schriftstellerin über die Darbietung der Weiblichkeit in der bildenden Kunst äußert.

Ein knappes Jahr vor der Novelle *Fräulein Else* ist in Wien der Roman *Die Heimatlosen* einer unbekannten Autorin, namens Wilma von Vukelich, herausgekommen. Diese in Kroatien lebende und Deutsch schreibende Jüdin widmet ihren Erstling der damals so zahlreichen jüdischen Gemeinschaft in Ungarn. Ohne richtige Verbundenheit mit Landschaft und Menschen der Wahlheimat erleiden die Juden unterschiedliche innere Schäden und lassen sich von allen denkbaren Ideen, Moden und neuen Lebensweisen verleiten; alles in der Bestrebung, irgendwo doch Wurzel zu schlagen. Von den zahlreichen Protagonisten gilt unsere Aufmerksamkeit einer jungen Schönheit.

[11] Elisabeth Bronfen: *Weibliches Sterben an der Kultur*. In: *Die Wiener Jahrhundertwende. Einflüsse. Umwelt. Wirkungen*, hrsg. von Jürgen Nautz und Richard Vahrenkamp, Böhlau Verlag, Wien 1993, S. 472.

[12] Alfred Doppler: *Der Wandel der Darstellungsperspektive in den Dichtungen Arthur Schnitzlers* (Mann und Frau als sozialpsychologisches Problem). In: *Akten*, vgl. Anm. 7, S. 46.

Lydia repräsentiert die dritte Generation nach dem Verlassen von Getto. Ihr schäumendes Temperament widerspiegelt den wirbelnden Lebenspuls der Großstadt Budapest. In ihrer Lebensgier und Genußsucht sind die Sehnsüchte vieler Geschlechter kumuliert. Nebst dieser historischen Deutung ist ein Zeitbezug nicht zu übersehen. Der Roman ist während des Ersten Weltkrieges und unmittelbar danach verfaßt worden, durchaus im Sinne der expressionistischen Poetik. So ist in Lydias Natürlichkeit und Lebendigkeit leicht die expressionistische Huldigung an den Lebensrausch und Vitalismus zu erkennen.

Eine der vielen Verlockungen der Großstadt ist das Angebot an Kunst gewesen. Ein viel umschwärmter Maler, Gerö, ist aus der Kunstmetropole Paris zurückgekehrt und die Malerei wird zu Lydias neuesten Spleen. Der Meister ist ein überlegener Weltmann, in Umgang mit Frauen erfahren, in seiner Weltanschauung und Kunstauffassung ein typischer Vertreter seiner Zeit und seines Berufs. Durchaus nietzscheanisch verachtet er die Frauen, die sich dem Bösen und Gemeinen nicht entziehen können, und schwärmt als Künstler von der »großen, reinen Schönheit«, die »das Vollkommene« in sich verkörpert. »Die Vollkommenheit stirbt aus und der Dirnentypus beherrscht das Leben, die Malerei und die Literatur«[13], klagt der Meister. Sein kränklicher Ästhetizismus korrespondiert gänzlich mit dem Wiener Schönheitsideal der Jahrhundertwende. So hat z.B. Peter Altenberg über Klimt geschrieben:

> Ebenso sind die ... Leiber aller dieser Frauen, asketisch – mager – zärtlich – zart, die Finger, die Hände, die Arme, die Beine dieser Holdesten, von der öden bösen, nur Geist und Seele belastenden Materie fast Erlösten![14]

Obwohl Gerö die Verderbtheit der Budapester weiblichen Kreise anekelt, kann er sich der Faszination des nackten Körpers nicht entziehen. Seine Gemälde zeigen »leuchtendes Fleisch in sieghafter Nacktheit«, selbstverständlich in mythologische und historische Szenen eingebettet. Er fleht Lydia an, ihm für das Aktbild einer assyrischen Königstochter Modell zu stehen.

> Denn wer so schön ist, gehört nicht nur sich selbst an und jenem, der sich das Recht auf diese Schönheit am Traualtar kauft. Er gehört jederman, der die Fähigkeit hat, sich an dieser göttlichen Schönheit göttliche Räusche zu holen ... er gehört dem Künstler vor allem...![15]

Gerö akzeptiert keine Argumente der Philistermoral, noch weniger die Gebräuche, nach denen die Mädchen aus guter Gesellschaft an den besten Käufer verschachert werden. Im Gegensatz zu Wedekinds Maler zeigt er also

[13] Wilma von Vukelich: *Die Heimatlosen*, Deutsch-Österreichischer Verlag, Wien 1923, S. 130.
[14] *Marksteine der Moderne*, S. 4.
[15] *Die Heimatlosen*, S. 133.

mehr Selbstbewußtsein und Freiheit, sowohl im ästhetischen als auch im sozialen Bereich.

Ebenso wie Fräulein Else, wehrt sich hier Lydia vor den letzten Enthüllungen. Bei Schnitzler kehrt das Motiv »Sich-im-Spiegel-bewundern« fast leitmotivisch wieder. Indem Else am Spiegelbild ihre Körperlichkeit erforscht, wird sie zu ihrem eigenen Betrachter, und zwar durch die Optik eines Mannes. Der Kampf zwischen Mädchenscham und Begierde wird auch bei der Vukelich vor dem großen Stehspiegel ausgetragen. Lydia hat dabei den Eindruck, sich selbst mit fremden Augen zu beobachten. »Sie fühlte: der Rausch ihres Körpers, ihrer Schönheit, die sie selber wie ein Heiliges genoß, hatte den andern ergriffen, der Künstler war und Mann.«[16] Dem Blick des Mannes weicht das Mädchenhafte, das Noch-Hermaphroditische; Lydia wird zur Annahme ihrer weiblichen Position, zur Anerkennung ihrer Sexualität gezwungen. Ein »Frühlings Erwachen« erschüttert ihr ganzes Wesen, sie verwandelt sich über Nacht, eilt zum Maler, entschlossen, ihm »das Letzte zu geben ... restlos und ohne zu feilschen«.

Der Maler führt sie in sein Atelier, in einen nüchternen und hellen, zweckmäßig eingerichteten Arbeitsraum. Auch Gerö trägt den weißen Arbeitskittel, wie der Arzt beim Sezieren. Der von der Begierde fiebernde junge Leib schreit ihm entgegen.

> Gerö aber malte. Die Stirne in Falten gelegt. Das Auge verkniffen. Die Lippen fest aneinandergepreßt. Ein fremder Geist lag auf diesem Männergesicht. Eine tiefe In-sich-Gekehrtheit, die nur in Momenten die Verbindung mit dem Modell sucht. Dann saugt sie sich fest an diesem. Gleitet von Form zu Form. Sachlich. Mit der kühlen Überlegenheit des Forschers, die sich restlos umsetzt in die Glut des Schaffens, in jene Glut, die einzig imstande ist, die Sinnlichkeit des Mannes aufzusaugen, und sie in das Geschaffene legt.[17]

Ästhetische Betrachtungsweise ist halt eine distanzierte, in bezug auf Eros sterile Weise. Auch der bekannteste Maler von erotischen Figurationen der Jahrhundertwende, Egon Schiele, zeugt seltsamerweise von dieser Entrückung vom Gegenständlichen, von der Entfernung vom Modell.[18] Maler

[16] *Ibid.*, S. 130.
[17] *Ibid.*, S. 141 f.
[18] Die weißen, bleichen Mädchen zeigen mir
ihre schwarzen Beine und die roten
Strumpfbänder
und sprechen mit schwarzen Fingern.
Ich aber dachte an die weiten Welten,
an Fingerblumen –
ob ich selbst da bin,
hatt ich kaum gewußt.
Egon Schiele (1919), *Marksteine der Moderne*, S. 4.

Gerö erforscht das Prinzip des Göttlichen, folgt dem Schwung der Linien, das begehrende Zittern unter der Haut des Modells nimmt er nicht war. Lydia spürt wie er ihr die Seele von dem Körper trennt, ja, ihr den Körper stiehlt, um ihm die eigene Seele einzuhauchen. Der Maler brennt darauf, sie in einem Kunstwerk zu verewigen, aber diese Erhebung zur Symbolträchtigkeit bedeutet gleichzeitig die Auflösung des wahren Lebens. Von der Ästhetik geprägte Beobachtung hat auch Else als eine Verdinglichung und daher als eine Gefährdung erlebt, als eine imaginäre Tötung. Der Tod geistert häufig durch ihre Gedanken und Träume, und zum Schluß vermacht sie »den Anblick ihres Leichnams« dem ältlichen Ästheten Dorsdey. Auch Lydia bäumt sich dagegen auf, nur für eine vollendete Form gehalten zu werden, für ein Objekt für seine Kunst, an dem der Maler seine Größe aufbauen wird. Einsam in ihrer Blöße in dem weiten Atelier, von Zorn und Scham überwältigt, beleidigt und erniedrigt, bricht sie schließlich zusammen. Der Maler bleibt Gefangener seiner esoterischen Vorstellungen, begreift nicht einmal, daß er für einen Augenblick von dem Wunder des Lebens angehaucht worden ist. Um den peinlichen Vorfall leichter zu überwinden, stempelt er Lydia als »eine kleine Hysterikerin« und »ein zimperliches Bürgermädchen« ab.

Im dynamischen Wechselspiel, im gegenseitigen Durchdringen von psychoanalytischen und sozialkritischen Momenten hat Schnitzler die Krisis einer jungen Frau vielseitig beleuchtet. Im Roman *Die Heimatlosen* gibt die besondere ethnische und soziale Stellung der ungarischen Juden zwar einen Hintergrund für die Lebensweise von Lydia, dieser verblaßt aber vor ihrer erwachenden Weiblichkeit. Sie wird generativ und apodiktisch vorgestellt, wie es für die ideelen Entwürfe des Expressionismus schon typisch gewesen ist. So ist es der Autorin nicht gelungen, so viele Finessen der weiblichen Psyche zu berühren, wie das bei ihrem männlichen Kollegen der Fall ist. An der Schreibweise ihres Romans kann man die expressionistische Poetik studieren, diesen Stil erlebt man heute im allgemeinen als exaltiert, in ihrer Beschreibung der Schönheit auch als schwülstig. Als junges, aufgewecktes Mädchen hat die Autorin die führenden kroatischen Modernisten kennengelernt (Robert Frangeš, Vlaho Bukovac, Bela Čikoš-Sesija...) und in ihren Ateliers aufregende Stunden verbracht. Ihre zuverlässige Einsicht in die Problematik der modernen Malerei hat sich sehr vorteilhaft bei der Gestaltung der hier interpretierten Szene erwiesen.

*

Die durchgeführte Nachforschung hat gezeigt, daß das Atelier in der Literatur der Jahrhundertwende zu einem bedeutenden Schauplatz geworden ist. Die darin sich abspielenden Ereignisse sind sowohl für die neuen Kunstbestrebungen als auch für die Versuche der Auflockerung der erstarrten Moralbegriffe signifikant. Das spannungsvolle Verhältnis zwischen dem Künstler und seinem Modell wird in unterschiedlichen Variationen ausgeführt: mit

Frauen, die von »femme fatale« bis zu den Mädchen aus guten Häusern reichen; mit Malern, die aus untergeordneten Stellungen zu den Anklägern der gesellschaftlichen Talmimoral aufsteigen. Diese Vielfältigkeit ist ja charakteristisch für den Willen bei der »Umwertung aller Werte«, die jene Zeit geprägt hat. Das Motiv scheint für die Bearbeitung in verschiedenen Genres geeignet zu sein: für die epischen Berichte und für die dramatische Zuspitzung. Wichtige Kunstzentren – München, Wien und Budapest, mit ihrer eigenartigen Atmosphäre, geben den bunten Hintergrund für die Entfaltung des Motivs.

Die bildenden Künste haben zur Zeit der Jahrhundertwende einen ihrer Glanzpunkte. Die sterile akademische Kunst aus dem Halbdunkel der Studios weicht der farbenfrohen Pleinairmalerei. Dieser Schritt ins Freie bedeutet auch die Belebung der angewandten Kunst, der Gebrauchskunst. Bedeutende Errungenschaften der Wiener Sezession sind in der Architektur erzielt worden: das Artefakt ist ein Teil des Straßenbildes, jedem zugänglich. Das Wohlstandsbürgertum ist angewachsen und zum beachtlichen Abnehmer von Kunstwerken avanciert. Aus diesem Kreis treten die ersten Sammler hervor, viele halten den Ankauf von Gemälden für eine gute Kapitalanlage. Der große Aufschwung bedeutet aber gleichzeitig einen Scheidepunkt. Schon 1861 ist in Wien die »Photographische Gesellschaft« gegründet worden, um 1900 aber ist die Photographie im allgemeinen als neues Kunstmittel anerkannt. Hervorragendes leistet das neue Medium insbesondere in Porträtphotographie, womit die Malerei einer ihren wichtigsten Aufgaben enthoben wird. Die Maler unseres Jahrhunderts schlagen neue Wege ein. Statt weiterhin die Wiedergabe der Wirklichkeit anzustreben, erforschen sie die reine Wirkung von Farben, geben sich dem freien Spiel mit Formen hin. Eine der Folgen ist das schnelle Verschwinden des hier untersuchten literarischen Motivs.

Dank Carl Sternheim ist der große Wendepunkt auch literarisch festgehalten worden. In der 1911 geschriebenen Komödie *Die Kassette* ist eine wichtige Rolle dem Photographen Seidenschnur zugefallen, der sich schlicht für »ein geniales Talent« hält und davon träumt, Maler zu werden und die Meisterwerke der Renaissance zu übertreffen. In seinem »fünfmal prämiierten Atelier« arrangiert er seine Aufnahmen sehr theatralisch und »expressionistisch«, gibt sich für einen verfeinerten, im bürgerlichen Milieu mißverstandenen Ästheten und »Kulturmenschen« aus, die Hochzeitsreise nach Italien tarnt er als Studienreise. Hier erklingt noch einmal das alte Motiv von Künstlern und Modellen; da es sich aber um eine Komödie handelt – in der parodistischen Verdrehung!

> Wir armen Künstler, die wir in hohem Maß vom Modell abhängig sind! Was wäre Phidias, hätten ihm die schönsten Helleninnen nicht den herrlichen Leib ohne Scham geboten; was Michelangelo...[19]

[19] Carl Sternheim: *Die Kassette*, Luchterhand Verlag, Darmstadt 1978, S. 58 und 42.

An Sternheims Photographen ist alles unecht, vor allem das Sprechen und Benehmen. Seine affektierte Redeweise, besonders die über die Frauenschönheit und Kunst, ist eine humorsprühende Parodie des expressionistischen Pathos. Dieser Don Juan-Typ, der gleichzeitig mit dem Dienstmädchen, mit der Herrin und der Tochter des Hauses angebändelt hat und von einem Herzen, empfindlich »wie eine photographische Platte«, spricht, frönt in der Tat nur einer einzigen Leidenschaft – der Geldgier. Das kleinbürgerliche Gerede über Kunst und Sinnlichkeit wird schonungslos als Lüge entlarvt.

Zagreber Germanistische Beiträge 4(1995), 13–33

IRONISCHER PLURALISMUS

ZU EINER FRÜHEN ERZÄHLUNG THOMAS MANNS

Viktor ŽMEGAČ
(Universität Zagreb)

Zusammenfassung

Gegenstand der Untersuchung sind die thematischen, erzähltechnischen und geistesgeschichtlichen Aspekte von Thomas Manns Erzählung *Der Weg zum Friedhof*. Dieses vergleichsweise wenig beachtete frühe Werk nimmt mit manchen Motiven dominierende Züge des Gesamtschaffens vorweg, etwa im Hinblick auf die Bedeutung der Groteske, einer Stilkategorie, die vom Autor zu den wichtigsten Kategorien der modernen Literatur gezählt wurde. Nicht weniger wichtig ist die Rolle des kommentierenden, ausgesprochen spielerisch eingesetzten transzendentalen Erzählers, in dessen Taktiken narrative Verfahrensweisen mancher späteren Werke (*Der Zauberberg*, *Joseph und seine Brüder*, *Der Erwählte*) erkennbar sind. Und schließlich ist die kleine, doch höchst bezeichnende Erzählung eine Quelle für kulturhistorische Erkundungen zu charakteristischen Anschauungen der Jahrhundertwende im Bereich der Lebensphilosophie.

Es erscheint auf den ersten Blick abwegig, Thomas Manns Erzählung *Der Weg zum Friedhof* mit Arthur Schnitzlers Monolognovelle *Leutnant Gustl* in Verbindung zu bringen. Und dennoch lassen die beiden Werke eine literaturgeschichtliche Konstellation erkennen, die zu denken gibt. Ein vordergründiger, wohl aber auch symbolhafter Umstand ist darin zu sehen, daß die Texte ein gemeinsames Erscheinungsjahr aufweisen: das Jahr 1900. An der Schwelle des neuen Jahrhunderts erschienen, veranschaulichen sie in nahezu extremer Form das Nebeneinander völlig unterschiedlicher, ja entgegengesetzter Schreibweisen.

Für aufmerksame Beobachter der literarischen Szene mußten Merkwürdigkeiten dieser Art ein Omen dafür sein, daß eine Zeit angebrochen sei, in der die künstlerische Bereitschaft, von stilistischer Mannigfaltigkeit Gebrauch zu machen, mehr denn je ein Zeichen der Epoche sein würde. Die eigentümlichen Konsequenzen, die der Wiener Autor aus den Voraussetzungen naturalistischer Mimesis gezogen hat, sind schon oft literarhistorisch gedeutet worden, vor allem im Hinblick auf den uneingeschränkten Rückzug

Der vorliegende Aufsatz gehört zu einer Reihe von Jahrhundertwende-Studien, mit denen der Autor seit dem Frühjahr 1994 beschäftigt ist. Ideale Arbeitsbedingungen (an der Universität Siegen sowie im Deutschen Literaturarchiv in Marbach am Neckar) verdankt er einem Forschungspreis der Alexander von Humboldt-Stiftung.

des vermittelnden, transzendentalen Erzählers aus dem narrativen bzw. darstellenden Text. Mit der Tilgung der Erzählerrolle geht der Verzicht auf subjektive Ironie einher; Ironie erscheint damit nur durch die Mittel objektiver Figurenkonstellationen möglich. Am deutlichsten ist jedoch die Einbuße, geht man von der Bedeutung des spielerisch-relativierenden Charakters der erzählerischen Freiheit aus. Der innere Monolog etwa führt *in* das Geschehen – der frei waltende Erzähler steht *über* dem Geschehen und behandelt dieses gleichsam als ein Spielfeld, das grundsätzlich determinationsfrei ist.

Die Vorstellung von Schockwirkungen pflegt man üblicherweise mit neuen, ungewohnten künstlerischen Verfahrensweisen zu verbinden. Wirkungen dieser Art beruhen indes nicht unbedingt auf verwirrender Neuheit; auch das verdrängte Alte kann manchmal – unerwartet – den Erwartungen der Leser einen Stoß versetzen. Ein auf die strenge Sachlichkeit naturwissenschaftlich ausgerichteter Prosa eingeschworenes Publikum mußte von der eigenwilligen Machart von Manns Erzählung befremdet sein. Manche sahen in den Kapriolen des Textes vielleicht eine Spielart von höherem Jux, eine Auffassung, die im Hinblick auf den Erscheinungsort des Werkes, die satirische Zeitschrift »Simplizissimus«, einiges für sich hat. Wie dem auch sei, die kleine Novelle des Lübecker und Münchner Autors demonstrierte (im Doppelsinn des Wortes) die Bereitschaft, das wissenschaftliche Gebaren und die psychologische Strenge in die Schranken zu weisen und Freiräume zu eröffnen für narrative Ungebundenheit, übrigens ganz im Geist einer großen, ins 18. Jahrhundert zurückreichenden Tradition.

Worauf es ankommt, erkennt man bereits im einleitenden Abschnitt der Erzählung, in dem unübersehbar die erzähltechnischen Weichen gestellt erscheinen. Im Gegensatz zur naturalistischen »Methode«, die, wenn auch vergeblich, alles daran setzt, den Erzählvorgang zu verbergen und die Stofflichkeit möglichst eindringlich zu vermitteln, lenkt das transzendentale Erzählen die Aufmerksamkeit des Lesers auf den narrativen Vorgang: es legt sozusagen die Gesetze der textuellen Machart frei und macht, zumindest partiell, den Erzählakt zu einem der Helden der Geschichte. In keinem Abschnitt der genannten Erzählung Thomas Manns wird dem Leser die Tatsache verborgen, daß es sich um eine künstliche und kunstvolle Unternehmung handelt, in der die Gesetze des Lebens den Gesetzen der Literatur untergeordnet sind.

In den wenigen Beiträgen zur literaturwissenschaftlichen Betrachtung dieser Novelle hat man auf den eigentümlichen satirischen oder persiflierenden Charakter des Textes in bezug auf die zentralen Motive des Gesamtwerkes hingewiesen. Unbeachtet ist hingegen die besondere parodistische Tönung im Hinblick auf den Erzählvorgang geblieben, obwohl gerade diese Eigenschaft zu den maßgeblichen geschichtlichen Signaturen gehört.

Signalwirkung hat bereits, gleich zu Beginn, eine Merkwürdigkeit im erzählerischen Schalten und Walten, die auf eine skurrile Weise den grotesken Zug des dargestellen Geschehens ankündigt. Es handelt sich um eine Art narrativer Verstellung nach dem Muster einer gleichsam infantilen Darstellungsweise, so wenn es in der Schilderung des Weges und der Straße zum

Friedhof (in einer nicht näher bestimmten Landschaft) unter anderem heißt: »Was die Chaussee betraf, die von Bäumen, knorrigen Buchen gesetzten Alters, flankiert wurde, so war sie zur Hälfte gepflastert, zur Hälfte war sie's nicht.« (9, 147) In dieser Manier erzähltechnischer Redundanz geht es eine Zeitlang weiter. Ein Fuhrwerk wird erwähnt, und auf diesem ein »gelbes Hündchen«, dessen Beschreibung immerhin einige Zeilen (und etliche Attribute) in Anspruch nimmt – nur um in folgender lakonischen Feststellung zu gipfeln: »aber leider gehört es nicht zur Sache, weshalb wir uns von ihm abkehren müssen«. Wenige Sätze danach heißt es dann noch: »Ein zweiter Wagen schlich, von der Stadt kommend, gegen das nächste Dorf. Der Fuhrmann schlief, und ein Hündchen war nicht darauf, weshalb dieses Fuhrwerk ganz ohne Interesse ist.«

Alle diese Sätze müßte man kindisch nennen, dienten sie in ihrer Sinnwidrigkeit nicht einem wohl bedachten Zweck; nämlich dem Versuch, Aufmerksamkeit zu wecken für die Tatsache, daß im »ungeschickten« Erzählen, in der erzählerischen Karikatur gleichsam, letztlich die Scheinhaftigkeit eines jeden narrativen Vorgangs erkennbar wird. Menschen, Tiere oder Gegenstände, die vom Erzähler eingeführt und gleich wieder eingezogen werden, zeigen ja nur, daß alles in der erzählerischen Welt, auch wenn es noch so natürlich erscheint, doch nur ein Ergebnis auswählender Absicht ist, eine »Wirklichkeit« voller Versatzstücke und Arrangements. Die Illusionen des Naturalismus werden damit an der empfindlichsten Stelle getroffen. Ein solcher ästhetischer Handstreich muß sicherlich zu den Absichten des Autors gezählt werden.

Er ist im Schaffen Thomas Manns übrigens kein Einzelfall. Die Neigung, dem Leser parodistischen Anschauungsunterricht in Literaturtheorie zu bieten, ist bei ihm auch sonst ausgeprägt. In der 1903 erschienenen Erzählung *Tristan* läßt sich der scheinbar infantile Erzählton abermals auf einprägsame Weise vernehmen, so etwa wenn in der Vorstellung des Schauplatzes, eines Sanatoriums, und der Figuren folgende Bemerkung fällt: »Übrigens ist, neben Herrn Doktor Leander, noch ein zweiter Arzt vorhanden, für die leichten Fälle und die Hoffnungslosen. Aber er heißt Müller und ist überhaupt nicht der Rede wert.« (9, 171) *Tristan* ist nicht zufällig eine kleine Vorstudie zum *Zauberberg*, dem Roman, in dem die Souveränität des transzendentalen Erzählers alle Register zieht. Besonders beachtenswert ist indes eine Parallele, die beweist, daß die Neigung, von einem narrativen »Kindermund«, wie man das Verfahren noch nennen könnte, Gebrauch zu machen, bis hin ins Spätwerk bemerkbar ist. Der letzte vollendete Roman, *Der Erwählte* (1951), verknüpft mittelalterliche Erzählelemente mit den Praktiken verfremdender Diktion, wobei trotz aller stofflichen Unterschiede der Zusammenhang mit den erzählerischen Einfällen der frühen Novellen deutlich sichtbar ist. Das Kapitel »Der Zweikampf« endet, ebenfalls überraschend und lakonisch, mit den Sätzen: »Nicht wenige städtische Streiter waren leider ausgesperrt, die wurden wohl erschlagen. Aber sie waren ja nur Nebenpersonen, und Roger, der Spitzbart, war gefangen.« (7, 179)

Nur völlige Naivität gegenüber Kunstdingen könnte meinen, daß bei einem solchen Umgang mit epischen Figuren moralische Bedenken angezeigt seien. Auch hier geht es um ein Spiel mit literarischen Konventionen, diesmal um die unumgängliche Konsequenz der Unterscheidung zwischen Hauptgestalten und Nebengestalten, wenn nicht gar zwischen »Helden« und bloßen epischen Statisten. Der Erzähler verfährt parodistisch-verfremdend, indem er die Konvention freilegt und die Dinge, an einem drastischen Fall, unverblümt beim Namen nennt.

Spiele und Spielchen dieser Art gehören heute – man schreibt die Daten der Postmoderne – zum literarischen Alltag. Die Kontinuität, von Thomas Mann über Döblin und Grass bis hin zu vielen Autoren der Gegenwart, scheint nicht abreißen zu wollen. Die Jahrhundertwende mit ihrer Rückbesinnung auf abgelegte Muster und ihren pluralistischen Experimenten mit alt und neu hat dabei eine maßgebliche Rolle gespielt, allem voran die erzähltechnische konservative Revolution des großen Lübeckers. Er und seine wenigen gleichgesinnten Zeitgenossen erachteten den literarischen Naturalismus als eine geschichtliche Episode ohne verbindliche Bedeutung und stellten damit wieder eine Verbindung mit der einige Jahrzehnte lang verpönten Überlieferung des antideterministischen Erzählens her, d.h. der Tradition von Fielding und Diderot bis Balzac und Gogol (einer Tradition, die nie ganz verschwand, man denke nur an Raabe, die sich jedoch im Zeitalter des konsequenten Realismus und Naturalismus völlig im Abseits befand).

Ein Exkurs mag zeigen, womit die Jahrhundertwende sonst noch aus dem Repertoire des wiederentdeckten Erzählens aufwartete. Ein bezeichnendes Beispiel kann dem kleinen Roman *Die Schlangendame* (1896) von Otto Julius Bierbaum, eines der rührigsten Schriftsteller der Münchner und Berliner Literaturszene der Jahrhundertwende, entnommen werden. Das letzte Kapitel erinnert den Leser an die Tatsache, daß die scheinhafte Selbstverständlichkeit des dargestellten Geschehens nur eine Illusion ist und daß die naturalistischen Stilmittel ja nur vom Faktum ablenken, daß jeder Schritt im Ablauf der Handlung ein Ergebnis auktorialer Entscheidung im Rahmen bestimmter Gattungsnormen ist. Was sich zuweilen als zwingende Logik des erzählerischen Ablaufs empfiehlt, ist stets nur die Folge der Wahl zwischen mehreren Möglichkeiten, kurzum: Arrangement. In Bierbaums Schlußkapitel werden durch die Intervention des Erzählers ebenfalls die Karten auf den Tisch gelegt: wer die Geschichte ersonnen hat, hat auch freie Hand, deren Schluß zu bestimmen.

> Wäre ich nicht der exakte Mann mit dem Thatsächlichkeitsrespekte, den die realistischen Zeitläufte großgesäugt haben, – ich hoffe, Leser und Leserin danken es ihnen –; wäre ich einer von jenen prinzipienlosen Fabulisten, die sich nicht entblöden, die Spannung des Lesers durch emsig herbeigelogene Hindernisse, Intriguen, Zufälle, Beinbrüche, falsche Testamente, aufgefundene Taufscheine, und Gott weiß was noch für jammervolle Schwindebehelfe grausam und systematisch zu steigern, ... so wäre mir es, bah, ein Leichtes, so vieles und erstaunliches Zeug zu erfinden, daß Ihnen Hören und Sehen vergehen sollte, ja, ich will es gar nicht für ausgeschlossen erklären, daß ich dieser

SVEUČILIŠTE U ZAGREBU
FILOZOFSKI FAKULTET

> wahren Geschichte am Ende einen tragischen Trichter voll gräßlich siedenen Öles furchtbarer Vergeltung überstülpen könnte. Ich könnte z.B. den unglückseligen Vater der heuchlerischen Schlangendame am Hochzeitsaltar erscheinen und mit Donnertone rufen lassen: 'Halt ein, Verworfene! Nimm erst den Fluch Deines Erzeugers!' Das wäre gewiß ein aufregendes Ereignis, und es würde mir das Lob der Gutgesinnten einbringen, die da mit Recht wünschen, daß die Tugend belohnt und das Laster bestraft werde. – Ich könnte aber auch anderen berechtigten Wünschen entgegenkommen. Ich könnte jenen Impresario auftauchen lassen. Jenen Impresario, Sie erinnern sich, mit dem Paul in Paris, London, Brüssel gewesen ist. (2, 143 f.)

Beachtet man den stilgeschichtlichen Kontext, so zeichnet sich in den genannten Werken mehr ab als gelegentlicher Literatenulk. Vor allem bei Thomas Mann kann das Gewicht des Gesamtwerkes in die Waagschale geworfen werden, wenn die stilhistorische Bedeutung bestimmter Erzählformen abzuschätzen ist. Wenn nicht bei allen Autoren, doch zumindest bei Mann ist, trotz mancher naturalistischen Züge im Frühwerk, die Formenwahl das Zeichen einer demonstrativen Absage an die Konsequenzen der Verpflichtung gegenüber naturalistischem Determinismus und naturalistischer Mimesis.

Die in den Jahren um 1900 mehr oder minder ausgeprägte Loslösung vom Naturalismus zeigt sich im *Weg zum Friedhof* freilich nicht nur an einzelnen Maßnahmen der Darstellungsstrategie. Von entscheidender Bedeutung ist die eigentümliche Figurenkonstellation. Bestritten wird sie im wesentlichen von nur zwei Gestalten, so daß man von einer Begegnungs- oder Dialogsituation sprechen kann. Dabei ist die eine Figur nach allen Maßstäben herkömmlicher literarischer Ausstattung die Hauptgestalt. Lobgott Piepsam, so der ebenfalls ins Groteske weisende, nahezu sprechende Name, ist zweifellos der »Held« der Geschichte, trennt man von dieser Bezeichnung die Vorstellung von besonderer physischer und moralischer Wertigkeit. Sein Gegenspieler, ein junger Radfahrer, ist ebenfalls mit einigen äußeren und inneren Zügen ausgestattet, doch diese Figur gehört einem anderen Bereich literarischer Ordnung an. Die Erscheinung, daß in einem Literaturwerk manche Gestalten durch Namen gekennzeichnet erscheinen, andere dagegen eine Berufs- oder Charakterbezeichnung als Kennmarke tragen, ist, namentlich im Bereich des Dramas, seit langer Zeit bekannt. Doch hier liegen die Dinge anders als etwa in Büchners *Woyzeck*, um aus der Fülle von Beispielen ein Werk zu wählen, das einen entfernten Vergleich erlaubt.

Auffallend ist die ironische Leichtigkeit, mit der der Autor Grundsätze aus dem eisernen Bestand des Naturalismus über Bord wirft und in der Figurenanordnung einen eigentümlichen Schwebezustand herbeiführt, indem er neben Piepsam (der auf eine im wesentlichen auch für die Naturalisten annehmbare Weise dargestellt erscheint) eine Figur installiert, die durch eine parodistische Anleihe bei der Tradition der literarischen Allegorie zustandegekommen ist. Diese seltsame Nebeneinander und Miteinander unterschiedlicher, logisch schwer vereinbarer Gestalten und Prinzipien macht nicht zuletzt den besonderen künstlerischen Reiz dieser Novelle aus.

Nicht alle Züge der Erzählung waren dazu angetan, den dem Naturalismus geneigten Leser zu überraschen. Bestätigt wurden die Erwartungen mancher zeitgenössischer Leser vor allem von der Präsentation der Gestalt Piepsams. Heute hat man beim Lesen sogar den Eindruck, dem Autor sei es darauf angekommen, mit den Mitteln der Überzeichnung, einem parodistischen Verfahren also, so etwas wie einen kleinen Katalog naturalistischer Elemente zu erstellen.

Zieht man etwa Zolas Essay über Flaubert als naturalistische Programmschrift heran, so erkennt man sehr bald, daß Thomas Manns spielerischer Umgang mit seiner Stoffwelt die Erfüllung bestimmter Forderungen der naturalistischen Doktrin einschließt. Äußere und innere Bestandteile des Darstellungsrepertoires spielen dabei eine maßgebliche Rolle. Zur grundsätzlichen Strategie der meisten Naturalisten gehört die Absicht, dem »idealistischen« Menschenbild auf den Leib zu rücken und von einem überaus bescheiden dimensionierten, alle Überhöhungen vermeidenden Menschenbild auszugehen. Der typisierende Zuschnitt entspricht dabei zwei verschiedenen, unterschwellig miteinander verknüpften Sichtweisen: einer durch Mitleidsethik und soziale Solidarität gekennzeichneten Sicht sowie einer Auffassung, in der ein nicht sehr hoch angesetzter Egalitarismus biologistische Züge trägt.

Das Ergebnis beider Ausrichtungen sind literarische Figuren, denen der poetologische Wunsch nach »Entheldung« sozusagen ins Gesicht geschnitten ist, d.h. im gesamten Habitus, von der Kleidung bis zur Haltung und Sprechweise, zum Ausdruck kommt. Verlagert sich der Blick der Erzählung vom Äußeren auf das Innere, so ist die naturalistische Sicht vertreten vor allem durch das Interesse für psychologische Erklärungen des Verhaltens, für die Wirkung vererbter Anlagen oder bestimmter Umweltfaktoren, kurz: für die körperliche und gesellschaftliche Ätiologie. Die Vergegenwärtigung von Ursache und Wirkung zählt zu den geistigen Leidenschaften der Naturalisten.

Naturalistisch in diesem Sinn, wenn auch karikaturistisch überzeichnet, kommt Gottlob Piepsam einher. Zu seiner äußeren Ausstattung gehört ein Anzug, der, wäre er in einem besseren Zustand, ein gewisses bürgerliches Ansehen signalisieren würde. Doch die passenden Attribute sind: schäbig, zu eng, abgeschabt, ausgefranst. Daran ändert auch der Zylinderhut nichts; ganz im Gegenteil, er unterstreicht nur die grotesk wirkenden Kontraste zwischen Einst und Jetzt. Zum Eindruck des Heruntergekommenen paßt auf jeden Fall das eigentliche Porträt, bestehend vor allem aus einer Schilderung von jener Art, die man in der Bildenden Kunst zweifellos eine Karikatur nennen würde.

> Er war glatt rasiert und bleich. Zwischen den ausgehölten Wangen aber trat eine vorn sich knollenartig verdickende Nase hervor, die in einer unmäßigen, unnatürlichen Röte glühte und zum Überfluß von einer Menge kleiner Auswüchse strotzte, ungesunder Gewächse, die ihr ein unregelmäßiges und phantastisches Aussehen verliehen. Diese Nase, deren tiefe Glut scharf gegen die matte Blässe der Gesichtsfläche abstach, hatte etwas Unwahrscheinliches und Pittoreskes, sie sah aus wie angesetzt, wie eine Faschingsnase, wie ein melancholischer Spaß. (9, 148)

Ganz im Gegensatz zu den ästhetischen Grundsätzen naturalistischer Mimesis erfolgt der Übergang von der Beschreibung des unmittelbar Sichtbaren zu den Bewußtseinsinhalten der Gestalt durch ein augenzwinkerndes Sich-Verständigen des Erzählers mit dem Leser. Der potentielle »Simplizissimus«-Leser wird angesprochen, und in ideeller Kumpanei verständigt man sich über den heruntergekommenen Gesellen.

> Er war ein wenig gedrückt, wie? ... es ist schwer, so lustigen Leuten wie euch dergleichen begreiflich zu machen ... ein wenig unglücklich, nicht wahr? ein bißchen schlecht behandelt. Ach, die Wahrheit zu reden, so war er dies nicht nur wenig, er war es in hohem Grade, es war ohne Übertreibung elend mit ihm bestellt. (9, 148)

Die mehrmals gebrauchten drei Pünktchen deuten gleichsam eine zögernde oder fahrige Diktion des Erzählers an, als sei dieser sich noch nicht ganz gewiß darüber, wie weit die Auskunft über Piepsams Schicksal und Vorgeschichte zu gehen habe. Doch dann gibt es kein Halten mehr, und der Conférencier der Geschichte greift voll in die Register naturalistischer Erklärungsmuster. Was man von diesen erwartete, ist nicht schwer zu erraten. Es sieht fast so aus, als habe der Autor die Absicht gehabt, mit einem kleinen Musterkatalog naturalistischer Menschendarstellung aufzuwarten, und dazu gehört – man erinnert sich naturalistischer Romane und Dramen, vor allem der erzählenden Großstadtschilderungen Zolas – die Trunksucht, das Elend in der Familie, Krankheit und Tod der Kinder, das Scheitern im Berufsleben, die Entlassung aus dem Dienst, schließlich seelische und soziale Not. Daß die Not die Trunksucht noch steigerte, gehört zum Teufelskreis dieses Schicksals.

Soweit der Motivkatalog im Sinne naturalistischer Determination. Die Schilderung bewegt sich auch hier infolge der Interventionen des kommentierenden Erzählers gleichsam in einem stilistischen Zwielicht – mit ihrer eigentümlichen Mischung von Empathie und Persiflage.

> Er trank, weil er sich nicht achtete, und er achtete sich weniger und weniger, weil das immer erneute Zuschandenwerden aller guten Vorsätze sein Selbstvertrauen zerfraß. Zu Hause in seinem Kleiderschranke pflegte eine Flasche mit einer giftgelben Flüssigkeit zu stehen, einer verderblichen Flüssigkeit, wir nennen aus Vorsicht nicht ihren Namen. Vor diesem Schranke hatte Lobgott Piepsam buchstäblich schon auf den Knien gelegen und sich die Zunge zerbissen; und dennoch war er schließlich erlegen... Wir erzählen euch nicht gern solche Dinge; aber sie sind immerhin lehrreich. (9, 149)

Piepsams literarische Ausstattung, naturalistisch aufbereitet, bildet die Voraussetzung für das eigentliche novellistische Geschehen, das für Liebhaber von Gattungsmetaphern 'dramatisch' genannt werden muß. Der problematische Held der Geschichte, der sich »auf dem Wege zu den Gräbern seiner Lieben« befindet, begegnet seinem Gegenspieler, einer Figur, deren Verhalten eine folgenreiche Auseinandersetzung hervorruft. Die literarische Beschaf-

fenheit dieser zweiten Gesalt läßt erkennen, daß man es hier nicht nur mit einem körperlichen und verbalen Zusammenstoß zweier Menschen zu tun hat, sondern auch mit einem eigentümlichen Aufeinanderstoßen zweier erzählerischer Gestaltungsformen.

Der junge Mann, der auf seinem Fahrrad Piepsam in die Quere kommt, ist auch literarisch aus einem anderen Holz geschnitzt als das naturalistische Musterbeispiel einer gestrandeten Existenz. Der Erzähler, der so viel Mühe darauf verwandte, das Aussehen, die Herkunft und die seelischen Beweggründe des Friedhofgängers dem Leser vor Augen zu führen, beläßt die zweite entscheidende Figur auf dem weitgehend unbestimmten Boden allegorischer Allgemeinheit. Psychologie, Milieulehre, Empathie scheinen plötzlich uninteressant zu sein – was zählt, ist ausschließlich das Gewicht physischer Präsenz. Und diese ist für Piepsam unerträglich irritierend, in einer Weise, bei der offenbleiben muß, was als Ursache und was als Wirkung zu gelten hat: ob der Verstoß gegen die Verkehrsordnung ihn so erbost oder ob die Erscheinung der kraftstrotzenden Verkörperung der Jugend den heftigen Affekt hervorruft. Kurz, der Anblick eines den Fußweg zum Friedhof statt die Chaussee benützenden, offenbar pietätlosen Radfahrers bringt ihn völlig aus der Fassung. Es sei nur noch daran erinnert, daß es zu einem Wortwechsel kommt, daß Piepsam durch Gewaltanwendung versucht, das Rad aufzuhalten und daß es ihm sogar gelingt, den jungen Mann zu Fall zu bringen. Dieser staucht nun Piepsam verbal zusammen, setzt sich auf seine »Machine« und fährt davon, ohne – im Doppelsinn des Wortes – weitere Rücksicht zu nehmen. Der Rest der Geschichte ist die Schilderung der ohnmächtigen Wut Piepsams, seiner verbalen Ausfälle, bis zu einem Tobsuchtsanfall, der zu einem endgültigen körperlichen Zusammenbruch führt.

Man erkennt in Situation und Ablauf das für Thomas Mann und manche anderen Autoren der Jahrhundertwende so bezeichnende Motiv der Spannung oder Auseinandersetzung zwischen den Aktanten des Gegensatzes von 'Normalität' und 'Außenseitertum', von 'Amoralismus' und 'Hilfsbedürftigkeit', von 'Schönheit' und 'Häßlichkeit'. Es kennzeichnet gerade das Erzählen Thomas Manns, daß die Gegensätze zuweilen in reinster Ausprägung, ohne umständliche psychologische Vermittlung, aufeinanderstoßen. Im *Weg zum Friedhof* führt das dazu, daß die Ausgestaltung des Motivs asymmetrisch erscheint. Der gleichsam mehrdimensionalen, psychologisch angelegten Gestalt des 'Opfers' und 'Außenseiters' steht die allegorische, ihrem Wesen zufolge also eindimensionale Figur des – auch durch technische Überlegenheit gekennzeichneten – Radfahrers gegenüber. Zum Gegensatz in der unterschiedlichen Ausstattung der Kontrahenten gehört auch der Umstand, daß die komplexe Gestalt durch auffallende Kontraste markiert ist, der junge Mann dagegen sozusagen aus einem Guß erscheint, wobei der Körper mit dem Fahrrad gleichsam eine Einheit bildet, ein physio-mechanisches Konstrukt.

Vor dem *Tonio Kröger* entstanden, geht die kleine Erzählung bereits mit jenen Attributen um, die durch den späteren Text berühmt geworden sind.

Die Vorstellung von Gesundheit, Tüchtigkeit, Sportlichkeit wird gelenkt von der Suggestivkraft bestimmter äußerer Merkmale.

> Er trug ein buntes Hemd und eine graue Jacke darüber, Sportgamaschen und das keckste Mützchen der Welt – ein Witz von einem Mützchen, bräunlich kariert, mit einem Knopf auf der Höhe. Darunter aber kam ein Wust, ein dicker Schopf von blondem Haar hervor, das ihm über die Stirne emporstand. Seine Augen waren blitzblau. Er kam daher wie das Leben und rührte die Glocke; aber Piepsam ging nicht um eines Haares Breite aus dem Wege. Er stand da und blickte das Leben mit unbeweglicher Miene an. (9, 150)

Gäbe es nicht die Gefahr der verwirrenden Verwechslung der Erzählobjekte, hätte der Autor eigentlich anstelle des Pronomens 'er' das 'es' gebrauchen müssen – denn es gibt kaum ein Werk in seinem Schaffen, in dem er der Neigung zur Allegorisierung so weit entgegengekommen ist wie gerade in der Geschichte von der Begegnung zwischen dem 'überflüssigen Menschen' (wie es in der russischen Literatur heißen würde) und dem 'Leben', dem schönen, gesunden und sorglosen. Auch dem 'rücksichtslosen' möchte man fast sagen, doch wäre das ungenau. Der Blondschopf benutzt zwar den Gehweg, doch sein Verhalten ist keineswegs herausfordernd: er betätigt die Klingel, hat also keineswegs die Absicht, den Fußgänger einfach über den Haufen zu fahren. Im Grunde ist er (es) einer Attacke ausgesetzt, überspitzt ausgedrückt: das Opfer eines mit Komplexen behafteten Wüterichs.

Man wird die gedanklichen Leitvorstellungen, sozusagen das ideelle Gepäck der folgenschweren Begegnung, jedenfalls differenzierter sehen müssen, ohne die Vereinfachungen, die auf vulgarisierende Deutungen mancher Thesen Nietzsches und der Lebensphilosophie der Jahrhundertwende zurückgehen. Kein Zweifel kann freilich daran sein, daß Manns Allegorie des Lebens, mit allen Eigenschaften der Blauäugigkeit, im umfassenden kulturgeschichtlichen Zusammenhang des Zeitalters begriffen werden muß, im übrigen nicht ohne einen Nebenblick auf die sportliche Seite des literarischen Entwurfs.

Festzustellen ist zunächst, daß Manns Sinnbild (und die aus Nietzsche, Rilke, Klages und anderen Autoren ableitbare Vorstellung) der verknüpfenden Phantasie des Lesers durchaus eine Handhabe bietet. Der kecke Bursche auf seiner Maschine läßt sich – zumindest auf den ersten Blick – mühelos als Veranschaulichung einer weltanschaulichen Idee interpretieren, die zu ihren vorrangigen Werten den Vitalismus zählt sowie den Grundsatz der All-Einheit, in der sich alle Gegensätze des Lebens auflösen und die ewige Erneuerung der Lebenskräfte das Schauspiel eines unaufhörlichen Spiels bietet. Aus der Leitidee in Nietzsches Schrift über die Geburt der Tragödie aus dem Geist der Musik können alle späteren Abwandlungen dieser Vorstellung abgeleitet werden.

Anzumerken ist, daß gerade die Münchner, Schwabinger Kulturszene der Jahrhundertwende, in der ja die »Simplizissimus«-Erzählung beheimatet ist, in dieser Hinsicht Bemerkenswertes beigesteuert hat. Will man im Bereich

der fiktionalen Literatur bleiben, denke man etwa an Wedekinds Schauspiel *Hidalla* (*Karl Hetmann, der Zwergriese*), wo Gedankengänge der Lebensphilosophie in farcenhafter Überspitzung erscheinen. Ein »Internationaler Verein zur Züchtung von Rassenmenschen«, die Ausgeburt einer grotesken Utopie, will zwar für den Menschendurchschnitt die bürgerlichen Werte, etwa die Institution der Familie, unangetastet lassen, doch für Menschen höherer Art einer Ordnung mit anderen Maßstäben ein Lebensrecht verschaffen. Die darin grundlegenden Werte der Schönheit und Lebenskraft können auch dem Thomas-Mann-Leser eine Interpretationshilfe sein. Wedekinds verquerer Ideologe legt den Kern seines Programms folgendermaßen dar:

> Schönheit! – Unsere bisherige Moral war auf das menschliche W o h l gerichtet; sie war dazu bestimmt, das Unglück zu bekämpfen und hatte in erster Linie die Unglücklichen ins Auge gefaßt. An dieser Moral – auch soweit sie sich an die Opferfreudigkeit der Reichen wendet – kein Wort geändert. Für die R e i c h e n aber habe ich, über die alte Moral hinaus, eine neue geschaffen, deren höchstes Gebot die S c h ö n h e i t ist. (10, 205)

Es ist ein beachtenswertes Zusammentreffen der Dinge, daß beide Gestalten in Manns Novelle als imaginäre Leser von Wedekinds Text darin eigene Züge und Wünsche hätten entdecken können. Das 'tua res agitur' gilt in beiden Fällen, jeweils aus der entgegengesetzten Sicht. Die Beteuerung, die Moral diene auch dem Schutz der Unglücklichen, hätte Piepsam vermutlich wenig genutzt, doch er hätte sich zumindest angesprochen gefühlt. Die Zustimmung des Radfahrers zur Kunde, er werde zu einer Elite der Schönheit und Gesundheit gezählt, kann man sich leicht vorstellen.

Geht es darum, das so gegensätzliche Figurenpaar auf die kulturgeschichtliche Zeichenhaftigkeit hin zu untersuchen, erweist sich der Ephebe als die ergiebigere Gestalt. Ein wichtiges Stichwort liefert der schon erwähnte Eindruck, die Allegorie des Vitalismus sei hier zugleich eine Allegorie des Radfahrens. Der Einfall, abermals den Begriff der Allegorie zu bemühen, wirkt viel weniger feuilletonistisch, wenn man sich manche Ansichten der Jahrhundertwende vor Augen führt. Daß das »Leben« in so zeitgemäßer und modischer Fasson in Erscheinung tritt, hat leicht nachweisbare Gründe. Es genügt, im »Simplizissimus« oder in der »Jugend« zu blättern, um eine Vorstellung von der Begeisterung jener Jahre für den Radsport zu gewinnen. Die Konnotationen in der Werbung und sonstigen schriftlichen Zeugnissen entsprachen völlig dem Bild, das der Autor unserer Novelle entworfen hat. Ja es findet sich in deutschen Zeitschriften der Jahrhundertwende sogar ein Text, der sich fast wie ein Kommentar zu Manns allegorischer Figur liest.

Gemeint ist ein Aufsatz des Berliner Schrifstellers und langjährigen Redakteurs der »Neuen Rundschau« Oscar Bie unter dem besondere Erwartungen erweckenden Titel *Fahrrad-Ästhetik*, erschienen 1897 in der Zeitschrift »Der Kunstwart«, einem literarischen und philosophischen Organ, das Neuerungen nicht unbedingt aufgeschlossen war, und schon gar nicht den Anzeichen einer technizistischen Avantgarde-Ästhetik. Fragen der Kunst und der Lebensreform wurden viel eher aus dem Blickwinkel der konservativen Heimatbewegung gesehen. Daß einer Ästhetik des Fahrrads Gehör geschenkt wurde, läßt sich durch die Sympathien der Redaktion für den Gesundheitskult sowie für vage Vorstellungen von nationaler Dynamik erklären.

Oscar Bies Entdeckung einer Kunst- und Empfindungslehre des Zweirads und des »Radlers« beruht auf der Auffassung, daß der Radfahrer der erste moderne Mensch sei, bei dem von einer »Überwindung der Maschine« die Rede sein könne, ja von einem Aufgehen des Mechanischen im körperlichen Rhythmus des Menschen.

> Die äußere Balance kommt ihm [dem Radfahrer] schnell genug durch die innere. Von Fahrt zu Fahrt fühlt er, wie sich die Maschine entmaschint und an seine Füße wächst. Er hat schließlich die Fußflügel gewonnen, die ihm keine Eisenbahn, kein Wagen ersetzen kann, da diese Vehikel fremde Körper bleiben. Für den sensitiven Radler sind das ganz neue Gefühle, die sein Wesen beeinflussen müssen. Er fühlt sich elastisch, beschwingt, frei, und ein *Hochgefühl* geht durch sein Blut. Es sind da die Symptome gegeben für den Menschen mit scharfen Zielen und frischem Empfinden, der den naturwissenschaftlich-skeptisch-dekadenten Typus ablösen sollte. (1, 66)

Hier wird mit entsprechendem geistig-rhythmischen Schwung ein höchst bezeichnender Wunschkatalog der Jahrhundertwende aufgestellt, in dem viele Bestrebungen und Ideologeme der Zeit um 1900 zu erkennen sind. Zu der Schwärmerei über die »Freude an dem reinen Rhythmus« und der »Betonung eines positiven Lebensinhalts« gesellt sich im Schlußteil des Aufsatzes eine – gewissermaßen schon futuristische Sichtweisen vorwegnehmende – Theorie einer neuen Sicht der Natur. Daß man die Landschaft etwa aus der Eisenbahn, d.h. in stetiger rascher Bewegung, anders wahrnimmt als ein Fußgänger, war bekannt. Was nach Bies Auffassung neu hinzukommt, ist die Unmittelbarkeit der rasch wechselnden Bilder, gleichsam die körperliche Nähe zur Natur, die der Fahrt auf dem Fahrrad eigen ist – nicht jedoch der Fortbewegung im Eisenbahnabteil, das sozusagen eine bewegliche Zelle ist, die keinen direkten Kontakt mit den Naturobjekten erlaubt. Im Gegensatz zu den späteren Ansichten, etwa der Futuristen, betont Bie nicht nur die Ekstasen der Bewegung, sondern auch die – reichlich vorfuturistisch anmutenden – Freuden der Begegnung mit der freien, zivilisatorisch noch nicht geprägten Natur.

Ob Thomas Mann diesen Aufsatz gekannt hat, läßt sich vermutlich nicht nachweisen. Seine Briefe und essayistischen Schriften geben keine Auskunft darüber. Die Novelle beweist indes, wie gegenwärtig den Autoren jener Zeit die sinnbildhafte Kraft des neuen Vehikels gewesen ist. Das Interesse für die vielfältigen Aspekte der Erfindung darf man jedenfalls nicht zu eng mit weltanschaulichen Bekenntnissen oder gar mit einer praktischen Neigung zu technischen Dingen verbinden.

Mit dem Namen Maurice Maeterlincks verband man damals die Vorstellung müder und tiefsinniger Bühnensymbolik in mystischen Spielen oder märchen-

haften Stücken. Wer hätte vermutet, daß ausgerechnet dieser Autor in seinem Essayband *Le double jardin* von 1904 eine Betrachtung dem Automobil widmen würde, einen Text, der sich dazu noch in den meisten Abschnitten trotz der poetisierenden Sprache wie eine praktische, allenfalls auch in einer Reparaturwerkstätte vorstellbare Anleitung zum Kennenlernen des Mechanismus ausnimmt? Von Unterbrechern und Zündkerzen ist darin ebenso die Rede wie vom Getriebe und der Cardanwelle. Den Schluß des Essays bilden allerdings lyrisch ausufernde Passagen, in denen die Kutsche mit Explosionsmotor ein Gegenstand besonderer Bewunderung ist: wegen ihrer Fähigkeit, uns die Natur, die Schönheit der Landschaften und die idyllisch gesehenen Dörfer, in wechselnden Bildern nahezubringen und einen Wechsel der Eindrücke zu verschaffen, wie er früher nicht möglich gewesen war. Über den ästhetischen Gewinn durch die neuen technischen Erfindungen sind sich Bie und Maeterlinck durchaus einig.

Wir gelangen damit zu einem entscheidenden Punkt im Hinblick auf die Darstellung des »Lebens« in Manns Erzählung. Die Versuche zu einer Ästhetik des Fahrrads und des Autos heben sich in beiden Fällen von der Sprache des sportlichen und verkehrstechnischen Alltags durch eine mehr oder minder pathetische Prosa ab. In Manns Erzählerrolle ist dagegen für Pathos kein Platz. Das Überlegensein oder das Unterliegen sind zwar unleugbare Momente des physischen Ablaufs der Handlung; doch vor der Ironie, ist man hier geneigt zu sagen, sind alle Menschen gleich. Beachtet man den Tonfall des transzendenten Erzählers, so erkennt man, daß aus der Sicht des objektivierenden Abstands das »Leben« trotz aller physischen oder auch philosophischen Vorgaben stilistisch nicht höher eingestuft wird als der desolate Fußgänger. Der Unterschied ist, wie gesagt, nur mit Begriffen literaturlogischer Art faßbar: die Modalitäten des 'Besonderen' und des 'Allgemeinen' sind hier zu nennen.

Des eigentümlichen Zuges der novellistischen Begebenheit wird man jedoch viel eher gewahr, wenn man den Umstand beachtet, daß in einer Epoche emphatisch und kultisch überhöhter Lebensbegriffe in diesem Text ungerührt die Distanzierung vorgeführt wird, die vom Autor 'Ironie' genannt wird. Um pathetischen Vorstellungen von vornherein den Boden zu entziehen, greift der Erzähler zu einem probaten Mittel: er verpaßt dem Helden mediokre Züge, schraubt ihn gleichsam herab, versieht aber die Schilderung zugleich mit Elementen burschikoser Übertreibung, stellt also eine stilistische Mischung her, der keine pathetische Erwartung standhält. Das sieht dann so aus:

> Ach, mein Gott, er erhob durchaus nicht den Anspruch, zu den Großen und Herrlichen dieser Erde gezählt zu werden! Er fuhr eine Maschine von mittlerer Qualität, gleichviel aus welcher Fabrik, ein Rad im Preise von zweihundert Mark, auf gut Glück geraten. Und damit kutschierte er ein wenig über Land, frisch aus der Stadt hinaus, mit blitzenden Pedalen in Gottes freie Natur hinein, hurra! (9, 150)

Da die beiden Figuren zu typologischen Vergleichen Anlaß geben, scheint es angemessen, etwa die von Northrop Frye griffig formulierte Typologie literarischer Gestalten heranzuziehen. Daß wir es hier mit Gestalten zu tun haben, die weder mit einer mythischen Aura noch mit tragischer Würde versehen sind, das heißt nicht in den traditionellen höheren Rängen ihren Platz haben, versteht sich von selbst. Man muß sich lediglich zwischen den beiden untersten Ebenen auf Fryes Liste entscheiden. Die vorletzte definiert den Helden (der keiner mehr ist) als einen Durchschnittsmenschen, der »uns« weder überlegen noch unterlegen ist, kurz: ziemlich unauffällig den Forderungen der »niedrig-mimetischen Form« entspricht. Die letzte dagegen verweist die literarische Figur in einen Bereich der Mißerfolge und der Absurdität, so daß der Eindruck entsteht, Eigenschaften und Schicksale des unheldischen Helden seien noch unter dem Durchschnitt zu sehen. In diesem letzteren Fall spricht der kanadische Literarhistoriker von einer »ironischen Dichtart« (4, 38).

Es läßt sich darüber streiten, ob Piepsam auf der einen oder der anderen Ebene unterzubringen ist und ob dem »Leben« im Hinblick auf manche Privilegien ein gesonderter Platz zuzuweisen wäre oder nicht. Tatsache ist jedenfalls, daß der Autor seine Ironie nach allen Seiten hin geltend macht – man könnte fast die Formel gebrauchen 'ohne Ansehen der Person'. Und damit gewinnt er eine Sonderstellung im Kreise der meisten namhaften Autoren der Jahrhundertwende, die ihr Bekenntnis zum Lebenspathos mit verschiedenen Betonungen versehen: biologischen, ästhetizistischen, erotischen, sozial-mittleidsvollen.

Von all diesen Sinngebungen ist der *Weg zum Friedhof* im wesentlichen frei. Oder mit anderen Worten: Es macht sich an keiner Stelle eine erzählerische Identifikation bemerkbar, die eine auch nur einigermaßen feste Zuordnung zu einer der Wertpositionen erlaubte. Das Gleichgewicht der Ironie gilt, wie in den meisten Werken Thomas Manns, auch hier. Die Metapher vom Gleichgewicht meint den Umstand, daß zwar unterschiedliche Sichtweisen und Wertsysteme im Spiel sind (buchstäblich: im Spiel), doch daß keine dem Leser Anlaß bietet, sich eine bestimmte Anschauung der Dinge zu eigen zu machen. Durch sprachliche Wirkungen präpariert, nimmt der Leser eine distanzierte Haltung ein und betrachtet das Geschehen aus angemessener seelischer Entfernung. Der Autor hat ja alles unternommen, um jeglichen Anflug von Sentimentalität zu unterbinden und die eigentümliche Gerechtigkeit der Teilnahmslosigkeit walten zu lassen.

Sicherlich, der stolze Radfahrer löst eine ganze Reihe kulturgeschichtlicher Assoziationen aus, die auch im Denken des Autors ihren festen Platz haben. Allein der Identifikation mit diesen Wertvorstellungen wäre Thomas Mann als erster mit dem Urteil begegnet, es handele sich um »ruchlosen Ästhetizismus«, um eine oft gebrauchte Formulierung des Autors in Erinnerung zu rufen. Auf der anderen Seite gilt Entsprechendes: Piepsam ist nicht – etwa in Dostojewski-Manier – dazu tauglich, ein ernstzunehmendes Objekt für eine Psychologie des Mitleids zu sein. Der Werterelativismus, den der Erzähler

lakonisch inszeniert, erfaßt beide Seiten gleichermaßen, die Leidenden und Enttäuschten wie auch die Günstlinge des Lebens.

Im letzten Teil der Geschichte konzentriert sich die Handlung völlig auf den Unterliegenden. Nachdem das »Leben« mit dem Rad aus dem Gesichtskreis verschwunden ist, bleibt Piepsam, sieht man von einigen – stumm bleibenden – Schaulustigen ab, allein auf dem Schauplatz. Diesen füllt er jedoch reichlich aus, und zwar akustisch: mit seinen Tiraden, seinen Verwünschungen, seinem Geschrei, das sich zuletzt zu wahren Paroxysmen steigert. Selbstverständlich gelten die Wutausbrüche nach wie vor hauptsächlich dem Radfahrer, dessen Ignoranz Piepsam erst recht aus der Fassung gebracht hat. Von welcher Art und von wessen Geist seine Rhetorik ist, zeigt etwa folgende Stelle:

> Haltet ihn! Er fährt auf dem Wege zum Friedhof! Reißt ihn doch herunter, den verdammten Laffen! Ach... ach... hätte ich dich, wie wollte ich dich schinden, du alberner Hund, du dummer Windbeutel, du Hans Narr, du unwissender Geck... Sie steigen ab! Sie steigen in diesem Augenblick ab! Wirft ihn denn keiner in den Staub, den Wicht!?... Spazierenfahren, wie? Auf dem Wege zum Friedhof, was?! Du Schurke! Du dreister Bengel! Du verdammter Affe! Blitzblaue Augen, nicht wahr? Und was sonst noch? Der Teufel kratze sie dir aus, du unwissender, unwissender, unwissender Geck!... (9, 152)

An einer Stelle gibt Piepsams Wortschwall zu denken. Von blitzblauen Augen ist die Rede, und das ist eine Äußerung, die mehr ist als ein Zeichen wahlloser Beschimpfungswut. Man geht nicht zu weit, wenn man Piepsam ein Gespür für Allegorisches bescheinigt, oder genauer: wenn man von hier aus die Aufgabe zu verstehen sucht, die der Autor seiner Figur zuletzt noch zugedacht hat. Denn sehr bald beziehen sich seine Tiraden nicht mehr auf die unmittelbare Situation, sondern weiten sich, wenn man das in diesem Fall sagen darf, gedanklich aus. Mag sein, daß die Passanten, angelockt von dem Geschrei, dazu beigetragen haben: denn Piepsam hat nun ein Publikum, und er darf endlich einmal frei aus sich hinausschleudern, was ihn schon lange bedrückt. Der deutsche Friedhofgänger gleichsam als ein völlig aus den Fugen geratener Hyde-Park-Redner – so wird er geschildert:

> Sein Gesicht war fürchterlich geschwollen, sein Zylinderhut saß ihm im Nacken, und sein umgebundenes Vorhemd hing ihm aus der Weste heraus. Dabei war er längst bei Allgemeinheiten angelangt und stieß Dinge hervor, die nicht im entferntesten mehr zur Sache gehörten. Es waren Anspielungen auf sein Lasterleben und religiöse Hindeutungen, in so unpassendem Tone vorgebracht und mit Schimpfwörtern liederlich untermischt. (9, 153)

Die zu einer »stattlichen Menschenansammlung« angewachsenen Anwesenden vernehmen in der Tat eine wüste Mischung von Ordinärem und Sakral-Predigerhaftem, wobei die Reaktionen sich, wie durchaus üblich, zwischen Staunen und Gelächter bewegen. Piepsams Anrede wechselt der Lage gemäß von der Einzahl zur Mehrzahl über, so daß auch dieses Element der Rhetorik den weltanschaulichen Kahlschlag unterstreicht. Nicht nur den

blauäugigen Radfahrer werde die Strafe im Jenseits ereilen; alle »windigen Wichte« mit blauen Augen und sportlichen Mützen werden dereinst vor das höchste Gericht treten müssen, wo die gerechte Vergeltung sie erwarte, »die äußerste Finsternis...«

Die Mischung aus Misere und unfreiwilliger Komik, die der Figur Piepsams von Anfang an anhaftet, offenbart hier einen fast überraschenden, ins Unheimliche hinüberspielenden Zug. Dostojewski wurde bereits genannt. An dieser Stelle scheint es, als sei ein Vergleich mit manchen seiner Romangestalten durchaus sinnvoll, wie auch mit zahlreichen anderen Figuren aus der Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts, nicht zuletzt auch mit Gestalten aus Erzählwerken Thomas Manns. Der etwas skurrile Fußgänger entpuppt sich als ein Exemplar aus einer literarischen und historischen Typengalerie: der Stich ins Absonderlich-Komische kennzeichnet hier eine Variante des *Eiferers*.

Es ist ein wenig versprechendes Unterfangen, in den zahllosen Fällen historischen und literarischen Eiferertums stets nach den psychologisch oder soziologisch beschreibbaren Ursachen zu forschen. Im vorliegenden Fall besteht jedoch kein Zweifel daran, daß die Erzählung einen Zusammenhang zwischen den Erfahrungen der Hauptgestalt und deren Ausbrüchen herstellt. Vergangenheit und Gegenwart bilden psychologisch eine Einheit. Einigermaßen überraschend ist nicht so sehr die Heftigkeit der Wut, sondern die Ausschweifungen in den Bereich des Allegorischen und Metaphysischen. Piepsams absonderliche Ekstatik ist zwar unter den gegebenen Umständen ohne sonderliche Bedeutung, allein die Motive sind alles andere als harmlos: was hier hochkommt, setzt sich aus Triebkräften des Fanatismus, der Eifersucht und des Hasses zusammen, und nicht zuletzt aus jenem Gemenge, das entsteht, wenn das Gefühl der ungerechten Benachteiligung im Leben Ausgleich sucht in der Berufung auf Gesetze und Verordnungen, die Gleichheit versprechen.

Daß Gottlob Piepsam in einem nicht gerade Respekt heischenden Habitus einherkommt, lenkt davon ab, daß der Gott und die Welt beschwörende wüste Geselle zu einem Menschenschlag von einigem Ansehen zählt. Geistige Verwandte in Geschichte und Literatur anzuführen, fällt nicht schwer; in der Geschichte der neueren Literatur reicht die Reihe von Gestalten im russischen Roman des 19. Jahrhunderts bis zu manchen Dramenhelden des deutschen Expressionismus. Indes, zum Vergleich fordern auch einige in zeitlicher Nähe entstandene Werke Thomas Manns auf – denn Piepsam ist nicht der einzige Eiferer in seiner Gestaltengalerie. Die nicht lange nach dem *Weg zum Friedhof* entstandene Novelle *Gladius Dei* erzählt die Geschichte eines jungen Mannes, der die Entfernung oder gar Vernichtung eines öffentlich ausgestellten Bildes fordert, das er als obszön empfindet: es verletze religiöse Gefühle und sei ein Zeugnis ruchlosen Ästhetentums. Nach völlig wirkungslosen Protesten in der Kunsthandlung vor die Tür gesetzt, erstarrt er in der Haltung ohnmächtiger Wut und eines »verzweifelten Hasses«, der in ihm Visionen eines Jüngsten Gerichtes hervorruft, dessen Flammen die Erzeugnisse der sündigen Welt für alle Zeiten zerstören würden. Von Piepsams Aggressivität unter-

scheidet sich das Eiferertum des Münchner Asketen durch das Besondere des Motivs, die weltanschauliche, in lateinische Verwünschungsformeln gekleidete Exklusivität; verborgene Bundesgenossen sind die beiden jedoch in ihrer Auflehnung gegen das 'Leben' in der Gestalt ungebundener Sinnlichkeit.

Wenige Jahre nach diesen beiden Erzählungen schrieb der Autor seinen einzigen dramenartigen Text, die in drei Akte gegliederten Dialogfolgen *Fiorenza*, in denen ein durchaus vergleichbares Motiv angeschlagen wird. Es geht im Kern um den Gegensatz zwischen Schönheit, Lebensfülle, Sinnlichkeit einerseits und Askese, Geist, weltanschaulichem Fanatismus anderseits. Bemerkenswert ist dabei die Umpolung in Manns beliebter Konstellation der Phänomene und Werte: die Kunst ist diesmal im Bündnis mit dem Lebensgenuß, im Geist dagegen offenbart sich strengstes sinnesfeindliches Eiferertum. Savonarola heißt bekanntlich die historische Gestalt, und man könnte auch sagen: das Prinzip eines asketischen Fanatismus. Welten trennen den Schwabinger Kunst-Richter der Jahrhundertwende, der mit dem »Schwert Gottes« droht, vom florentinischen Mönch des 15. Jahrhunderts, der verbrennen ließ und verbrannt wurde; und erst recht gilt das vom eher einfältigen, doch aggressiven Mann im »altersblanken Gehrock«. Gemeinsam ist ihnen jedoch der Haß auf Vitalität und Lebensgenuß, wobei die mehr oder minder wüsten Verwünschungen, die sie ausstoßen, letztlich metaphysischen bzw. eschatologischen Ursprungs sind.

In diesem Sinn ist Piepsam eine mit eigentümlichen Zügen ausgestattete Variante des Außenseiters, der sich der Unbekümmertheit oder der Raffinesse des Lebens gegenübersieht. Was diesen kleinen Fanatiker der Verkehrsordnung und großen Hasser der – metonymisch aufgefaßten – Blauäugigen so bemerkenswert macht, besonders im Hinblick auf Konstanten bei Thomas Mann, sind die stilistischen Konsequenzen, die vom Armseligen und Blamablen der Gestalt ausgehen.

Der Schluß der Erzählung ist in dieser Hinsicht besonders bezeichnend. Der letzte Abschnitt schildert etwas, was sich dem Bewußtsein Piepsams entzieht; denn der Zusammenbruch ist total, der Mann verliert die Besinnung, stürzt zu Boden und liegt wie leblos (oder schon leblos) da. Der Rest ist medizinisch-verwaltungsmäßige Routine: ein Sanitätswagen kommt auf der bereits erwähnten Chaussee heran, zwei Männer »in kleidsamer Uniform« schleppen Piepsam zum Wagen, strecken ihn auf ein Bett, schieben ihn hinein »wie ein Brot in den Backofen«, klettern wieder auf den Bock und fahren davon. »Das alles ging mit großer Präzision, mit ein paar geübten Griffen, klipp und klapp, wie im Affentheater.« (9, 154)

Und so schließt sich der Kreis. Das stilistische Zwielicht, das besonders über dem Anfang der Erzählung liegt, erscheint zum Schluß abermals bestimmend. Piepsams Nöte, Leiden und Leidenschaften nehmen ein unrühmliches Ende, ja man darf es zu den Pointen des Textes zählen, daß der fragwürdige Held zum Schluß ebenfalls auf einem Fahrzeug den Schauplatz verläßt, wenn auch unfreiwillig. Das »Leben« fährt davon, Piepsam wird davongefahren, und zwar wie ein Ding, leblos, paketartig, mit geübten Griffen. Eben: Affentheater.

Von hier aus sind Begriffe zu gewinnen, die dazu angetan sind, dem Ganzen interpretatorisch gerecht zu werden. Begriffe wie Ironie und Persiflage haben wir schon gestreift, und die eigentümliche Erzählweise des Textes läßt sich heute mit 'Autorefenzialität' bezeichnen, oder auch mit dem aus der sogenannten Formalen Schule in Rußland stammenden Begriff der Bloßlegung des Verfahrens. Doch den Kern sowie das Zusammenwirken aller Elemente trifft wohl am genauesten die Bezeichnung 'Groteske'.

Die Neigung der Jahrhundertwende zum Grotesken (man denke nur an einzelne Werke von Schnitzler, Kraus, Wedekind, Holz, Kubin, Meyrink, Sternheim, Strindberg, Shaw, Andrejew) hat Thomas Mann später, in den zwanziger Jahren, auch literaturtheoretisch und kulturkritisch sanktioniert. In der Besprechung der deutschen Übersetzung von Joseph Conrads Roman *The Secret Agent* findet sich zu diesem Thema die wohl einprägsamste Formulierung:

> Denn ganz allgemein und wesentlich scheint mir die Errungenschaft des modernen Kunstgeistes darin zu bestehen, daß er die Kategorien des Tragischen und des Komischen, also auch etwa die theatralischen Formen und Gattungen des Trauerspiels und des Lustspiels, nicht mehr kennt und das Leben als Tragikomödie sieht. Das genügt, um das Groteske zu seinem eigentlichsten Stil zu machen, und zwar in dem Grade, daß selbst das Großartige heute kaum anders als in der Gestalt des Grotesken erscheint. Es wird erlaubt sein, das Groteske den eigentlich antibürgerlichen Stil zu nennen; und wie bürgerlich es nun sonst um das Angelsachsentum bestellt sein möge, so ist zu erinnern, daß das Grotesk-Komische von jeher seine künstlerisch starke Seite war. (8, 267 f.)

Ob soziologische und kulturgeschichtliche Bezeichnungen wie 'bürgerlich', vor allem in verknappender Formelhaftigkeit, der Sache völlig angemessen sind, bleibe dahingestellt; daß der Begriff des Grotesken dagegen stilgeschichtliche eine wesentliche Tendenz trifft, steht außer Zweifel. Namentlich seit der Jahrhundertwende ist die vorhin beschriebene Erscheinung fraglos ein Signum der Epoche. Bekannt ist auch die Tatsache, daß Thomas Mann hier 'pro domo' urteilte: zahlreiche Einfälle in seinen Werken leben gleichsam von der Aufhebung der Spannung zwischen tragischer und komischer Sicht. Ob der Autor beim Darlegen seiner Auffassung auch an seine Piepsam-Novelle gedacht hat, wissen wir nicht. Daß die Definition dem kleinen Werk freilich wie auf den Leib geschrieben ist, ist leicht zu erkennen.

Kenner der Versuche, dem Begriff des Grotesken aus literar- und kunsthistorischer Sicht größere Präzision zu verleihen, wissen, wie weit und unterschiedlich das gemeinte Feld ist. Denkt man an manche Stilphänomene, die in Wolfgang Kaysers Buch *Das Groteske in Malerei und Dichtung* im Vordergrund stehen, wie etwa an alle Fälle, wo Komik und Grauen einander auf eine absonderliche Weise durchdringen, wird sich der Gedanke an Thomas Manns Werk und Theorie sicherlich nicht spontan einstellen. (Kayser widmet übrigens Thomas Mann ein Kapitel, beschränkt sich aber fast ausschließlich auf das Spätwerk, vor allem auf den *Doktor Faustus*.) Namentlich die phan-

tastischen, absurden und dämonischen Züge, die namentlich in den als grotesk bezeichneten Werken der bildenden Kunst, von Bosch und Brueghel bis Ensor und Dali, eine bestimmende Rolle spielen, wird man bei Mann sicherlich nicht zu den primären Zügen zählen können. Und in manchen Werken fehlen sie gänzlich, etwa in einigen frühen Erzählungen.

Kommt man von Kaysers Bestimmungen des Grotesken her, oder von verwandten Definitionen, wird man sicherlich nicht auf psychologische Kategorien setzen; das Rätselhafte, Dämonische, Entfremdete und Spukhafte ist mit psychologischen Erfahrungen kaum oder überhaupt nicht zu fassen. Bei Mann dagegen werden psychologische Beurteilungsmöglichkeiten nur selten außer Kurs gesetzt; auch wenn sie nicht bestimmend sind, ganz verschwinden sie niemals. Wenn er vom Grotesken spricht, meint er kaum die sozusagen klassischen Erscheinungsformen, wie sie seit der Malerei des 16. Jahrhunderts, seit Rabelais und Fischart in der Literatur, oder seit den Nachtgeschichten der Romantiker die Einbildungskraft des Publikums beschäftigen – Werke, in denen sich Unheimliches, Skurriles und Ungereimt-Komisches miteinander paaren: wo die paradigmatischen Tiere wie Fledermäuse, Affen und Schlangen ihr Unwesen treiben, tanzende Skelette sich fidel geben, Sonderlinge oder Geistesgestörte mit absonderlichen Handlungen ihre Umwelt ängstigen. Die »entfremdete Welt«, wie Kayser sie begreift, die Welt also, in der die Ordnungen der Orientierung, des Verhaltens, aber auch der körperlichen oder dinghaften Beschaffenheit aus den Fugen geraten, läßt sich im wesentlichen als ein Einbruch des Spukhaften und Dämonischen in die alltägliche Wirklichkeit beschreiben.

Thomas Manns Auffassung des Grotesken verlegt den Schwerpunkt der Erscheinung auf die Zeichen einer moralischen Krise im weitesten Sinn; das Groteske führt vor, wie das Gefüge der Wertsysteme zerbrechlich ist, jedenfalls unsicher und relativ, Gefahren jeglicher Art ausgesetzt. Vereinfacht ausgedrückt: Die einst im allgemeinen viel fester gefügten Vorstellungen von den Extremformen des Tragischen und des Komischen halten nicht mehr stand, und dazwischen öffnet sich ein weites Feld des unbestimmten, moralisch Fragwürdigen, Ambivalenten. Es scheint angebracht, statt von der phantastischen Groteske, die weitgehend die Tradition beherrscht, hier, cum grano salis, von einer moralischen Groteske zu sprechen.

Der Weg zum Friedhof führt auf alle Fälle weit hinaus in den Bereich eigentümlicher Ambivalenzen und Ambiguitäten. So wie die Meister des Phantastisch-Grotesken sich zumeist nicht in die Karten schauen lassen und den Leser lieber ratlos sehen, wenn die Frage aufkommt, ob das spukhaft wirkende Zwielicht des Geschehens transzendenten Ursprungs ist oder von den Gaukeleien eines Zauberkünstlers herrührt – so läßt Thomas Mann Fragen der moralischen Zuordnung im ungewissen. Nicht die Gerechtigkeit des Dramatikers waltet hier vor, der den Widersachern zumindest rhetorisch gleiche Chancen einräumt, sondern die Einstellung eines Skeptikers, dessen Moralismus darin besteht, die Torheiten der Welt zu benennen, nicht zu kurieren.

Ein Beispiel für die *impassibilité* des Autors ist die Darstellung des »Lebens«, das – man kann das nicht oft genug hervorheben – keine Sympathievorgaben genießt. Der allegorische Radfahrer steht zwar schließlich in moralischer Hinsicht gar nicht so schlecht da: er ist nicht nur physisch blauäugig, der Erzähler gewährt ihm auch eine gewisse moralische Blauäugigkeit. Keine Rede kann indes davon sein, daß der Erzähler dieser Figur dem Leser gegenüber identifikatorischen Vorschub leistet. In diesem Zusammenhang sei daran erinnert, wie unfreundlich gerade beim jungen Thomas Mann die Allegorien des Lebens zuweilen ausgefallen sind.

Es lohnt sich, einen Blick auf die zeichnerischen Versuche des Autors zu werfen, auf die Karikaturen aus der Zeit der frühen Novellen. Einige der im Sammelband *Betrachtungen und Überblicke. Zum Werk Thomas Manns* (11, 168) abgebildeten Zeichnungen sollte man, buchstäblich, im Auge behalten, wenn von den erzählenden Schriften die Rede ist. Namentlich zwei davon sind überaus bezeichnend: »Das Läben« ('Leben' also mit einem behäbigen und zugleich verzerrenden 'ä' geschrieben!) und »Mutter Natur«. Stilgeschichtlich bereiten diese Zeichnungen keine Probleme; mühelos erkennt man darin die Tradition klassischer Grotesken. Die »Mutter Natur« unterstreicht das Animalische, Häßliche und Vulgär-Komische an der allegorischen Figur: die in ein Korsett gezwängte Dame mit einem an einen Schweinskopf erinnernden feisten Gesicht und begierig herausgestreckter Zunge ist ein Sinnbild, das für die Natur alles andere als schmeichelhaft ist. Bemerkenswert ist dabei namentlich der Gegensatz zu der Ästhetisierung des »Elementaren«, die für manche Maler aus dem Umkreis des »Simplizissimus« und der »Jugend« so kennzeichnend ist. Man denke nur an Fidus (Hugo Höppener), dessen allegorische Darstellungen der zeitgenössischen vitalistischen Lebensmythen selten ohne verzückt zur Sonne oder ins weite Land blickende Geschlechterpaare auskommen. Mit schlanken und ranken Leibern, wie es sich für eine ästhetisierende Ideologie gehört. Zum Vergleich fordern besonders die mit den Zeichnungen Thomas Manns thematisch eng verwandten Bilder von Fidus auf, etwa seine Darstellung der »Mutter Erde« von 1913 (vgl. dazu 3).

Die zweite der erwähnten Zeichnungen, »das Läben«, führt fast unmittelbar an die erzählerische Welt unserer Novelle heran. Allerdings ist das »Läben« nicht wesensgleich mit dem »Leben« der Erzählung; ganz im Gegenteil, die Rollen sind vertauscht, so daß die karikaturistische Allegorie keine Vitalität auf dem Fahrrad demonstriert, sondern vielmehr eine Gestalt zeigt, die eher an Piepsam denken läßt. Schließlich schwingt die Figur in ihrer rechten Hand eine Flasche, deren Inhalt man leicht erraten kann; die Flüssigkeit dürfte von der gleichen Art wie jene sein, die für Piepsam die größte Anfechtung darstellt. Im übrigen ist es insgesamt eine ziemlich jämmerliche Erscheinung, das »Läben«. Die nur mit einer pierrotartigen Hose bekleidete männliche Figur ist von abstoßender Häßlichkeit, und gleich der »Mutter Natur« streckt sie die Zunge heraus; ausgemergelt, mit sichtbaren Rippen steht sie da, oder genauer: sie läßt den Versuch erkennen, in einer windschiefen Verrenkung das Gleichgewicht zu bewahren.

Bringt man die grotesken Zeichnungen mit den Stoffen und Motiven der meisten Erzählwerke Thomas Manns in Beziehung, so tritt die Neigung oder gar Leidenschaft des Autors, ideologische und ästhetische Stereotype zu »entzaubern«, besonders deutlich zutage. Das Groteske in seinem Verständnis ist jene Koppelung, die die bekannteste Gestalt aus dem Personal der frühen Erzählungen, Tonio Kröger, unübertrefflich lakonisch als die Grundformel aller Lebenserscheinungen bezeichnet: Das »Innere der Welt und alles Letzte, was hinter den Worten und Taten ist«, lasse sich mit zwei Wörtern benennen – nämlich »Komik und Elend« (9, 228). Im Gedankenfluß der Erlebten Rede werden diese beiden Wörter sogar sofort wiederholt, so wichtig erscheint diese Formel der Einsicht in das Wesen der Welt.

Komik und Elend, das ist eine durchaus brauchbare gedankliche Abbreviatur zur Orientierung beim Lesen des *Weges zum Friedhof*. Lediglich beim Radfahrer wird man Schwierigkeiten damit haben, Züge des Elends in seinem Verhalten zu entdecken. Dafür sorgt die Schilderung reichlich für eine Sicht, in der es keinen Platz für pathetische Verherrlichung gibt. Und bei Piepsam wird es vollends klar, wie zutreffend die Verbindung der in einem eigentümlichen Spannungs- und Ergänzungsverhältnis zueinander stehenden Begriffe ist. Ob man hier mehr die Komik oder mehr das Elend betont, ist eine Frage der Interpretation – der auf diese Weise zweifellos ein Freiraum eröffnet wird.

Wie differenzierend man dabei verfahren sollte, läßt sich an einem weiteren – und im vorliegenden Aufsatz zugleich auch letzten – Problem erkennen. Thomas-Mann-Kenner wissen es: Piepsam ist ein Außenseiter und gehört eigentlich stellvertretend zu den Künstlerfiguren in der Gestaltenwelt des vielberufenen Künstler-Bürger-Gegensatzes im Themenkreis des Autors. Er ist der von der sogenannten Normalität Ausgeschlossene, der Verwundbare oder Verstoßene, während der daherstürmende »Radler« zumindest in Manns typologischer Ordnung das sogenannte bürgerliche Prinzip der Gesundheit und Normalität vertritt. Allein der Reiz des Textes besteht nicht zuletzt darin, daß das Spiel, das der Autor mit seinen Figuren treibt, auch paradoxe Schlußfolgerungen erlaubt. Die seltsam changierenden Bedeutungsmuster von Manns Künstlergestalten oder anderen Außenseiterfiguren, vom kleinen Herrn Friedemann bis zu Detlev Spinell und Gustav Aschenbach, sind dadurch gekennzeichnet, daß diese Figuren weit davon entfernt sind – auch wenn sie es mit einer ihrer beiden Seelen insgeheim wünschen, wie etwa Tonio Kröger –, die Grundsätze »bürgerlicher« Konventionen und Ordnungsvorstellungen kritiklos zu bejahen. Nun, im *Weg zum Friedhof* ist es jedoch so, daß gerade die Außenseitergestalt, wenn auch psychologisch nuanciert, paradoxerweise den Grundsatz von *law and order* lärmend vertritt, das »Leben« dagegen, die Normalität also, energisch die Pedale tretend sich über die moralischen und gesetzlichen Grundfesten eben dieser Normalität hinwegsetzt.

Man stelle sich Herrn Klöterjahn aus der Novelle *Tristan*, den Vertreter »pausbäckigen«, kraftvollen Durchschnitts, einmal in der Rolle des Radfahrers vor: diese Vorstellung entspricht durchaus der genannten typologischen

Logik, zumal wenn man bedenkt, wie drohend und rücksichtslos die Vitalität in der Gestalt des Kaufmanns dem versponnenen Schriftsteller entgegentritt. Man geht wohl nicht fehl mit der Vermutung, daß das »Leben«, in Gestalt des Radfahrers oder des streitbaren Kaufmanns, insgeheim seine Neigung zu Aggressivität und Anarchie offenbart – so wie in den Künstlergestalten in der Tiefe die Sehnsucht nach der Normalität lebt. Wobei indes nicht zu übersehen ist, daß das vitale Verhalten mit seinen Gewaltsamkeiten in der letzten Konsequenz in die Nähe der Unheimlichkeit und Unberechenbarkeit des häßlichen, schiefen Pierrots gerät. Fast sieht es so, als wären das »Leben« und das »Läben« auf eine verborgene Art dennoch ein und dasselbe. Ist es so, dann handelt es sich um eine Erzählung, die auf eine befremdliche Weise den Zweideutigkeiten, Verwandlungen und Paradoxien in der literarischen Welt Thomas Manns Anschauung verleiht. Die zahlreichen Ambivalenzen in der Anschauungsvielfalt der Jahrhundertwende erhalten mit ihr ein grotesk geformtes Modell.

Quellenverzeichnis

1. Oscar Bie: *Fahrrad-Ästhetik.* – Abgedruckt in: Jürg Mathes (Hg.): *Theorie des literarischen Jugendstils*, Stuttgart 1984, S. 65-68.
2. Otto Julius Bierbaum: *Die Schlangendame*, 7. Aufl., Berlin und Leipzig 1916.
3. Janos Frecot, Johann Friedrich Geist, Diethart Kerbs: *Fidus 1868 – 1948. Zur ästhetischen Praxis bürgerlicher Fluchtbewegungen*, München 1972.
4. Northrop Frye: *Anatomy of Criticism. Four Essays*, Princeton University Press 1957.
5. Wolfgang Kayser: *Das Groteske. Seine Gestaltung in Malerei und Dichtung*, Oldenburg 1957.
6. Maurice Maeterlinck: *Der doppelte Garten*, dt. von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski, Jena 1910 (*Im Automobil*, S. 33-43).
7. Thomas Mann: *Der Erwählte*, Frankfurt am Main 1951.
8. Thomas Mann: *Das essayistische Werk.* Taschenbuchausgabe in acht Bänden, Frankfurt am Main 1968, Bd. I.
9. Thomas Mann: *Sämtliche Erzählungen*, Frankfurt am Main 1963.
10. Frank Wedekind: *Gesammelte Werke*, München und Leipzig 1913, Bd. IV.
11. Ernst Scheyer: *Über Thomas Manns Verhältnis zur Karikatur und bildenden Kunst.* In: Georg Wenzel (Hg.): *Betrachtungen und Überblicke. Zum Werk Thomas Manns*, Berlin und Weimar 1966.

Zagreber Germanistische Beiträge 4(1995), 35–50

FRIEDENSBILDER IN DER ÖSTERREICHISCHEN EXILLITERATUR

ÜBER STEFAN ZWEIG, VICKI BAUM, ERNST WALDINGER UND THEODOR KRAMER

Johann HOLZNER
(Universität Innsbruck)

Zusammenfassung

Der Weg in eine offene Gesellschaft, wie Karl Popper und zuletzt Ralf Dahrendorf ihn vorgezeichnet haben, der Weg in eine Gesellschaft, in der Vielfalt möglich ist und Wandelbarkeit, ist in Ansätzen schon in alten Friedensbildern zu entdecken, die im Exil entstanden sind: in Stefan Zweigs Brasilien-Buch wie in dem Roman *Cahuchu* von Vicki Baum, dem bemerkenswertesten Versuch, mit den Mitteln der Unterhaltungsliteratur das Thema »Widerstand und Friede« im Geist Ernst Blochs anschaulich darzustellen, aber auch in Gedichten von Waldinger und Kramer. Kramers Miniaturgegenbilder gegen die großen Utopien der Vergangenheit haben zuletzt die stärkste Resonanz erfahren.

Die sogenannte sanfte Revolution in Mittel- und Osteuropa hat zuallererst Hoffnungen geweckt, weit mehr als Ängste; und sie hat auch Friedensbilder heraufbeschworen, die, das mindeste zu sagen, dubios sind. Dubios wie Biedermeier-Idyllen, mit blühenden Gärten, mit vollgedeckten Tischen, mit Menschen, die für alle Zeit genug haben von der Politik, die sich zufrieden geben mit dem Erreichten, die keine Zukunftsvision mehr brauchen.

Bilder dieser Art, Phantasieauswüchse über ein ersehntes 'Schweden', haben schon Ralf Dahrendorf zu kritischen Betrachtungen herausgefordert, zu seinen *Betrachtungen über die Revolution in Europa* (1990). Das ausgedachte 'Schweden', so Dahrendorf, »ist nicht Schweden; es ist ein Traum, der nirgends auf der Landkarte Europas zum realen Flecken Erde wird«. Was durchaus zu begrüßen sei, denn gäbe es ein solches 'Schweden', »dann läge es irgendwo zwischen [...] Singapur [...] und Platons Staat, in dem Philosophen-Könige dafür sorgen, daß abweichende Meinungen gar nicht erst aufkommen können, weil sie die Wahrheit immer schon selbst besitzen. Das wirkliche Schweden ist glücklicherweise ein freies Land, in dem es allerlei (wenn auch

vielleicht nicht genug) läßliche Unordnung, bunte Vielfalt, Heterogenität, Konflikt und Wandelbarkeit gibt, also all die Dinge, ohne die menschliche Lebenschancen, und Menschen mit ihnen, nicht aufblühen können.«[1] Im Rückblick auf alle großen Revolutionen in Europa und zuletzt auf das Ende des Sozialismus zeigt sich für Dahrendorf nur mehr ein Weg in die Zukunft: der »Weg in die offene Gesellschaft«, wie Karl Popper ihn vorgezeichnet hat. Der Weg in eine Gesellschaft, die jeden Dogmatismus aufgibt, den Kommunismus wie den Kapitalismus, Marx wie Hayek, und alle Vorschläge zurückweist, die darauf hinauslaufen, für die ungeordnete Vielfalt der Welt ein Korsett zu liefern.

In Friedensbildern ist immer wieder die Tendenz zu finden, das in einer bestimmten historischen Situation Erwünschte als ein Unabänderliches für alle Zeiten festzuschreiben: Ein anschauliches Beispiel dafür bietet der Vortrag *Der europäische Gedanke in seiner historischen Entwicklung*, den Stefan Zweig 1932 in Florenz gehalten hat. »Brust an Brust in einem entscheidenden Ringkampf«, bemerkt Zweig, ein Jahr vor der Machtergreifung des Nationalsozialismus, stünden »die beiden Anschauungen, Nationalismus und Übernationalismus, gegeneinander, es gibt kein Zurückweichen mehr vor dem Problem, und die allernächste Zeit muß schon offenbar machen, ob die Staaten Europas auf ihrer gegenwärtigen wirtschaftlichen und politischen Befeindung beharren oder diesen kraftverschwendenden Konflikt durch eine völlige Vereinigung, durch eine überstaatliche Organisation endgültig lösen wollen.«[2] – Ein halbes Jahrhundert nach dem Freitod Zweigs wäre es billig (in des Wortes doppelter Bedeutung) anzumerken, daß jede Lösung, die »endgültig« halten sollte, jede »Endlösung« nur in einer geschlossenen Gesellschaft denkbar ist, in einem totalitären System, das die Vielfalt der Bedürfnisse und Wünsche seiner Untertanen nicht respektiert. Ganz erledigt ist Zweigs Vision gleichwohl noch immer keineswegs.

Trotzdem, auch wenn manches inzwischen als überholt erscheinen mag, sogar als dubios, vieles von dem, was in alten Friedensbildern entworfen worden ist, wartet weiterhin auf eine Einlösung; wenigstens auf eine angemessene Auseinandersetzung, die sondiert, was zum alten Eisen und was zum alten Gold gehört.

In diesem Sinn sollen im folgenden einige Friedensbilder beschrieben werden. Friedensbilder österreichischer Schriftsteller, die, verfolgt vom Nationalsozialismus, ins Exil geflüchtet sind.

Eine bescheidene, kaum zu rechtfertigende Auswahl. Stefan Zweig und Vicki Baum sind hier aufgenommen, weil sie unter allen Schriftstellerinnen

[1] Ralf Dahrendorf: *Betrachtungen über die Revolution in Europa in einem Brief, der an einen Herrn in Warschau gerichtet ist.* Stuttgart 1990, S. 6f.

[2] Stefan Zweig: *Die Monotonisierung der Welt. Aufsätze und Vorträge.* Ausgewählt und mit einem Nachwort von Volker Michels. Frankfurt a. M. 1976 (= Bibliothek Suhrkamp 493), S. 69.

und Schriftstellern des Exils mit Abstand die erfolgreichsten gewesen sind und zwischen 1933 und 1945 die meisten Übersetzungen und die höchsten Auflagen erreicht haben.[3] Mit Ernst Waldinger und Theodor Kramer werden dagegen zwei Autoren vorgestellt, die lange völlig übersehen und erst in den letzten Jahren wiederentdeckt worden sind, nicht zuletzt von einer jüngeren Schriftstellergeneration.

Das Thema legt es nahe, in methodischer Hinsicht vorwiegend deskriptiv zu bleiben, ohne dabei auf analysierende Kommentare und subjektive Wertungen ganz zu verzichten. –

Nirgends hat Stefan Zweig sein Wunschdenken im Hinblick auf eine schönere neue Welt konkreter dargestellt als in seinem Brasilien-Buch[4], dessen deutsche Erstausgabe 1941 bei Bermann-Fischer in Stockholm erschienen ist. Das Buch ist zwar als Sachbuch angelegt und gibt sich über weite Strecken wie ein nüchterner Bericht. In seinem Subtext aber vermittelt es in erster Linie eine Utopie; der Untertitel deutet dies auch an: »Ein Land der Zukunft«.

Es ist mehr als ein Bescheidenheitstopos, wenn Zweig in der Einleitung zu diesem Buch freimütig einräumt, er dürfe nicht behaupten, Brasilien zu kennen (B 10). Der Autor, der 1936, als Gast der brasilianischen Regierung, zum ersten Mal das Land besucht hatte und, gründlicher vorbereitet, erst 1940 ausgedehnte Reisen durch Südamerika unternahm, um gleich anschließend daranzugehen, das Buch zu schreiben[5], war aus eigener Anschauung tatsächlich mit vielen Facetten und namentlich Problemen des Landes kaum vertraut. So konzentrierte er denn auch seine ganze Aufmerksamkeit auf ein, auf sein Zentralproblem: wie in der Welt »ein friedliches Zusammenleben der Menschen trotz aller disparaten Rassen, Klassen, Farben, Religionen und Überzeugungen zu erreichen« sei (B 12). In Brasilien, fand er, war das Problem bereits gelöst. »Hier war«, notierte er für seine Erinnerungen, »die Vergangenheit sorgsamer bewahrt als in Europa selbst, hier war noch nicht die Verrohung, die der erste Weltkrieg mit sich gebracht, in die Sitten, in den Geist der Nation eingedrungen [...]. Hier war nicht durch absurde Theorien von Blut und Stamm und Herkunft der Mensch abgeteilt vom Menschen, hier konnte man [...] noch friedlich leben [...]. Hier konnte, was Europa an Zivilisation geschaffen, in neuen und anderen Formen sich großartig fortsetzen und entwickeln.« Zweig war geblendet, blind aber war er nicht. »Ich hatte«,

[3] Vgl. Johann Holzner: *Zur Ästhetik der Unterhaltungsliteratur im Exil. Am Beispiel Vicki Baum.* In: *Schreiben im Exil. Zur Ästhetik der deutschen Exilliteratur 1933-1945.* Hg. von Alexander Stephan und Hans Wagener. Bonn 1985 (= Studien zur Literatur der Moderne, Bd. 13), S. 236f.

[4] Stefan Zweig: *Brasilien. Ein Land der Zukunft.* Frankfurt a. M. 1984 (= suhrkamp taschenbuch 984). Im folgenden abgekürzt zitiert: B.

[5] Vgl. Donald A. Prater: *Stefan Zweig und die Neue Welt.* In: *Stefan Zweig 1881/1981. Aufsätze und Dokumente.* Redaktion: Heinz Lunzer und Gerhard Renner. Wien 1981 (= Zirkular, Sondernummer 2), S. 137-163.

fügte er deshalb abschließend hinzu, »das Auge beglückt durch die tausendfältige Schönheit dieser neuen Natur, einen Blick in die Zukunft getan.«[6]

Er hatte auch an die Vergangenheit zurückgedacht, an die von ihm verklärte Welt der Donaumonarchie. Er schrieb über Brasilien, aber – Raoul Auernheimer hat das schon 1943 in einer Besprechung festgehalten – »he returned again and again to Austria in spirit«.[7] Was ihm offensichtlich fehlte, war die Fähigkeit, mit Argusaugen die Gegenwart zu betrachten.

Jedenfalls in Brasilien. Die krasse »Überbetonung des Guten und Schönen«[8] läßt Zweigs Bemühungen, über die Geschichte, die Wirtschaft, die Kultur, die Landschaften und die Gesellschaft Brasiliens umfassend zu informieren, insgesamt in einem zweifelhaften Licht erscheinen.[9] Beinahe so, als hätte der Autor gar nicht das wirkliche Brasilien gemeint, sondern ein ausgedachtes. Als hätte er ein Gegenmodell entwerfen wollen zu jener Welt, vor der er geflüchtet ist, zur »wahnwitzigen Überreiztheit Europas« (B 15) mitten im Zweiten Weltkrieg.

Indem er beides unter einem darstellt, das Wirkliche and das Ausgedachte, entwickelt er ein Brasilien-Bild, das, vornehm formuliert, allenthalben revisionsbedürftig ist; darüber hinaus jedoch zugleich ein Friedensbild, das weit mehr beschreibt als bloß ein anderes Arkadien, nämlich Aufgaben des Pazifismus.

Aufgrund seiner ethnologischen Struktur müßte Brasilien, schreibt Zweig, »das zerspaltenste, das unfriedlichste und unruhigste Land der Welt sein [...]. Da sind die Abkömmlinge der Portugiesen, die das Land erobert und kolonisiert haben, da ist die indianische Urbevölkerung, die das Hinterland seit unvordenklichen Zeiten bewohnt, da sind die Millionen Neger [...], die Millionen Italiener, Deutsche und sogar Japaner [...]« (B 12f.). Doch von einer Rassendiskriminierung, von einem Rassenproblem könne keine Rede sein. »All das hat sich ständig gemischt, gekreuzt und außerdem noch erfrischt durch den ständigen Zustrom neuen Bluts durch die Jahrhunderte.« (B 139) Es gäbe keine Abgrenzungen und Ausgrenzungen, nicht einmal »ein Haßwort oder ein Hohnwort« (B 14) für bestimmte Schichten. Zweig konstatiert »die totale Abwesenheit jedweder Gehässigkeit im öffentlichen wie im privaten Leben« (B 15), gleichzeitig aber alles andere als einen Kirchhoffrieden. Statt dessen »mehr Lässigkeit in der Lebensführung«, »eine gewiße Laxheit«, umgekehrt »weniger Stoßkraft, weniger Vehemenz, weniger Dynamik«, weniger

[6] Stefan Zweig: *Die Welt von gestern. Erinnerungen eines Europäers*. Frankfurt a. M. 1949, S. 440.

[7] Zit. nach Volker Henze: *Jüdischer Kulturpessimismus und das Bild des Alten Österreich im Werk Stefan Zweigs und Joseph Roths*. Heidelberg 1988, S. 341.

[8] Brunhild E. Blum: *Stefan Zweigs Briefe an seinen brasilianischen Verleger Abrahao Koogan von 1932 bis 1942*. Vollständiger Abdruck mit Anmerkungen und einem Exkurs über das Brasilienbild des Autors. Diplomarbeit. Innsbruck 1988, S. 121.

[9] Vgl. Volker Henze (Anm. 7), der schlicht »Hirngespinste« konstatiert, a.a.O., S. 340.

»Gier und Machtwut« als in Europa (B 16). Zusammenfassend: Alle denkbaren zerstörerischen Gegensätze scheinen in Brasilien »zersetzt« (B 15), zusammengebunden durch ein einheitliches Nationalbewußtsein.

Zweig, der immer wieder (nicht immer erfolgreich) versucht hat, über den Parteien zu stehen, geneigt, um keinen Preis die Rolle des Beobachters mit jener des Sympathisanten zu vertauschen, seiner Selbsteinschätzung nach »ein wacher, denkender, abseits von allem Politischen wirkender Mensch«[10], gibt im Brasilien-Buch jede noble Zurückhaltung entschlossen auf. Angesichts der Entwicklung in Europa kämpft er um eine neue Rangordnung der Werte für eine humane Zukunft und somit leidenschaftlich gegen jene Kräfte, die der Realisierung dieser seiner Intentionen den Weg verstellen: gegen den Produktionsfetischismus, gegen die feudalistische Gesinnung, gegen die kapitalistische Raffgier. All dem hält Zweig das Auftreten der Jesuiten gegenüber, eine alte Geschichte, wie er sie sieht: »Die Jesuiten, das sind die ersten, die nichts für sich und alles für das Land wollen [...], keine vagen und verworrenen Träumer [...]. Sie sind Realisten und durch ihre Exerzitien geschult, Tag für Tag neu die Energie zu stählen, um den unermeßlichen Widerstand der menschlichen Schwächen in der Welt zu überwinden. Sie wissen um die Gefährlichkeit und Langwierigkeit ihrer Aufgabe. Aber gerade daß ihr Ziel von Anfang an vollkommen ins Weite, ins Jahrhundertweite, ja ins Ewige gerichtet ist, hebt sie so großartig ab von der Beamtenschaft und Kriegerschaft [...].« (B 33f.) Das Konzept, statt auf raschen Gewinn zu setzen, durch Mischung des Disparaten und entsprechende Erziehung den Boden zu bereiten, daß Menschen aufblühen können, dieses Programm, das Zweig aus dem Wirken der Jesuiten in Brasilien ableitet, präsentiert er am Ende als Alternative zu allen Zukunftsszenarien der zeitgenössischen Machthaber in Europa.

Es sollte nicht unterschlagen werden, daß man auch in Zweigs Brasilien-Buch sentimentalen Anwandlungen begegnet, die man in einer Reportage über ein »Land der Zukunft« von vornherein nicht erwarten würde. Das Lob des Patriarchats zum Beispiel (B 157), oder die Verteidigung der Aristokratie (B 159f.). In solchen Anwandlungen fließen Bilder aus dem alten Wien und Bilder aus dem neuen Rio zusammen, bis sie zur Deckung kommen. – Es fällt schwer, diese Bilder nicht zu desavouieren, sind sie doch Zeugnisse des Rückzugs in die Welt der Sicherheit. Aber sie sind vielleicht auch anders zu verstehen, als Reaktion auf die überall in Europa eskalierende Tendenz, sich der Einschüchterung durch alles Traditionelle allmählich zu entziehen und stattdessen der Einschüchterung durch alles Neue sich auszuliefern; eine Tendenz, die viel später, in den siebziger Jahren, noch von Jean Améry, einem Intellektuellen also, der ganz und gar nicht konservativ gedacht hat, als eine der gefährlichsten Zeiterscheinungen des Jahrhunderts gebrandmarkt worden ist.[11]

[10] Stefan Zweig: *Die Welt von gestern* (Anm. 6), S. 473.

[11] Jean Amery: *Weiterleben – aber wie? Essays 1968 – 1978*. Hg. von Gisela Lindemann. Stuttgart 1982, S. 204.

In jedem Fall setzt das Brasilien-Buch eine Linie fort, die Zweig schon im *Erasmus* und insbesondere in *Castellio gegen Calvin* vorgezogen hat.[12] Konzilianz, das Sich-Versöhnen mit allen Parteien, der Verzicht auf jede Einmischung gilt ihm nicht mehr als Charakteristikum des Pazifismus. Die Ausarbeitung eines Friedensbildes schließt in seinem Verständnis vielmehr die Verpflichtung ein, den Widerstand zu legitimieren, wo solcher, um das angestrebte Ziel nicht zu verfehlen, nötig scheint, und über das Duckmäusertum den Stab zu brechen.

In der Rede *Widerstand und Friede*, die Ernst Bloch anläßlich der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels 1967 in der Frankfurter Paulskirche hält, tritt er aufs schärfste den Unentschlossenen entgegen; »überall die vielen Duckmäuser, sagen nicht so und sagen nicht so, damit es nachher nicht heißt, sie hätten so oder so gesagt«.[13] – Zweig hat sich bekanntlich in den zwanziger und dreißiger Jahren nach Möglichkeit aus allen politischen Konflikten herausgehalten, mit keiner Partei sich's zu verderben.[14] Das Brasilien-Buch spricht eine andere Sprache; in jener Radikalität dem Kapitalismus und dem Faschismus gegenüber, die Ernst Fischer, auf der Suche nach einem »Gegengewicht gegen alle die Werfels«, von Zweig schon 1932 eingefordert hat[15]: endlich unmißverständlich. Nur, die eigene Position wird dabei gelegentlich derart absolut gesetzt, daß jeder nicht ganz übereinstimmende Standpunkt zwangsläufig unter die Räder kommt.

Auch das Konzept des militanten Humanismus. Mit diesem Konzept, das im Exil vielfach vertreten wird[16], u.a. von Heinrich und Thomas Mann, kommt Stefan Zweig nie in Berührung. Anders dagegen Vicki Baum. Sie hat diesem Konzept sich enger angeschlossen, hat sich auch stärker explizit von Hitler-Deutschland distanziert.

Dabei hat ihre Karriere, in den zwanziger Jahren erst, in Deutschland begonnen: 1926 kam sie nach Berlin, als Redakteurin des Ullstein-Hauses und Mitarbeiterin der »Berliner Illustrierten Zeitung«, deren Auflage in der Folgezeit immer dann gewaltig anstieg, wenn ein neuer Fortsetzungsroman der Wiener Starautorin angekündigt werden konnte. 1928 gelang ihr mit *Helene Willfüer* der Durchbruch, 1929 mit *Menschen im Hotel* schon ein internationaler

[12] Vgl. Klaus Zelewitz: *Höhen und Tiefen der dreißiger Jahre.* In: *Stefan Zweig 1881/1981* (Anm. 5), S. 97-111.

[13] Ernst Bloch: *Widerstand und Friede. Aufsätze zur Politik.* Frankfurt a. M. 1968 (= edition suhrkamp 257), S. 100.

[14] Vgl. dazu u.a. Sigfrid Hoefert: *Stefan Zweigs Verbundenheit mit Rußland und der russischen Literatur.* In: »Modern Austrian Literature« Vol. 14, 1981, Nos. 3/4, S. 251-270 und Klaus Heydemann: *Das Beispiel des Erasmus. Stefan Zweigs Einstellung zur Politik.* In: »Literatur und Kritik« H. 169/170, 1982, S. 24-39.

[15] Fischers Brief vom 15.3.1932 ist abgedruckt in: »Literatur und Kritik« H. 261/262, 1992, S. 58.

[16] Vgl. Klaus Müller-Salget: *Zum Dilemma des militanten Humanismus im Exil.* In: »Exilforschung« 4, 1986, S. 196-207.

Bestseller; zu dessen Verfilmung 1931 nach Amerika eingeladen, blieb sie gleich anschließend in der Emigration, in Kalifornien.[17] Wenige Jahre später schrieb sie ihre Bücher bereits in der Sprache ihres Gastlandes.

Einer ihrer interessantesten Romane, *The Weeping Wood* (1943), in deutscher Übersetzung unter dem Titel *Cahuchu. Strom der Tränen*[18] ist merkwürdigerweise gänzlich untergegangen; aber unter allen Büchern des Exils der bemerkenswerteste Versuch, mit den Mitteln der Unterhaltungsliteratur das Thema »Widerstand und Friede« abzuhandeln, und zwar durchaus in jenem Geist, in dem Bloch noch in der Paulskirche urgiert hat, daß »zwischen Kampf und Krieg dringend unterschieden werden« müsse.[19] *Cahuchu*, im Grunde mehr eine Serie locker verbundener Prosastücke als ein Roman, erzählt die Geschichte des Kautschuks.

»Kautschuk ist ein grausames Thema« (C 6), warnt Vicki Baum schon in der Einleitung ihres Buches; es sei überhaupt das schlimmste Kapitel, ergänzt eine ihrer Hauptfiguren, »in der Geschichte der Ausbeutung von Menschen« (C 208). Um dieses Thema angemessen aufzurollen, wählt die Autorin ein Verfahren, das vom Erzählschema des Unterhaltungsromans, dem sie sonst gern folgt, erheblich abweicht. Statt ein überschaubares Figurenensemble zu konstruieren und seine Mitglieder nach kürzeren oder längeren Durststrecken schlußendlich zusammenzuführen, führt sie ihre Leserinnen und Leser (in 15 Passagen) durch zwei Jahrhunderte und in etliche Erdteile, vom Amazonasstrom bis Sumatra, von Libyen bis Deutschland, um so anschaulich auszubreiten, unter welchen Bedingungen von allem Anfang an der Naturkautschuk gewonnen und später der Kunstkautschuk entwickelt worden ist, welche Opfer der Kautschuk gefordert und welche Erträge er erbracht hat. Es versteht sich, daß auch in diesem Rahmen für sentimentale Episoden Platz ist, also hin und wieder liebenswürdige Mädchen auf den Plan treten und dazwischen geheimnisvolle Männer, mutterseelenallein. Aber die fiktiven Handlungsstränge werden laufend unterbrochen. Auszüge aus wissenschaftlichen Abhandlungen, Patentbeschreibungen, Statistiken, Prospekten, Reiseberichten, US-Kongreßakten und ähnlichen Dokumenten bilden ein Gerüst, welches dermaßen prägend wirkt, daß auch der Handlungsablauf sich danach orientiert. Die Einbeziehung der historischen Quellen führt darüber hinaus noch zu einer weiteren, wichtigeren Konsequenz, im Hinblick auf die Erzähltechnik. Wie in den Quellen, ändert sich im Roman ständig die Perspektive.

[17] Vgl. Robert F. Bell: *Vicki Baum.* In: *Deutsche Exilliteratur seit 1933.* Bd. 1: Kalifornien, Teil 1. Hg. von John M. Spalek und Joseph Strelka. Bern-München 1976, S. 247-258.

[18] Vicki Baum: *Cahuchu. Strom der Tränen.* Roman (Deutsch von Fritz und Li Zielesch). Köln-Berlin 1952. Nach dieser Ausgabe wird im folgenden zitiert; abgekürzt: C. Leichter erreichbar ist eine Neuauflage, die ebenfalls bei Kiepenheuer & Witsch erschienen ist: Köln-Berlin 1969 (= Die Bücher der Neunzehn, Bd. 172).

[19] Ernst Bloch: *Widerstand und Friede* (Anm. 13), S. 85.

Der Roman schildert also die Mission der Jesuiten in Pará aus der Sicht eines Eingeborenen, die Unternehmungen Goodyears aus der Sicht eines gutgläubigen Gläubigers, den ersten Transport der Samen der Hevea brasiliensis nach England und weiter nach Ceylon aus der Perspektive eines Gärtners, den Kautschukrausch auf Sumatra aus der Perpektive eines Plantagenarztes, die Geschichte von den Putumayo-Greueln aus dem Blickwinkel eines im Sterben liegenden Indianers, die Politik der I.G. Farben aus dem Blickwinkel eines deutschen Widerstandskämpfers, und so weiter und so fort. Daraus ergibt sich eine Relativierung der diversen Positionen und die Notwendigkeit, auf Standpunkte und Gegenstandpunkte sich einzulassen, sorgsam abzuwägen; »solange man im Kampf steht«, meint einmal ein Arbeiter aus Akron, »kann man es sich nicht leisten, die Sache auch [...] von der andern Seite zu betrachten« (C 273). Die Leserinnen und Leser des Romans sollen sich das leisten. Allerdings nicht um zum Schluß zu kommen, daß letztlich alles gleich gültig und daß es am besten sei, die Hände in den Schoß zu legen.

Wo immer vom Krieg die Rede ist, werden nahezu aufdringlich die Interessen aufgedeckt, die mit im Spiel sind, vor allem die wirtschaftlichen Interessen. »Kautschuk«, so sinniert ein Unternehmer: »Darum werden die Kriege geführt. Gold, Kautschuk, Kohle, Stahl, Erdöl. Sie führen Krieg, um den Kautschuk zu bekommen, den sie brauchen, um Krieg führen zu können.« (C 371) Die massivsten Anschuldigungen treffen wiederholt die Deutschen, die, »zäh, unverwüstlich«, noch immer gesehen mit den Augen des eben erwähnten amerikanischen Unternehmers, »alle zwanzig Jahre einen Krieg anfangen müssen« (C 355). Die, obrigkeitshörig, die NS-Propaganda arglos nachbeten, wie ein Soldat im Libyen-Feldzug: »Alles nur wegen der Juden und wegen der Italiener und der Engländer und der Kommunisten und der Amerikaner und der Demokraten« (C 431). Die demnach nichts anderes verdienen als die Antwort der Alliierten. »Krieg ist ein häßliches Geschäft«, urteilt ein Holländer. »Wir kennen den Krieg, weil wir tief darinstecken, und wir wollen wieder hingehen und wieder kämpfen [...]; aber das heißt nicht, daß wir den Krieg lieben. Wir lieben ihn nicht. Nur, wenn nun einmal Krieg ist, muß man kämpfen, und wenn man angefangen hat zu kämpfen, dann muß man kämpfen bis zum Ende.« (C 541) Auch wenn in derartigen Äußerungen sich jeweils nur Figurenperspektiven spiegeln, wird doch deutlich, durch die Charakterisierung der Figuren, welcher Stellenwert ihren Gedanken oder Eskapaden zukommt.

Vicki Baum engagiert sich für den Krieg gegen das Dritte Reich, weil sie weit und breit keine andere Option sieht, dem humanistischen Deutschland, dem Deutschland der Widerstandsbewegung, ein neues Fundament zu geben. Grundsätzlich allerdings steht ihre Erzählerin, die sich nicht selten einmischt ins Geschehen, jedem Krieg mehr als skeptisch gegenüber; bezeichnend für ihre Bedenken, wie sie den Untergang einer deutschen Abteilung in Libyen kommentiert: als einen Auflösungsprozeß, in dessen Verlauf sich die Soldaten

»mit dem übrigen braunen Staub Nordafrikas vermischten, wo vor ihnen Phönizier, Griechen, Römer und Araber gekämpft hatten und gefallen waren« (C 433). Eine weitere Erläuterung erübrigt sich.

Entschieden anders als der Krieg, ohne jede Einschränkung, wird in diesem Roman der soziale Kampf verteidigt. Der Kampf gegen die »Profitjagd«, der Kampf gegen die unterschiedlichsten Anstrengungen, eine Welt zu schaffen, »in der alles Schöne, Edle und Seltene aus seinem Asyl vertrieben würde, um dem Nur-Nützlichen Platz zu machen« (C 151). Der Kampf schließlich auch reell gegen jene Führer, die kaltblütig die Untergebenen drangsalieren, vergewaltigen, ums Leben bringen.

Die vertrackteste Szene des Romans spielt im Amazonasgebiet. Sie zeigt, wie Felipe Mato, der brutale Kautschukkönig aus Santarém, von einer jungen Frau, der kleinen Prostituierten Leocadia, ermordet wird (vgl. C 131). Obwohl die Erzählerin jede direkte Stellungnahme hier vermeidet, läßt sie doch nirgends einen Zweifel aufkommen darüber, daß sie im Akt der Auflehnung gegen den Tyrannen keinen moralischen Makel sieht; im Gegenteil, sie sieht in diesem Akt nichts anderes als die erste Voraussetzung für die Gründung eines sozialen Friedens.

Es steht auf einem anderen Blatt, daß Vicki Baum nach dem Zweiten Weltkrieg die Sicherung eines solchen Friedens am ehesten wieder von 'Führer'-Figuren erwartet hat.[20] In *Cahuchu* läßt sie ihren Leserinnen und Lesern noch einen größeren Spielraum, darüber nachzusinnen, wie die skizzierte Zukunftsvision zu erreichen und zu besiegeln wäre.

Zwei Exilschriftsteller, zwei Lyriker, die lange Zeit nur in einem Winkel der Literaturgeschichte überwintert haben, als die wichtigsten Repräsentanten der sogenannten »anonymen Generation« zwischen Georg Trakl und Paul Celan[21], sind in den letzten Jahren wiederentdeckt worden: Ernst Waldinger und Theodor Kramer. Sie sollen im folgenden wenigstens kurz zu Wort kommen.

Ernst Waldinger (1896–1970), in den dreißiger Jahren in der »Vereinigung sozialistischer Schriftsteller« exponiert, 1938 ins Exil geflüchtet, in die USA, wo er auch nach 1945 bleibt, als Professor für deutsche Sprache und Literatur, hat zwar zu Lebzeiten immerhin acht Bücher veröffentlicht, sechs davon in den Nachkriegsjahren, aber kaum eine Resonanz gefunden. Seit 1990 ist eine Neuausgabe seiner Arbeiten auf dem Markt: *Noch vor dem Jüngsten Tag. Ausge-*

[20] Vgl. Johann Holzner: *Literarische Verfahrensweisen und Botschaften der Vicki Baum.* In: *Erzählgattungen der Trivialliteratur.* Hg. von Zdenko Škreb und Uwe Baur. Innsbruck 1984 (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft. Germanistische Reihe 18), S. 233-250.

[21] Wilhelm Szabo: *Die anonyme Generation: Perspektiven der österreichischen Lyrik 1918-1945.* In: »Jahrbuch des Wiener Goethe-Vereins« 77, 1973, S. 146-162.

wählte Gedichte und Essays, herausgegeben von Karl-Markus Gauß.[22] Eine Neuausgabe, die endlich die dem Werk Waldingers gebührende Auseinandersetzung befördern sollte.

Theodor Kramer (1897–1958) hat eine derartige Auseinandersetzung bereits erfahren: Sie beginnt (um diesen Sonderfall der Heimkehr eines ins Exil Verbannten hier zügig nachzuzeichnen) mit einer bescheidenen Gedenkveranstaltung. 1983, zum 25. Todestag des Dichters, wird in Wien, in Anwesenheit des Bundeskanzlers Kreisky, eine Kramer-Ausstellung eröffnet. Es folgt ein Kramer-Symposion, ebenfalls in Wien, und noch im selben Jahr erscheint bei Hanser eine Auswahl-Ausgabe, *Orgel aus Staub*, herausgegeben von Erwin Chvojka.[23] Die österreichischen Tageszeitungen reagieren zunächst eher vorsichtig und zurückhaltend. »Viele Exempel«, schreibt »Die Presse«, und meint damit die Gedichte, seien »wirklich kunstarm«.[24] In der Bundesrepublik dagegen und später auch in der Schweiz wird das Werk Kramers vorbehaltlos gewürdigt. Noch im Oktober 1983 wählt die Darmstädter Jury *Orgel aus Staub* zum »Buch des Monats«; »Die Zeit« veröffentlicht eine von Erich Hackl verfaßte Laudatio[25], große Besprechungen in der »Süddeutschen Zeitung« und in der »FAZ« folgen.[26] Für viele Kritiker, sogar für die Mitglieder der damals gegründeten Theodor-Kramer-Gesellschaft, völlig unerwartet, hält die Konjunktur weiter an, nachdem im Europa-Verlag, ab 1984, eine auf drei Bände angelegte Ausgabe der *Gesammelten Gedichte* erscheint.[27] Mehr und mehr werden nicht nur die bekannteren frühen, sondern auch die im Exil entstandenen Gedichte Kramers hervorgehoben; man werde, schreibt Peter von Matt in der »FAZ«, was »Emigration« wirklich bedeutet hat, um die Mitte des 20. Jahrhunderts, »einst aus Kramers Londoner Gedichten gründlicher lernen können als aus den Geschichtsbüchern«.[28] Ähnlich hymnisch äußert sich in der »Zeit« Hans-Jürgen Heise über Österreichs »späte Rückbesinnung auf einen seiner größten Dichter«[29], und auch die »Neue Zürcher Zeitung« schließt sich endlich diesem Chor an.[30] Offensichtlich beeindruckt von einem solchen Rezeptionsschub, geben daraufhin die österreichischen Zeitungen die anfänglich gewahrte Zurückhaltung auf. Nirgends mehr fällt ein Wort der Kritik, überall jedoch, in Wien wie in den Bundesländern, wird in ausführlichen

[22] Ernst Waldinger: *Noch vor dem Jüngsten Tag. Ausgewählte Gedichte und Essays*. Salzburg 1990.
[23] Theodor Kramer: *Orgel aus Staub*. Müchen-Wien 1983.
[24] »Die Presse« 17./ 18.9.1983.
[25] Erich Hackl: *Lieder am Rand*. »Die Zeit« 7.10.1983.
[26] »Süddeutsche Zeitung« 15./16.10.1983, »Frankfurter Allgemeine Zeitung« 19.11.1983.
[27] Theodor Kramer: *Gesammelte Gedichte*. Hg. von Erwin Chvojka. 3 Bände. Wien 1984-1987.
[28] Peter von Matt: *Taghelle Poesie*. »Frankfurter Allgemeine Zeitung« 8.9.1984.
[29] Hans-Jürgen Heise: *Fremd in der Heimat*. »Die Zeit« 26.10.1984.
[30] Vgl. »Neue Zürcher Zeitung« 18.10.1985 und 23./24.2.1986. Ferner: Karl-Markus Gauß: *Über Theodor Kramer hinaus und zu ihm zurück*. »Neue Zürcher Zeitung« 6.3.1990.

Artikeln auf Kramer und seine »Gedichte-Lawine«[31] verwiesen, wird die Kramer-Ausstellung, die nach Innsbruck[32] und Graz[33] weiterwandert, als Ereignis gefeiert, wird die Kramer-Ausgabe als »unheimliches Mammut-Dokument«[34] vorgestellt: als eine unverwechselbare Erscheinung, »die in der österreichischen Literaturlandschaft bestehenbleibt.«[35] So wird das Werk des aus der Heimat vertriebenen und später aus dem Gedächtnis gelöschten Dichters, kaum wieder zugänglich, bereits kanonisiert. Und von daher darf es nicht verwundern, daß Erich Hackl, der als einer der ersten in den späten siebziger Jahren auf Kramer aufmerksam gemacht hat[36], 1989 sich genötigt sieht, über die »Aktualität eines zu Tode entdeckten österreichischen Lyrikers« zu schreiben, eines Schriftstellers, der »eingesargt« sei in seiner Werkausgabe. Hackl hält dagegen ein Plädoyer, »ihn zu plündern, seine Gedichte abzuklopfen darauf, ob sie heutzutage überhaupt noch lesbar sind«.[37]

Dieselbe Frage stellt sich, wenn man die Gedichte Waldingers studiert, vor allem seine Exilgedichte, in denen er immer wieder den Blick zurückwendet in die verlorene Heimat und sich abmüht, »in friedloser Zeit ein lyrisches Bild des Friedens zu entwerfen«.[38]

Scheint es doch, auf den ersten Blick, als könnten diese Gedichte nichts anderes vermitteln als bestenfalls wehmütige Reminiszenzen an eine im nachhinein glorifizierte Welt. Tatsächlich vermitteln sie ganz anderes.

Die kühlen Bauernstuben

In der Inselhitze von Manhattan,
Wo das Hemd mir feucht am Leibe klebt,
Steil sich Turm um Turm mit strengem Schatten
In den glühenden Julihimmel hebt,

[31] Vgl. »Oberösterreichische Nachrichten« 22.8.1987.
[32] Vgl. »Tiroler Tageszeitung« 14.2. und 19.2.1985.
[33] Vgl. »Kleine Zeitung« 10.11.1988.
[34] Vgl. »Die Presse« 12./13.12.1987. Vgl. weiter die Besprechung von Hans Haider in: »Die Presse« 20.6.1984 sowie die Artikel von Manfred Scheuch und Hans Heinz Hahnl in: »Arbeiter-Zeitung« 25.10.1985 bzw. 10.1.1986.
[35] »Oberösterreichische Nachrichten« (Anm. 31). Vgl. ferner Konstantin Kaiser: *Der Dichter der kleinen Lüste*. »Wiener Zeitung« 7.7.1987.
[36] Erich Hackl: *Das Glück beim Schreiben*. »Extrablatt« (Wien) Nr. 2, November 1978.
[37] Erich Hackl: *Kunst handelt von Knöpfen*. »Wiener Zeitung« 24. 3. 1989.
[38] Karl-Markus Gauß: *Ernst Waldinger – Versöhnung und Zerrissenheit*. In: Ernst Waldinger: *Noch vor dem Jüngsten Tag* (Anm. 22), S. 220.

Denk ich an der Bauernstuben Kühle
Einer fernen Ferienzeit zurück;
Ein Jahrhundert, das ich lasten fühle,
Trennt dies Heut von jenem Knabenglück;

Speicher-, hofher, roch es nach Getreide,
Kalk und Peitschenschnüren und nach Stall;
Durch die offne Tür kam von der Weide,
Wo das Heu gemäht war, frisch ein Schwall

Starken Brodems, der das Zwielicht würzte,
Das um Spind und morsche Betten lag,
Und mit hölzernem Gelächter kürzte
Eine Kuckucksuhr den stillen Tag.

Wächsern unterm Glassturz stand die reine
Jungfrau neben Nelken, deren Duft
Heut noch zu erwittern ich vermeine,
Der wie Räucherwerk die Moderluft,

Die aus der Kommode drang, erfrischte,
Wo Lavendel, Viehsalz sich mit Leim
Und dem guten Hauch von Dörrobst mischte...
All das kommt auf einmal zu mir heim,

Ist in mir, indes es ohne Pause
Fortlärmt, brodelnd zwischen dem Beton,
Freundlich wirklicher,– da es zu Hause
Haß und Wahn gewitterfalb umlohn.

Das Titelgedicht des Bandes *Die kühlen Bauernstuben*[39], es ist 1939 in New York entstanden, beschreibt die idyllische Welt eines alten österreichischen Dorfes, im Kontrast zur brodelnden Welt der amerikanischen Metropole, zunächst als eine Welt des Friedens; und doch zugleich als eine Welt, der nachzutrauern ganz verkehrt wäre.

Denn die Idylle ist eine ausgedachte, eine aus räumlicher und zeitlicher Distanz nicht re-konstruierte, sondern konstruierte. Eine Idylle, das Gedicht weist direkt darauf hin, deren Ausgestaltung unmittelbar zusammenhängt mit der Erfahrung einer in jeder Hinsicht anderen Welt; »Hitze« und »Kühle« sind naturgemäß auch Metaphern. Was »freundlich« wirkt in der Welt des Dorfes, in der alles Alte noch seinen rechten Platz hat, die Tradition, die Religion, jedenfalls das entsprechende Mobiliar, das alles ist bloß ein Ausschnitt aus der Wirklichkeit. Eine Mischung aus Gerüchen und Geräuschen, eine Stimmung, die kein Mensch stört. Wenn die ganze Wirklichkeit wieder in den Blick kommt, in der letzten Strophe, eine Wirklichkeit, in der »Haß und Wahn« regieren, bricht das Konstrukt wie ein Kartenhaus zusammen.

[39] Ernst Waldinger: *Die kühlen Bauernstuben. Gedichte.* Wien 1946, S. 10.

Die scheinbar friedliche Heimat ist in Wahrheit ein Ort des Unfriedens. Kein Wunder, daß das lyrische Ich »heim«-isch sich nur mehr im Exil fühlt; »zu Hause« ist das Ich dort allerdings noch nicht. Hin-und-her-gerissen, was auf der lexikalischen Ebene genau und hart, in der gesamten Gedichtstruktur dagegen wohl zu wenig zum Ausdruck kommt, zerrissen wie es ist kann das Ich auch kein Wunschbild mehr skizzieren, keine Utopie. In der Welt von gestern findet sich kein Anknüpfungspunkt für die Welt der Zukunft.

Kramer hat Anknüpfungspunkte ausgemacht. In demselben provinziellen oder vorstädtischen Raum, den die Gedichte Waldingers erinnern, an der Peripherie der großen Welt; in der Welt der kleinen Leute, der Randexistenzen, der Letzten, die nicht immer die Schlechtesten sein müssen.

Vorstadthure

Einmal, wann leise den Regen es treibt durch die Gassen
und die Laternen die zottigen Steige verlassen,
fänd ich mir gern einen schweigsamen Gast auf dem Strich,
einen, der schlechter daran ist und ärmer als ich.

Still würd ich ihn in die billige Herberge führen,
heimlich bezahln für den Schlüssel – er würd es kaum spüren –,
drückte die knarrende Tür sacht auf ins Quartier,
brächte von unten uns Kuttelfleck dann und ein Bier.

Still würd vom blechernen Tisch ich die Brotkrümel fegen
und mich im Finstern ganz leise ins Bett zu ihm legen,
herzte ihn, daß mir sein Samen im Schoß überränn,
herzte ihn, daß er ganz leise zu weinen begänn.

Nähm seine salzigen Wangen mir zwischen die Brüste,
bis daß er schliefe; und morgens, bevor er es wüßte,
wär ich gegangen und ließe zurück einen Schein...
Kühl sind die Nächte, es könnte leicht morgen schon sein.

Ein konventionell gemachtes Gedicht.[40] Konventionell gemacht wie die meisten Gedichte Kramers. Ein Bild der Stille, ein Bild des Friedens. Aber ein Bild, das alle konventionellen Friedensbilder weit hinter sich läßt, in seiner Sinnlichkeit, im Verzicht auf jegliche Illusion, in der Abkehr von allen nur denkbaren panegyrischen Imaginationen.

[40] Theodor Kramer: *Gesammelte Gedichte* (Anm. 27), 1. Bd., S. 445.

Kein Schlüssel, die Welt radikal zu ändern. Kein Getöse. Wörter, die penetrierend wiederholt werden: »leise«, »still«; dazu noch: »schweigsam«, »heimlich«, »sacht«. Dennoch keine Spur von einem Preislied auf die Rückständigkeit, stattdessen ein Ausblick auf die Zukunft: »Einmal...«.

Ein berauschender Ausblick wird hier nicht geboten. Kramer hat sich zwar ebenso wie Waldinger politisch im Umfeld der Sozialdemokratie eingerichtet, aber von einer sozialistischen Programmatik mit klar formulierten Zielvorgaben und den entsprechenden Wegmarkierungen hat er nie besonders viel gehalten. Gewissenhaft, ja pedantisch benennt er konkret, was ist, bemerkt von daher auch, was alles noch sein könnte, besser und ebensoleicht schlechter. Also dünkt es ihm schon viel, das gerade noch Erreichbare wirklich zu erreichen.

So wie es sich die Vorstadthure vornimmt. Ihre Wunschträume bedürfen keiner weiteren Ausdeutung, keiner auktorialen Anmerkung, noch weniger einer Richtigstellung. Daß der »Schein«, den sie zurückläßt, mehr sein könnte als ein Geldschein, auch ein Lichtschein, sollte sich von selbst verstehen: Ein Lichtschein für eine Welt, in der es allerlei läßliche Unordnung gibt, und endlich Frieden.

Nachzutragen ist die Entstehungszeit des Gedichts. Kramer hat es 1944 aufgeschrieben, noch mitten im Krieg, am Heiligen Abend.

Die Zusammenfassung verkürzt: Auf der Suche nach Gegenbildern zu einer Welt, die als chaotisch empfunden wird, beschreibt Stefan Zweig eine ausgedachte Welt, als ob sie wirklich wäre. Kein Wunder, daß sein Brasilien-Buch im Land selbst die härteste Kritik hervorgerufen und darüber hinaus den Verdacht geweckt hat, die Vargas-Regierung hätte es 'gekauft'.[41] Vicki Baum versucht die Grenzen zwischen der erträumten und der grausam-wirklichen Welt aufzuzeigen, um den Widerstand gegen Kapitalismus und Faschismus zu unterstützen, als Voraussetzung für die Begründung eines sozialen Friedens; aber auch sie zeichnet gern wenn nicht schwarz-weiß, so doch mit den Farben der Unterhaltungsliteratur. In den Gedichten Waldingers und Kramers dagegen sucht man großangelegte Friedensszenarien vergeblich. Was bleibt, ist nicht viel mehr als die Vermittlung bescheidener Sehnsuchtsbilder. Waldinger macht sogar dort noch Brüche ausfindig. Nur Kramer beharrt darauf, im Konjunktiv des »es könnte schöner sein«, daß realisierbar wäre, was sich seine traurigen Lichtgestalten wünschen.

Es ist bestimmt kein Zufall, daß in letzter Zeit die Gedichte Kramers die stärkste Resonanz erfahren haben. Miniaturgegenbilder gegen die kühnen oder auch halsbrecherischen sozialtheoretischen und politischen Utopien der Vergangenheit. Keine Lösungen, bestenfalls »Vor- und Richtbilder, Partiallösungen«, Anläufe gegen jedes »Denken in geschlossenen Ideologien«, wie Ingeborg Bachmann gesagt hätte, gesagt hat[42], allerdings mit Bezug auf Musil.

[41] Vgl. Alberto Dines: *Der Tod des Entdeckers des Paradieses*. In: *Stefan Zweig heute*. Hg. von Mark H. Gelber. New York 1987, S. 181-200.

Robert Musil hat bekanntlich noch 1914 die beinah allgemeine Kriegseuphorie bedenkenlos mitgetragen und er hat auch die nach dem Ersten Weltkrieg ausgehandelten Friedensverträge umgehend als »unentschuldbar«[43] abgelehnt. Seine Essays jedoch, die in den darauffolgenden Jahren entstanden sind, verweisen immer wieder (hauptsächlich aus einer mentalitätsgeschichtlichen Perspektive) zurück auf die Ursachen des Krieges und zugleich voraus auf die Notwendigkeit einer intellektuellen und ethischen Erneuerung, einer Neuordnung der »Gefühls- und Ideenwelt«. Was er dort festgehalten hat, seine Antworten auf die überall herrschende Unruhe und Orientierungslosigkeit in Europa, Gedankenexperimente und Träume, die schließlich im *Mann ohne Eigenschaften* zusammenfließen, diese Überlegungen streben tatsächlich ganz anderes an als eine utopische 'Endlösung' wie jene Platons, andererseits aber unterstreichen sie am stärksten, wie Geschichte statt zu erleiden zu gestalten wäre, unterm Vorzeichen des Möglichen:

> Wenn es [...] Wirklichkeitssinn gibt, und niemand wird bezweifeln, daß er seine Daseinsberechtigung hat, dann muß es auch etwas geben, das man Möglichkeitssinn nennen kann.
>
> Wer ihn besitzt, sagt beispielsweise nicht: Hier ist dies oder das geschehen, wird geschehen, muß geschehen; sondern er erfindet: Hier könnte, sollte oder müßte geschehn; und wenn man ihm von irgend etwas erklärt, daß es so sei, wie es sei, dann denkt er: Nun, es könnte wahrscheinlich auch anders sein. So ließe sich der Möglichkeitssinn geradezu als die Fähigkeit definieren, alles, was ebensogut sein könnte, zu denken und das, was ist, nicht wichtiger zu nehmen als das, was nicht ist. [...] Möglichkeitsmenschen leben, wie man sagt, in einem feineren Gespinst, in einem Gespinst von Dunst, Einbildung, Träumerei und Konjunktiven; Kindern, die diesen Hang haben, treibt man ihn nachdrücklich aus und nennt solche Menschen vor ihnen Phantasten, Träumer, Schwächlinge und Besserwisser oder Krittler.[44]

Schon in seinem Essay *Das hilflose Europa* hat Musil die Auffassung vertreten, daß der Krieg erst dann endgültig zu überwinden wäre, wenn »Verstand und Seele« nicht länger aneinandervorbeileben und alle dogmatischen Positionen durch offene ersetzt würden, durch Positionen, die grundsätzlich nicht von vornherein ausschließen, was ebensogut sein könnte; das gilt noch immer. Wie Musils oft zitiertes Diktum: »Wir haben nicht zuviel Verstand und zuwenig Seele, sondern wir haben zuwenig Verstand in den Fragen der Seele.«[45]

[42] Ingeborg Bachmann: *Ins Tausendjährige Reich*. In: »Sprache im technischen Zeitalter« 28 (1990), H. 113, S. 20-22.

[43] Vgl. Musils Brief an Arne Laurin vom 23.4.1921 in: Robert Musil: *Briefe nach Prag*. Hg. von Barbara Köpplová und Kurt Krolop. Reinbek 1971, S. 25.

[44] Robert Musil: *Der Mann ohne Eigenschaften*. Roman. I: Hg. von Adolf Frisé. Reinbek 1978, S. 16.

[45] Robert Musil: *Gesammelte Werke II*. Hg. von Adolf Frisé. Reinbek 1978, S. 1075-1094, Zit. S. 1092.

Das Aufbrechen des naiven Entweder-Oder und die Förderung des Möglichkeitssinns, der die Spur zum Unerreichbaren nie aufgibt, werden weiterhin zentrale Aufgaben der Literatur bleiben, solange an den Schalthebeln der Macht die sogenannten Pragmatiker allein das Sagen haben.

Zagreber Germanistische Beiträge 4(1995), 51–69

DIE *GRAZER GRUPPE*

Christian
EHETREIBER
(Franz-Nabl-Institut der
Universität Graz)

Zusammenfassung

Der Terminus *Grazer Gruppe* entwickelte mit seiner scheinbar beiläufig erfolgten Einführung ein bemerkenswertes Eigenleben in Literaturwissenschaft und Literaturktitik. Obwohl der Begriff niemals präzise bestimmt worden ist, wurde er in unterschiedlichen Kontexten als substantielle Beschreibungskategorie der Literatur aus dem Umfeld des »Forum Stadtpark« sowie der Zeitschrift »manuskripte« verwendet. Der nachfolgende Beitrag fokussiert diese Verwendungsweisen des längst verselbständigten Markenzeichens, ohne eine Definition des Undefinierbaren liefern zu können.

1. Die *Grazer Gruppe*[1]

Gegen die »Rehabilitierung eines großen Teils der 'Ostmark-Literatur'«[2], gegen eine »Literatur der Reichsverweser (Mell, Ginzkey, Schreyvogl, Braun, Brehm, Waggerl etc.)«[3], kurz: gegen eine habsburgnostalgische, rückwärtsgewandte Kulturpolitik der Indoktrination eines verbindlichen österreichischen Nationsbegriffs wandten sich zu Beginn der sechziger Jahre die Schriftsteller der Künstlervereinigung *Forum Stadtpark* und der Literaturzeitschrift *manuskripte*. In mitunter emphatischer Opposition zu den Grundsätzen des offiziellen Literaturbetriebs der Nachkriegszeit, welcher eine literarhistorische Kontinuität

[1] Der vorliegende Text ist *ein* Zwischenergebnis des FWF-Projekts »Die internationale Rezeption der *Grazer Gruppe*« unter Leitung von Gerhard Melzer und Gerhard Fuchs. Vgl. Marianne Baltl, Daniela Bartens, Christian Ehetreiber, Paul Pechmann und Nathalie Reinberger: *Die internationale Rezeption der Grazer Gruppe.* Graz: Franz Nabl Institut 1994 [Masch.]. Mein besonderer Dank für das Zustandekommen dieses Beitrages gilt Daniela Bartens und Gerhard Fuchs für deren in jeder Arbeitsphase anregende Kritik und Korrektur.

[2] Joseph McVeigh: *Kontinuität und Vergangenheitsbewältigung in der österreichischen Literatur nach 1945.* Wien: Braumüller 1988. (= Untersuchungen zur österreichischen Literatur des 20. Jahrhunderts. 10.), S. 54.

[3] Friedbert Aspetsberger/Norbert Frei/Hubert Lengauer: *Vorwort.* In: F.A./N.F./H.L. (Hrsg.): *Literatur der Nachkriegszeit und der fünfziger Jahre in Österreich.* Wien: Österreichischer Bundesverlag 1984. (= Schriften des Institutes für Österreichkunde. 44/45.), S. 5.

von der Donaumonarchie über die Erste Republik – mit einer (aus heutiger Sicht nur vermeintlichen) Zäsur von 1938–1945 – bis in die Zweite Republik suggerierte[4], knüpften die jungen Grazer Autoren an die europäische Moderne an.

In ihren Bemühungen, experimentellen literarischen Verfahrensweisen zum Durchbruch zu verhelfen, gelang es den *manuskripten* unter anderem, die in den fünfziger Jahren vom offiziellen Literaturbetrieb ignorierte »Wiener Gruppe« ins Rampenlicht des öffentlichen Interesses zu rücken.

Vor der sozialhistorischen Folie der Zweiten Republik lassen sich unter Abstraktion von Details zwei diametral entgegengesetzte literarische Diskurse rekonstruieren[5], deren endgültige Trennlinie durch die Gründung der »Grazer Autorenversammlung« im Jahre 1973 ihre Akzentuierung erfährt.[6] Der Diskurs des »habsburgischen Mythos«[7], institutionalisiert unter anderem im PEN-Club, transportierte neben kakanischen Klischees ein bemerkenswertes Maß an Vergangenheitsverdrängung in bezug auf das nationalsozialistische »Erbe« und entfachte einen Gegendiskurs, als dessen Zentrum Graz genannt werden kann.

Diese konträren Diskurse unterscheiden sich nicht nur hinsichtlich der differenten Wahrnehmung und Bewertung der NS-Geschichte, auch nicht allein in der unterschiedlichen Verzahnung im Kulturbetrieb, sondern vor allem in ihren literarischen Verfahrensweisen und theoretischen Konzepten.[8]

[4] Vgl. McVeigh, *Kontinuität*, S. 58.
Analog zu McVeighs These einer unverbrüchlichen Kontinuität der sogenannten »Ostmark-Literatur« äußert sich Kurt Bartsch: »Noch engstirniger, politisch fragwürdiger und feindseliger gegenüber der Moderne als die staatliche Kulturpolitik war die regionale und lokale in der Steiermark bzw. in Graz. [...] Daß man aktive Literaturfunktionäre und Propagandisten des Hitlerregimes ehrte, wie 1951 Max Mell, 1955 den ehemaligen Reichsschrifttumskammer-Landesleiter Paul Anton Keller oder noch 1962 Bruno Brehm und 1963 den ehemaligen nationalsozialistischen Multikulturfunktionär Josef Papesch, signalisiert überdeutlich das reaktionäre Klima im Lande.« (Kurt Bartsch: *Das Forum Stadtpark Graz und seine Zeitschrift manuskripte in den 1960er Jahren. Eine Avantgarde?* In: K. B./Gerhard Melzer (Hrsg.): *Trans-Garde. Die Literatur der Grazer Gruppe. Forum Stadtpark und manuskripte.* Graz: Droschl 1990, S. 9f.

[5] Zu den zwei gegensätzlichen Diskursen innerhalb der österreichischen Literatur nach 1945 vgl. Walter Weiss: *Die Literatur der Gegenwart in Österreich.* In: Manfred Durzak (Hrsg.): *Deutsche Gegenwartsliteratur. Ausgangspositionen und aktuelle Entwicklungen.* Stuttgart: Reclam 1981, S. 602–619.

[6] Vgl. dazu Roland Innerhofer: *Die Grazer Autorenversammlung (1973–1983). Zur Organisation einer Avantgarde.* Graz/Wien/Köln: Böhlau 1985.

[7] Claudio Magris: *Der habsburgische Mythos in der österreichischen Literatur.* Salzburg: Otto Müller 1966. Zur Diskussion von Magris' Thesen vgl. weiters u.a.: Ulrich Greiner: *Der Tod des Nachsommers.* München, Wien: Hanser 1979. Kurt Bartsch/Dietmar Goltschnigg/Gerhard Melzer (Hrsg.): *Für und wider eine österreichische Literatur.* Königstein/Ts.: Athenäum 1982.

[8] Vgl. Wendelin Schmidt-Dengler: *Die unheiligen Experimente. Zur Anpassung der Konvention an die Moderne.* In: Aspetsberger, *Literatur der Nachkriegszeit*, S. 337–350.
»Für die Beschreibung der österreichischen Literatur nach 1945 bot sich ein Dualismus an, ein Gegensatz, der sich sehr wohl mit dem Paar Konvention und Moderne fassen läßt [...]. Die polaren Paare, die zur Beschreibung der Unterschiede dienten, sind schnell benannt: hier Positivität in bezug auf Sprache und Tradition, dort Kritik an der Sprache und Innovation; hier das Bewußtsein, den Kanon literarischer Formen fortsetzen zu können, dort dessen ebenso bewußte Destruktion; hier das Bekenntnis zu einem Realismus, der einzig die Gültigkeit der Texte verbürgen und damit den Wirklichkeitsbezug sichern helfe, dort Formalismus und Künstlichkeit als ausgewiesene Signaturen der Moderne.« (Schmidt-Dengler, *Experimente*, S. 338)

Alfred Kolleritsch, Herausgeber der *manuskripte*, lancierte in Heft 18 der Literaturzeitschrift einen folgenreichen Begriff, der die literaturwissenschaftliche Diskussion bis in die achtziger Jahre beherrscht und mit dazu beigetragen hat, Graz zunächst als heimliche, später dann in ironischer Wendung als »unheimliche Literaturhauptstadt«[9] des deutschen Sprachraums zu apostrophieren: den Begriff der *Grazer Gruppe*:

> Vorschau:
> manuskripte 19
> bringen Prosa der
> grazer gruppe
> Bauer
> Falk
> Frischmuth
> Handke
> Hengstler
> Hoffer
> Kolleritsch[10]

Kaum kreiert, wird der Begriff in *manuskripte* 19 von seinem Urheber unverzüglich relativiert:

> Da Namen meist mehr sind als bloße Wortmarken, war es vielleicht falsch, in der Nummer 18 der *manuskripte* in einer Vorankündigung von der *Grazer Gruppe* zu sprechen. Seit es im literarischen Bewußtsein den fixen Begriff der Wiener Gruppe gibt, könnte es leicht sein, daß man der Imitation bezichtigt wird. Das wollen wir [!] aber gerne vermeiden. Die Autoren der sogenannten *Grazer Gruppe*, die in diesem Heft nicht einmal vollständig vertreten sind, sind jene Autoren, die, ohne thematischen und stilistischen Gleichklang, sich im *Forum Stadtpark* in Graz gefunden haben und in den *manuskripten* zum erstenmal veröffentlicht worden sind. Alle waren einmal, wenn auch mit wechselndem Engagement, mit dem Haus verbunden und sind bis heute der Zeitschrift des Hauses treu geblieben. [...] Zu diesem Bestand [des *Forums*] gehören die Autoren der *Grazer Gruppe*, die keine Gruppe sein will und sich doch aus einer Gruppe erklärt.[11]

Allen Relativierungen[12] zum Trotz fand der Begriff *Grazer Gruppe* Eingang in Literaturwissenschaft und Literaturkritik, wobei aber Intension und Ex-

[9] Reinhard P. Gruber: *graz: die unheimliche literaturhauptstadt.* In: Peter Laemmle/Jörg Drews (Hrsg.): *Wie die Grazer auszogen, die Literatur zu erobern. Texte, Porträts, Analysen und Dokumente junger österreichischer Autoren.* München: dtv 1979. (= dtv. sr. 5465.), S. 233.
Vgl. auch Ulrich Greiner: *Was heißt eigentlich Graz?* In: Paul Kaufmann (Hrsg.): *10 Jahre steirischer herbst.* Wien: Mundus 1977, S. 231.

[10] *manuskripte* 6 (1966/67), H. 18, S. 2.

[11] *manuskripte* 7 (1967), H. 19, S. 3.

[12] So übte sich Kolleritsch selbst, der Urheber des Begriffs, später als »Begriffsrelativierer«: »[So] entstand die *Grazer Gruppe*, ein Begriff, der von außen kam.« (Alfred Kolleritsch: Vorwort. In: A. K./Sissy Tax (Hrsg.): *manuskripte 1960–1980. Eine Auswahl.* Basel: Stroemfeld; Frankfurt/M.: Roter Stern 1980, S. 10.

tension des Begriffs bis zum heutigen Tag merkwürdig unterbestimmt geblieben sind: Weder lassen sich die relevanten gruppenkonstituierenden Merkmale exakt festlegen, noch kann eine vollständige Liste der »Gruppenmitglieder« erstellt werden. Um dennoch einen möglichst präzisen Gruppenbegriff zu gewinnen, haben wir eine Evaluierung der einschlägigen Sekundärliteratur vorgenommen und Autoren der *Grazer Gruppe* befragt.

1.1. Grazer Gruppe *aus der Sicht der Sekundärliteratur*

Bei der Auswertung der Forschungsliteratur stießen wir auf nachfolgend aufgelistete Gruppenmerkmale, welche als (vorläufig) konstitutive Merkmale der *Grazer Gruppe* festgelegt werden können:[13]

1. Merkmal: Der Konnex mit Forum Stadtpark und manuskripten
Die Autoren der *Grazer Gruppe* haben ihre literarische Vermittlungsinstanz im Grazer *Forum Stadtpark* und in den *manuskripten*. Als gruppenintegrativer Faktor kann der Herausgeber der *manuskripte*, Alfred Kolleritsch, gesehen werden.

2. Merkmal: Informeller Gruppencharakter als Reaktion auf den herrschenden (kultur)politischen Zeitgeist
Die Grazer Autoren bilden keine homogene formelle Gruppe mit expliziten Gruppenstrukturen oder mit ausformulierter Programmatik, sondern eine informelle Gruppe[14] mit fluktuierendem Mitgliederbestand, weshalb sie sich hinsichtlich ihres personellen Umfangs nicht endgültig festlegen läßt.

[13] Herangezogen wurden: Kurt Adel: *Aufbruch und Tradition. Einführung in die österreichische Literatur seit 1945*. Wien: Braumüller 1982. (= Untersuchungen zur österreichischen Literatur des 20. Jahrhunderts. 8.); Kurt Bartsch/Dietmar Goltschnigg: *Österreichische Nachkriegsliteratur – Sozialgeschichtliche Voraussetzungen und Literaturbetrieb*. In: »Modern Austrian Literature« 17 (1984) H. 3/4, S. 193–214; Bartsch/Melzer, *Trans-Garde*. Walter-Buchebner-Literaturprojekt (Hrsg.): *Literatur in Graz seit 1960 – das Forum Stadtpark*. Wien/Köln: Böhlau 1989; Innerhofer, *Die Grazer Autorenversammlung*. Gerhard Melzer: Die *Grazer Gruppe*. In: Žmegač, *Geschichte der deutschen Literatur*, S. 770–790; Manfred Mixner: *Ausbruch aus der Provinz. Zur Entstehung des Grazer Forum Stadtpark und der Zeitschrift manuskripte*. In: Laemmle/Drews, *Wie die Grazer auszogen*, S. 13–28; Reinhard Priessnitz/Mechthild Rausch: *tribut an die tradition. aspekte einer postexperimentellen* literatur. In: Laemmle/Drews, *Wie die Grazer auszogen*, S. 126–152; Hugh Rorrison: *The Grazer Gruppe, Peter Handke and Wolfgang Bauer*. In: Allan Best/Hans Wolfschütz (Hrsg.): *Modern Austrian Writing*. London: Wolff 1980, S. 252–266. Wendelin Schmidt-Dengler: *Eine Avantgarde aus Graz*: Klagenfurt: Carinthia 1979 (= Klagenfurter Universitätsreden. 10), S. 5–17; Elisabeth Wiesmayr: *Die Zeitschrift manuskripte* 1960–1970. Königstein/Ts.: Hain 1980.

[14] Zum informellen Charakter der *Grazer Gruppe* vgl. Wiesmayr, *manuskripte*, S. 15: »Auch die spätere Bezeichnung *Grazer Gruppe*, die von Kolleritsch [!] erst 1966 eingebracht wird, ändert nichts an ihrer informellen Grundstruktur.«

Die Gruppenkohäsion entsteht in erster Linie infolge des erhöhten (kultur-)politischen Außendrucks, der sich an diversen »Literaturskandalen«[15] aufschaukelt und die Autoren »zusammenrücken« läßt. Kolleritsch selbst benennt das repressive Kulturklima explizit als wesentlichen Faktor für die Entstehung der *Grazer Gruppe*: »ästhetische Probleme hatten politische Relevanz: Ohne diesen Widerstand, der das bewirkte, was er abschaffen wollte, hätte es nie die *Grazer Gruppe* gegeben.«[16]

3. Merkmal: Mehrdimensionale Verbundenheit der Autoren mit Graz
Gruppenkonstitutives Merkmal im weitesten Sinn ist eine mehrdimensionale Verbundenheit der Schriftsteller mit der Stadt Graz. Diese Verbundenheit mit der steirischen Landeshauptstadt erschöpft sich nicht in der Zugehörigkeit zum *Forum Stadtpark* und in der Publikation in den *manuskripten*, sondern zeigt sich insbesondere in persönlichen Freundschaften, die ihren Kristallisationspunkt in Graz haben.

4. Merkmal: Anknüpfen an die europäische Moderne und Versöhnung zwischen Experiment und Tradition
Die *Grazer Gruppe* orientiert sich in ästhetischer Hinsicht an der europäischen Moderne: »Auch in Graz sucht man an die Tradition der literarischen Moderne anzuknüpfen« und betrachtet Spielarten der avantgardistischen Literatur als »wirksames Instrument im Kampf gegen den lokalen Provinzialismus.«[17] Zu dieser Orientierung an der europäischen Moderne gehört die Wiederentdeckung des österreichischen Dadaisten Raoul Hausmann durch Kolleritsch ebenso wie die intensiven Kontakte zur »Wiener Gruppe«, deren radikale sprachkritische Experimente die »Grazer« jedoch – abgesehen von Gunter Falk – nicht nachvollziehen. Der Brückenschlag zwischen Experiment und Tradition vermochte die experimentelle Dichtung aus ihrer Hermetik herauszuführen und breitere Leserschichten am Literaturmarkt für sich zu gewinnen.

5. Merkmal: Bezugspunkt »Wiener Gruppe«
Literaturwissenschaft und Literaturkritik definieren – ebenfalls in Anlehnung an Kolleritsch – die *Grazer Gruppe* zumeist unter Bezugnahme auf die

[15] Vgl. z. B. *manuskripte* 7 (1967), H. 21, S. 3. (Faksimile des »Beschuldigten-Ladungsbescheides« wegen »Verstoß gegen §1 Porn. Gesetz« infolge der Veröffentlichung einer als sittenwidrig empfundenen Stelle aus Oswald Wieners *Die Verbesserung von Mitteleuropa* sowie eines Gedichtes von Schwitters); Vgl. weiters Eva Schäffer: *Verbieten, daß der Wind weht? Kulturskandale in Graz*. In: Gerhard Melzer (Hrsg.): *Stadtkultur – Kulturstadt. Eine Bestandsaufnahme aus Anlaß des »Europäischen Kulturmonats«*. Graz: Leykam 1994, S. 399–419.

[16] Alfred Kolleritsch: *Die Anfänge des Forum Stadtpark*. In: Buchebner-Literaturprojekt, *Literatur in Graz*, S. 10.

[17] Gerhard Melzer: *Die Grazer Gruppe*. In: Žmegač, *Geschichte der deutschen Literatur*, S. 771f.

»Wiener Gruppe«, weshalb diese Differenz (aus Rezipientensicht) zum Gruppenmerkmal avanciert.

6. Merkmal: Postexperimentelle Ausrichtung der Texte

Als innerästhetisches Merkmal gilt: Die Texte der *Grazer Gruppe* sind sprach- und ideologiekritisch ausgerichtet, wobei Sprache nicht als selbstreferentielles System aufgefaßt wird, sondern auf eine außersprachliche Welt verweist.

1.2. Grazer Gruppe *aus der Sicht der Autoren*

Die Existenz einer *Grazer Gruppe* bestätigen trotz einer oftmals geäußerten Skepsis gegenüber der Zuordnung – mehr oder weniger problematisierend – die im Rahmen unserer Recherchen interviewten Grazer Autoren:[18] Wolfgang Bauer bezeichnete in diesem Zusammenhang den Begriff *Grazer Gruppe* als »Marketing-Parole«, die vielen Autoren zu Popularität verholfen habe. Kolleritsch referierte im Rahmen unseres Gesprächs in nuce seine Definition aus den *manuskripten* 19:

> Unter *Grazer Gruppe* würde ich die erste Formierung von Autoren verstehen, die in Graz gelebt haben, in den *manuskripten* erstpubliziert worden sind, die gemeinsam bei Lesungen aufgetreten sind und auch über lange Strecken aneinander Anteil genommen haben.[19]

Wilhelm Hengstler sieht gruppenintern eine stark emotiv besetzte Beziehung zwischen den Gruppenmitgliedern.[20] Daran anknüpfend nimmt sich Michael Scharangs Einschätzung der Frühphase der *Grazer Gruppe* als sehr emotionales Bekenntnis der Zugehörigkeit aus:

> Wenn mich damals [zwischen 1965 und 1970] jemand gefragt hätte: »Gehören Sie zur *Grazer Gruppe*?«, hätte ich ohne eine Sekunde zu zögern ja gesagt. [...] Ich habe mich sehr, sehr wohl gefühlt, sehr gerne in den *manuskripten* publiziert und im *Forum Stadtpark* gelesen und hatte auch das Gefühl, als Freund und Autor gern gesehen zu sein. An diese Zeit denke ich sehr gerne und dankbar zurück.[21]

[18] Im Rahmen unserer Recherchen für das zitierte FWF-Projekt befragten wir folgende Grazer Autoren anhand eines Fragenkatalogs, der sein Hauptaugenmerk insbesondere auf den Gruppenbegriff sowie auf die Rezeption im Ausland legte: Alfred Kolleritsch, Reinhard Peter Gruber, Helmut Eisendle, Alfred Paul Schmidt, Gerhard Roth, Michael Scharang, Wolfgang Bauer, Wilhelm Hengstler, Franz Buchrieser, Günter Eichberger, Lucas Cejpek, Klaus Hoffer. Von den Interviews existieren Tonbandkassetten bzw. Protokolle.

[19] Kolleritsch in einem Interview mit Marianne Baltl, Christian Ehetreiber und Gerhard Fuchs am 3.7.1991.

[20] Wilhelm Hengstler in einem Interview mit Marianne Baltl am 21.5.1991.

Dennoch wurde in sämtlichen von uns geführten Autoreninterviews ein Unbehagen am Gruppenbegriff evident. Der eher von Skepsis geprägte Grundtenor gegenüber der Eingemeindung in eine Gruppe ist vermutlich vom impliziten Rollenverständnis der Autoren als Schriftsteller motiviert. Der konformitätsstiftende und somit Individualität bedrohende Gruppenbegriff steht dem Rollenbild des Autors entgegen. Die daraus resultierenden kognitiven Dissonanzen manifestieren sich eben in jenem von den Schriftstellern zur Schau gestellten Unbehagen am Begriff *Grazer Gruppe*. Welcher (post-)moderne Autor sieht sich schon gerne als Mitglied einer Gruppe?

2. Der aktuelle Forschungsstand: *Grazer Gruppe* in der Rezeption

Die Evaluierung der einschlägigen Sekundärliteratur in Hinblick auf eine Kontinuität in der Rezeptionsgeschichte der Grazer Autoren als Gruppe ergibt für die achtziger und neunziger Jahre, daß von einer *Grazer Gruppe* nur noch in der Vergangenheitsform gesprochen wird. Die erste und zweite »Generation« der Autoren um die Vermittlungsinstanzen *Forum Stadtpark* und *manuskripte* erfreut sich längst der internationalen Wertschätzung in sämtlichen rezeptionsrelevanten Bereichen, während die jüngste Schriftstellergeneration aus Graz – Lucas Cejpek, Walter Grond, Günter Eichberger oder Franz Weinzettl – nicht annähernd jene Resonanz im deutsch- oder fremdsprachigen Literaturbetrieb erzielen konnte.[22] Die Lektüre von journalistischen Rezeptionsdokumenten wie auch der literaturwissenschaftlichen und literarhistorischen Studien zur neueren Literatur aus Graz erhärtet die Annahme, daß die *Grazer Gruppe* – selbst als lose literarische Vereinigung ohne gemeinsames

[21] Michael Scharang in einem Interview mit Paul Pechmann Anfang Juni 1991. Im selben Interview polemisiert Scharang allerdings nachdrücklich gegen das *Forum* der neunziger Jahre: »In Graz selbst sind die *Forum*-Autoren zu einer Institution aufgestiegen, die im Rang eines Landeskulturamtes steht. [...] Die Grazer haben heute jede Würde verloren, sie geben sich für alles her.«

[22] Obwohl die genannten jüngeren Autoren aus der Grazer Literaturszene auf eine zum Teil mehr als zehnjährige Publikationsgeschichte zurückblicken und mehrere selbständige Publikationen vorzuweisen haben, liegen von diesen keine Übersetzungen vor. Auch in den bundesdeutschen Feuilletons finden sich nur wenige Besprechungen zu ihrem Werk. Von Bauer, Frischmuth, Handke oder Roth hingegen wurden bereits wenige Jahre nach Erscheinen der ersten selbständigen Publikation Übersetzungen veröffentlicht. Die Literaturwissenschaft beschäftigt sich – wenn überhaupt – (selbst in Graz) nur sehr peripher mit der jüngeren Schriftstellergarde, wohingegen die arrivierten Autoren der *Grazer Gruppe* Thema zahlreicher literaturwissenschaftlicher Publikationen, Symposien oder Lehrveranstaltungen sind. (Auf den »Sonderfall« Werner Schwab, der es in seiner nur kurz bemessenen literarischen Karriere zu einem der meistgespielten deutschsprachigen Dramatiker brachte, wird weiter unten eingegangen.)

ästhetisches Programm – kaum noch eine relevante Kategorie der Betrachtung darstellt. Das Begriffsinventar rund um den Topos der »heimlichen Literaturhauptstadt« unterlag interpretativen Transformationen[23], woraus sich allerdings kaum ein Generationswechsel von Alt zu Jung rekonstruieren läßt, ohne die zahlreichen auf Produktions-, Rezeptions- und Distributionsebene zu ortenden Unterschiede zwischen den *Forum*-Autoren der letzten drei Jahrzehnte verzerrend einzuebnen. Selbst wenn das *Forum Stadtpark* und die *manuskripte* immer noch ihre Funktion als Instanzen zur Verbreitung von Gegenwartsliteratur mit avantgardistischer Tendenz erfüllen, so läßt sich diese Funktion nicht mehr unter dem historischen Paradigma einer *Grazer Gruppe* zutreffend beschreiben.

Außerdem müssen im Gegensatz zur Frühphase des *Forums* experimentelle Schreibweisen längst nicht mehr gegen einen – aus Kolleritschs Sicht – vorherrschenden postfaschistischen Zeitgeist verteidigt werden, und es bedarf auch keiner durch Freundschaft begründeten Gruppenidentität mehr, um sich gegen Angriffe »von rechts« erfolgreich wehren zu können. Diese Veränderungen der (kultur-)politischen Rahmenbedingungen trugen zur Historisierung des Phänomens *Grazer Gruppe* entscheidend bei, weshalb neue Beschreibungskategorien für die »Literatur aus Graz« konzipiert werden müssen.

Die deutsch- und fremdsprachige Germanistik der achtziger und neunziger Jahre orientiert sich bei ihren ohnehin sehr seltenen literarhistorischen Porträts der *Grazer Gruppe* an den sechs extrapolierten Gruppenmerkmalen, ohne darüber hinausreichende Differenzierungen vorzunehmen. Trotz begrifflicher Unschärfen wird der Terminus *Grazer Gruppe* in der wissenschaftlichen Fachliteratur ebenso perpetuiert wie in der journalistischen Rezeption. Die Frage nach der Bedeutung des Markenzeichens *Grazer Gruppe* läßt sich einmal mehr nur im Rekurs auf dessen Verwendung beantworten. Aber selbst dieser Zugang fördert allenfalls die Erkenntnis zutage, daß wir sogar innerhalb der Literaturwissenschaft mit sehr heterogenen Verwendungsweisen konfrontiert sind, welche die konstatierte begriffliche Unklarheit fortsetzen oder oftmals seltsame Zuschreibungen produzieren. Der wissenschaftliche Verwendungszusammenhang erweist sich mitunter deshalb als problematisch, weil zum einen Autoren zur Gruppe gezählt werden, die keines der genannten gruppenkonstitutiven Merkmale erfüllen, und zum anderen Gruppenmerkmale nach Belieben zitiert oder weggelassen werden, oftmals unter Benützung der scheinbar nur aus Platzgründen verwendeten Kürzel »usw., etc, u.a.«.

[23] Der Begriff »Transformation« wird für die Bezeichnung jener vielschichtigen literatur- und sozialgeschichtlichen Prozesse verwendet, welche den Übergang der Literatur aus dem Umkreis des *Forum Stadtpark* und der *manuskripte* in einen internationalen Bezugsrahmen markieren. Als Beispiel einer kontextuellen Transformation: Die Termini *Grazer Gruppe*, »Grazer Genieecke« oder »heimliche Literaturhauptstadt« markieren nicht nur literaturgeschichtliche Sachverhalte, sondern firmieren mittlerweile als (kultur-)politische und touristische Erkennungssignale der steirischen Landeshauptstadt.

Überdies lassen sich manchmal Verwechslungen der Begriffe *Grazer Gruppe* und »Grazer Autorenversammlung« nachlesen.[24]

Da eine verbindliche Festlegung von Definitionsmerkmalen aufgrund des informellen, lose gefügten Gruppencharakters nicht möglich ist, muß die literarhistorische Forschung beim Begriff *Grazer Gruppe* von der Vorstellung Abstand nehmen, daß der Terminus auf einen klar definierbaren Gegenstandsbereich verweist. Die begründbare Diagnose eines definitorischen Defizits darf jedoch keinesfalls verbunden werden mit einem relativierenden Urteil bezüglich der immensen Bedeutung der Autoren der *Grazer Gruppe* für die österreichische Gegenwartsliteratur.

2.1. Grazer Gruppe *aus literatursoziologischer Sicht*

Ergiebiger als die Frage nach verbindlichen Definitionen erscheint die literatursoziologische Befragung des Begriffs nach seinen Funktionen innerhalb des Literaturbetriebs. Lancieren und darauffolgendes permanentes Dementieren des Terminus *Grazer Gruppe* erwiesen sich retrospektiv als effiziente Marketingstrategie, sodaß die expliziten Zuschreibungen eher in Richtung einer Marketing-Parole denn einer präzisen Beschreibungskonstante eines literaturgeschichtlichen Phänomens verweisen.

Grazer Gruppe als Marketing-Parole innerhalb des österreichischen Literaturbetriebs

Zum einen etablierte Kolleritsch durch den Begriff *Grazer Gruppe* ein von der »Wiener Gruppe« her bereits bekanntes Etikett, mit dem eine in Österreich weitgehend verschüttete Traditionslinie der literarischen Moderne akzentu-

[24] In diesem Sinn spricht Eva Blaschtik von »Herbert Eisenreich, dem Theoretiker der [Grazer] Gruppe« und zählt auch Ilse Aichinger, Friederike Mayröcker oder Konrad Bayer zu den Mitgliedern. (Vgl. Eva Blaschtik: *Moderne österreichische Literatur in Ungarn.* In: »Acta Litteraria Academiae Scientiarum Hungaricae« (1979), H. 21, S. 430.). Selbst in Autorenlexika finden sich begrifflich unscharfe Definitionen: So werden beispielsweise Autoren der »Wiener Gruppe« und deren Umfeld der *Grazer Gruppe* zugezählt, da sie einige Bedingungen erfüllen, die bereits in unseren Merkmalskatalog Eingang gefunden haben (vgl. die Merkmale 1 und 3): »Der Grazer Dichterkreis [!] ist ein loser Zusammenschluß von Autoren, die gegen die belastenden österreichischen Traditionen rebellieren; ihm gehören H. C. Artmann [!], G. F. Jonke, G. Rühm [!], Barbara Frischmuth, Ernst Jandl [!], Michael Scharang u. a. [!] repräsentative Schriftsteller an. [...] [V]on der 'Grazer Autorenversammlung' wird der *Steirische Herbst* gestaltet.« (Elisabeth Endres: *Autorenlexikon der deutschen Gegenwartsliteratur. 1945 – 1975.* Frankfurt/M.: Fischer 1975. (= Fischer Handbücher. 6289.) S. 30. Eine ungleich klarere Profilierung erfährt der Begriff »Wiener Gruppe« in der Literaturwissenschaft, insbesondere in bezug auf die darunter gefaßten Autoren (Vgl. z. B. Endres, Autorenlexikon, S. 30 oder Gero v. Wilpert: *Sachwörterbuch der Literatur.* 7., verb. u. erw. Aufl. Stuttgart: Kröner 1989. (= Kröner Taschenbuchausgabe. 231.) S. 1034.)

iert werden sollte. *Forum Stadtpark, manuskripte* und *Grazer Gruppe* standen – wie zuvor ausgeführt – von ihrem jeweiligen Beginn an für eine literarische (im Sinne progressiver Schreibweisen), politische (gegen faschistische Residuen sowie Habsburgglorifizierungen) und geographische Positionierung[25] (abseits vom Zentrum Wien) innerhalb der österreichischen Öffentlichkeit.

Grazer Gruppe als Marketing-Parole innerhalb des bundesdeutschen Literaturbetriebs

Zum anderen verwandelte sich der Begriff *Grazer Gruppe* nach Handkes ersten Erfolgen im bundesdeutschen Literaturbetrieb zu einem Markenzeichen, das die moderne österreichische Literatur als subjektiv, sprachbewußt und apolitisch auswies und in einen dichotomischen Gegensatz zur verstärkt gesellschaftskritischen Ausrichtung der BRD-Literatur stellte.[26] Literatursoziologisch versierte Rezensenten erkannten bereits in den siebziger Jahren die kompensatorische Funktion der »Grazer Literatur« für einen vom Einerlei an sozialkritischen Texten übersättigten bundesdeutschen Literaturmarkt:

> Schon seit Jahren stellt das Grazer *Forum Stadtpark* der deutschsprachigen Literatur ein nicht geringes Kontingent an Schriftstellern. Einmal in Kolleritschs *Manuskripten* [!] gedruckt, packen sie ihre Schreibgeräte, Skurrilität, schwarzen Humor, Wortspiele und österreichisches Lokalkolorit zusammen, um nach Deutschland zu gehen, wo der fröhliche Manierismus offenbar auf fruchtbaren Boden fällt. [...] Versucht sich dann ein Autor wie Scharang von den Fesseln dessen, was heute als österreichische Literatur in Feinschmeckerkreisen gilt, zu lösen, indem er ihr unter Zuhilfenahme vulgärmarxistischer Termini Feigheit und Antirealismus vorwirft, so erinnert sich ein deutscher Literaturkritiker der Brecht-Lukács-Debatte und wärmt einen Realismusstreit auf. Hinter dem biederen Plädoyer für die Beibehaltung neuer [sprachexperimenteller] Formen verbirgt sich freilich mehr: Von der geschätzten Literaturküche des Nachbarlandes erwartet man nach wie vor keine Knödel, sondern exotische Vor- und Nachspeisen.[27]

[25] »Nach der Auflösung der 'Wiener Gruppe' [...] verlagern sich die Funktionen der Hauptstadt definitiv in die Provinz. Was unmittelbar vor und einige Jahre nach dem Ersten Weltkrieg Innsbruck mit seinem 'Brenner'-Kreis gewagt hatte: nämlich gegen den literarischen Zentralismus der Hauptstadt in höchst unprovinzieller Weise aufzumucken – das gelingt in den späten Fünfziger [!] Jahren Graz mit seinem *Forum Stadtpark* und der Zeitschrift *manuskripte*.« (Hansjörg Graf: *Die Teile und das Ganze.* In: »Merkur« (1974), H. 28, S. 279.) Zur »Grazer Autorenversammlung« vgl. Roland Innerhofer, *Die Grazer Autorenversammlung.*

[26] Vgl. hiezu u. a. Ulrich Greiner: *Der Tod des Nachsommers. Aufsätze, Porträts, Kritiken zur österreichischen Gegenwartsliteratur.* München/Wien: Hanser 1979.

[27] Hans Christian Kosler: *Eine Wirklichkeit, die weh tut.* In: »Frankfurter Rundschau« v. 8.10.1975.

Grazer Gruppe als Marketing-Parole für die »heimliche Literaturhauptstadt«

Drittens entwickelte sich aus dem Terminus *Grazer Gruppe* eine ganze Reihe von Epitheta, welche Graz zur »heimlichen Literaturhauptstadt« des deutschen Sprachraumes stilisierten.[28] Die Stadt Graz und das Land Steiermark profitierten ihrerseits durch die konzentrierte Präsenz einer literarischen Moderne, weil auf diese Weise obsolete Grazbilder durch moderne ergänzt werden konnten, die Weltoffenheit, Liberalität und Fortschritt signalisieren.

2.2. Rezeption jenseits des Gruppenparadigmas

Die vorläufige Evaluierung der Autorenkonvolute unserer Sekundärliteratur-Datenbanken läßt bereits aus quantitativer Sicht die Schlußfolgerung zu, daß der Bezugspunkt *Grazer Gruppe* für die internationale Rezeption nur eine marginale Wirkung besitzt. Aber auch in qualitativer Hinsicht kann von einer rezeptionssteuernden Wirkung des Terminus in den achtziger und neunziger Jahren nur in sehr eingeschränktem Maß gesprochen werden, zumal die Graz-Bezüge in der wissenschaftlichen Rezeption zumeist bloß illustrativ angedeutet werden und selten in eine inhaltliche Beziehung zu den rezensierten Texten gebracht werden.

Sigrid Bauschingers Porträt Gerhard Roths steht exemplarisch für diese Praxis der andeutungsweisen Markierung der Ursprünge des Autors im Umkreis des *Forum Stadtpark*, um ihn abschließend in eine gesamtösterreichische literarische Tradition einzureihen:

> Gerhard Roth's beginnings as an author are closely connected to the artists' association *Forum Stadtpark* in the city of Graz, the capital of the southeastern Austrian province of Styria [...] At the same time [d.i. Anfang der sechziger Jahre] the first issue of the literary magazine *manuskripte* was published, changing the course of contemporary Austrian literature [...] Roth is deeply rooted in the Austrian literary tradition. Together with Thomas Bernhard and Peter Handke he belongs among the descendants of Adalbert Stifter who are creating a literature that is antirealistic and apolitical.[29]

[28] Zur touristischen Verwertung der literarischen Epitheta vgl. Christian Ehetreiber: *Die touristische Mobilmachung der heimlichen Literaturhauptstadt.* In: Gerhard Melzer, *Stadtkultur,* S. 253–290.

[29] Sigrid Bauschinger: *Gerhard Roth.* In: Donald G. Daviau (Hrsg.): *Major Figures of Contemporary Austrian Literature.* New York: Lang 1987, S. 337 bzw. 358. Zur Verschiebung des geographischen und intertextuellen Kontextes in der wissenschaftlichen Rezeption Handkes vermerkt Karol Sauerland: »Aus seinen [Handkes] ersten Stücken spürt man noch das Klima des *Forums Stadtpark* heraus. Sein letztes Drama 'Die Unvernünftigen sterben aus' ist dagegen als eine Antwort auf neuere bundesdeutsche Stücke (Kroetz, Forte, Lange, Henkel) zu bewerten.« (Karol Sauerland: *Das österreichische Drama in jüngster Zeit.* In: »Literatur und Kritik« 10 (1975), H. 96/97, S. 344.)

Im literaturwissenschaftlichen Diskurs erfolgt die Rezeption von Texten der »Grazer Autoren« primär nach den Kategorien »österreichische Literatur«[30], »Autor«[31], »Land«[32], »Gattung«[33], »Themen, Motive und literaturtypologische Parameter«[34] sowie nach wirkungsgeschichtlichen Kategorien,[35] zumeist jedoch nicht unter besonderer Hervorhebung des Gruppenbegriffs[36].

[30] Vgl. hiezu Wendelin Schmidt-Dengler: *Pathos der Immobilität. Zur österreichischen »Nationalliteratur«.* In: Otto Breicha/Reinhard Urbach (Hrsg.): *Österreich zum Beispiel.* Salzburg: Residenz 1982, S. 343–352. Vgl. weiters: Claudio Magris: *Der unauffindbare Sinn. Zur österreichischen Literatur des 20. Jahrhunderts.* Klagenfurt: Carinthia 1978, S. 5–27. »Die Kontinuität der österreichischen Tradition besteht in der Tat aus einer Reihe von Rebellionen gegen eben diese Tradition. Von Grillparzer bis Nestroy, von Kürnberger bis Sealsfield, von Kraus bis Musil, von Thomas Bernhard bis zu den Autoren der 'Wiener Gruppe' oder der 'Grazer Schule'[!].« (Ebda, S. 10)

[31] Vgl. hiezu Sigrid Bauschinger: *Gerhard Roth.* Bauschingers Studie versteht sich als literaturwissenschaftliche Analyse zu Einzelaspekten im Werk Roths.

[32] Vgl. hiezu Ulrich Wesche: *Peter Handke und Frankreich.* In: »German Studies Review« 8 (1985), S. 263–279. Im vorliegenden Beispiel erfolgt die Rezeption nach den Paradigmen »Autor« und »Land«. Eine Überlagerung der oben genannten Rezeptionskategorien läßt sich in der wissenschaftlichen Rezeption allenthalben feststellen.

[33] Vgl. hiezu Adolf Haslinger: *Österreichische Romane nach 1945: Neue Formen aus der Krise.* In: »Revue d'Allemagne« 6 (1974), H. 1, S. 41–61. Vgl. weiters: Karol Sauerland: *Das österreichische Drama.* Bei Sauerland und Haslinger werden Autoren der *Grazer Gruppe* unter gattungstheoretischen Paradigmen zusammen mit anderen österreichischen Schriftstellern thematisiert.

[34] Vgl. hiezu Walter Weiss: *Tendenzen der österreichischen Literatur nach 1945.* In: »German Studies in India« (1980), H. 4, S. 194–203. Weiss präsentiert die »Grazer« Autoren in einem österreichischen Traditionszusammenhang – unter kritischer Bezugnahme auf Greiners und Magris' Hypothesen – und betrachtet sie zugleich unter thematischen Aspekten. In diesem Sinn werden etwa Handke, Frischmuth, Scharang oder Jonke unter »Sprache als Konkretum« (»gesellschaftskritisch«) erwähnt, Scharang aber auch unter »Politisierung der Ästhetik gegen Ästhetisierung der Politik«, Handke unter der thematischen Rubrik »Wiederentdeckung des Ich« als »Wegbereiter der neuen Subjektivität« vorgestellt. Frischmuth und Jelinek werden unter der Überschrift »Aus der Perspektive der Frau« vorgestellt. Vgl. weiters: Hanns-Josef Ortheil: *Götzendienst. Ein Rückblick auf die Literatur der achtziger Jahre.* In: Franz Josef Görtz/Volker Hage/Uwe Wittstock (Hrsg.): *Deutsche Literatur 1989. Jahresüberblick.* Stuttgart: Reclam 1990, S. 310–317. Ortheil gibt einen exemplarischen Überblick über die deutschsprachige Literatur der achtziger Jahre und ordnet die Autoren der *Grazer Gruppe* interpretativen Paradigmen zu (z. B. Jonke einer »Literatur der Pararealität«, Jelinek einer »Literatur des bösen Blicks« oder Handke zusammen mit dem BRD-Autor Strauß einer Literatur der »Wiedergewinnung von mythischen Elementarformeln«). Vgl. weiters: Jürgen Koppensteiner: *Wirklichkeitsverweigerer und Realisten: Gedanken zur österreichischen Prosa der siebziger Jahre.* In: »Germanic Notes« (1985), H. 2, S. 17–19. Koppensteiner ordnet Handke, Roth oder Jonke den Wirklichkeitsverweigerern (im Sinne Greiners), Scharang, Jelinek oder Gruber hingegen den Realisten zu, welche Greiners These vom politischen Eskapismus in der österreichischen Literatur relativieren.

[35] Vgl. hiezu Jutta Landa: *Provoking the Audience: Contemporary Austrian Drama.* In: »Modern Austrian Literature« (1985), H. 18, S. 47–55. Landa betont Provokation und Skandal als diejenigen Parameter, welche Bauer, Handke, Turrini und Bernhard in deren Dramatik verbinden und sich in der österreichischen Tradition immer wieder feststellen lassen (z. B. bei Schnitzler). Vgl. weiters: Georg M. Gugelberger: *Endlessly DESCRIBING novel experiences: Peter Handke Translations in/and America.* In: »Dimension« 8 (1975), S. 180–190.

[36] Eine literaturwissenschaftliche Rezeption unter dem Primat des Gruppenbegriffes erfolgt nur bei jenen Arbeiten, welche explizit die *Grazer Gruppe* als Thema aufweisen.

Die Autoren der »Wiener Gruppe« hingegen werden in der literaturwissenschaftlichen Rezeption ungleich öfter als zusammengehöriges Kollektiv betrachtet.

Bereits in den siebziger Jahren wurden jene zunächst der Beschreibung der Literatur aus Graz vorbehaltenen Adjektive – sprachkritisch, (post)experimentell, ideologieskeptisch, subjektivistisch, traditionskritisch etc. – zur Etikettierung für moderne österreichische Literatur schlechthin verwendet, wobei eine zugleich politisch *und* sprachkritisch orientierte Traditionslinie innerhalb der *Grazer Gruppe* als genuin österreichische ausgewiesen wurde. In der wissenschaftlichen Rezeption läßt sich also schon sehr früh eine Interferenz zwischen Zuschreibungen konstatieren. Einerseits firmieren ästhetische Charakterisierungen der *Grazer Gruppe* zunehmend als prototypische Kennzeichen der modernen österreichischen Literatur. Zugleich aber wird andererseits die Grazer Literatur post hoc in einen größeren österreichischen Kontext gestellt:

> Er [der Skeptizismus] ist die gemeinsame Wurzel einerseits jener avantgardistischen Literatur, wie sie vor allem in der »Wiener Gruppe« praktiziert wurde, andererseits jener zwar narrativen, aber durchaus antirealistischen Literatur, wie sie seit einiger Zeit auch von ehemals experimentellen Autoren wie Roth, Handke und Jonke geschrieben wird. »Die Verbesserung von Mitteleuropa« ist das umfangreichste und ambitionierteste Werk der sprachskeptizistischen Variante, die sich auf eine Tradition beruft, die von der Sprachphilosophie Fritz Mauthners bis zu Karl Kraus und Hugo von Hofmannsthals »Lord-Chandos--Brief« und schließlich zu Helmut Eisendle, Gerhard Rühm und Friederike Mayröcker reicht.[37]

Die Zugehörigkeit zur *Grazer Gruppe* mag zu Beginn der jeweiligen Schriftstellerkarriere im Literaturbetrieb eine gewisse katalysatorische Wirkung ausgeübt haben. Nach Etablierung in der bundesdeutschen und insbesondere in der fremdsprachigen Rezeption mutiert der Gruppenbezug zur Fußnote in der jeweiligen Autorenbiographie und verfügt kaum noch über eine rezeptionssteuernde Wirkung.[38] Die Wirkungsgeschichte in der deutsch- und fremdsprachigen Rezeption ist geprägt von den oben exemplifizierten Paradigmen, wobei der Gruppenbezug nur eine untergeordnete Rolle spielt.

Die skizzierte Transformation vom Autor der *Grazer Gruppe* zum österreichischen Schriftsteller von internationaler Geltung läßt sich – außer bei Hand-

[37] Ulrich Greiner, *Tod des Nachsommers*, S. 47.

[38] Die sehr umfangreiche Datenbank des zitierten FWF-Projekts zur Rezeption der *Forum*-Autoren in Frankreich weist gleichfalls nur sehr wenige Dokumente mit »Grazer-Gruppe«-Bezug auf. Chris Hirte, Verlagslektor von »Volk und Welt«, bestätigte in einem Interview, daß der Begriff *Grazer Gruppe* für die Rezeption in der ehemaligen DDR keinerlei Rolle gespielt habe, sondern daß »die Grazer« als österreichische Autoren rezipiert wurden, wobei insbesondere Handkes und Bernhards subjektive Schreibweisen als oppositionell aufgefaßt wurden. (Chris Hirte in einem Interview mit Paul Pechmann und Christian Ehetreiber. Berlin, Oktober 1993)

ke[39] – auch bei Elfriede Jelinek oder Gerhard Roth konstatieren.[40] Im Prozeß der Etablierung im internationalen Literaturbetrieb erweist sich anfangs das »Herkunftsetikett Graz« als recht nützlich für die Steigerung des persönlichen Bekanntheitsgrades der Schriftsteller. Gleichzeitig wird dadurch die steirische Landeshauptstadt zur »heimlichen Literaturhauptstadt« aufgewertet. Mit zunehmender Verankerung innerhalb eines weiter gefaßten literarischen Kontextes tritt der Graz-Bezug allerdings in den Hintergrund, *Forum Stadtpark* und *manuskripte* werden für die internationale Rezeption zunehmend entbehrlich.

2.3. Grazer Gruppe: *Von der Huldigung zum Nekrolog*

In der journalistischen Rezeption lassen sich bezogen, auf den Terminus *Grazer Gruppe*[47], zwei grundlegende Tendenzen festmachen:

Huldigungen

Nach den ersten literarischen Erfolgen Peter Handkes und Wolfgang Bauers richtet das bundesdeutsche Feuilleton seine Aufmerksamkeit auf das *Forum Stadtpark* und die *manuskripte*, reproduziert Kolleritschs Begriff *Grazer Gruppe* und trägt maßgeblich bei zur Etablierung des Topos von der »heimlichen Literaturhauptstadt«. Der Grundtenor der Rezensionen in den späten sechziger und in den siebziger Jahren ist nahezu durchgängig positiv bis emphatisch, von einzelnen Gegenstimmen[42] abgesehen:

[39] Für Peter Handke dürfte sein legendärer Auftritt vor der Gruppe 47 in Princeton noch stärker zur Etablierung im internationalen Literaturbetrieb beigetragen haben als seine Zugehörigkeit zur *Grazer Gruppe*. Im übrigen hatte der frühe internationale Erfolg Handkes auf die Popularität der *Grazer Gruppe* positivere Auswirkungen als umgekehrt.

[40] In neueren Literaturgeschichten erfahren die renommiertesten Autoren der *Grazer Gruppe* – Handke, Roth, Jelinek, Bauer, Frischmuth – ihre Präsentation zumeist unter mehreren, oft heterogenen Paradigmen. Vgl. Klaus Zeyringer: *Innerlichkeit und Öffentlichkeit. Österreichische Literatur der achtziger Jahre.* Tübingen: Francke 1992, passim. Vgl. weiters: Klaus Briegleb und Sigrid Weigel: *Gegenwartsliteratur seit 1968*. München: dtv 1992. (= Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart. 12.) passim.

[41] Als Synonyme werden u. a. »*Forum*-Literatur«, »Grazer-Genieecke« etc. verstanden.

[42] Zu den wenigen kritischen Pressestimmen vgl. u. a.: Peter Jokostra: *Die Wilden aus der Steiermark. Die Grazer Künstlergruppe Forum Stadtpark – Fast ein Epitaph.* In: »Die Welt« (Hamburg) v. 7.2.1970. »Mit Sprachkunststücken, mögen sie noch so rasant und radikal formuliert sein, sind, seit die Adepten der diversen 'Beschimpfungen' ihre Notdurft auf der Bühne verrichten, keine Skandale mehr zu provozieren. Machen wir uns doch nichts vor: Diese Art Sensationen ist bereits zu antirevolutionärer Geste erstarrt, ist pseudoanarchistisches Gehabe.« (Ebda)

> Der Suhrkamp-Verlag hatte in der neuesten Genie-Ecke der deutschsprachigen Literatur, in der Grazer Gegend (geographisch gesehen) und im Umkreis der Autoren um die Zeitschrift *manuskripte* (literarisch betrachtet) wieder eine Entdeckung gemacht; Gerhard Roth [...][43]

In einer Besprechung von Jonkes »Glashausbesichtigung« betont der Kritiker das innovative literarische Potential aus Österreich:

> Es scheint, als habe Österreich Deutschland (zumindest literarisch) eingemeindet: entscheidende Impulse für die deutschsprachige Prosa der Gegenwart kamen und kommen aus Wien, aus Graz. An neuen Namen ist kein Mangel.[44]

Hilde Spiel porträtierte 1970 in der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« wie auch in »Theater heute« für bundesdeutsche Leser die Grazer Literaturszene und verlieh der jungen Dramatikergeneration das Epitheton »Jung-Graz«.

Emphatische Huldigungen der Grazer Literaturszene finden sich zuhauf in den bundesdeutschen Feuilletons der siebziger Jahre und verdichten sich mit fortdauernder Rezeptionsgeschichte zu einem Netzwerk metaphorischer Begriffe, deren Poetizität zumeist indirekt proportional zum Erklärungswert für das Phänomen »Graz« ist.[45] Anläßlich des Erscheinens der fünfzigsten Nummer der *manuskripte* findet sich in der »Zeit« eine »Durchhalteparole« für die Avantgarde-Zeitschrift: »*Grazer Gruppe*: Wir machen weiter [...] Wer wissen will, wie der Literatur-Hase läuft, kaufe das preiswerte [*manuskripte*-] Heft, das bald Sammlerwert haben wird.«[46]

Positive Resonanz findet die *Grazer Gruppe* zur selben Zeit auch in einigen Schweizer Printmedien. Diese berichten an zwei aufeinanderfolgenden Tagen über »Das unerklärliche Phänomen Graz« und veröffentlichen gar ein »Gespräch mit der *Grazer Gruppe*«:[47]

> In der Literatur ist das Phänomen »Graz« einzigartig und läßt sich kaum beschreiben. [...] Graz ist auch so etwas wie ein Markenzeichen geworden für eine Literatur, die, so unterschiedlich sie auch aussehen mag, höchste ästhetische Ansprüche erfüllt .[...] So ist mit dem Ansehen der Zeitschrift [*manuskripte*] das Ansehen der Grazer Literaturszene gewachsen.[48]

[43] Jörg Drews: *Zur Ablenkung geht Künstel ins Kino.* In: »Süddeutsche Zeitung« (München) v. 14.2.1973.

[44] Rainer Wagner: *Bauplatz für Prosa.* In: »Saarbrücker Zeitung« v. 22.1.1971.

[45] Folgende Graz-Glorifizierungen finden sich auf den Feuilleton-Seiten der siebziger Jahre: »Genieecke Graz« (FAZ v. 13.3.1978); »Literatenzentrum Graz« (»Saarbrücker Zeitung« v. 13.6.1977; »Graz, wo – wie bekannt – ein lebhaftes literarisches Treiben herrscht« (»Süddeutsche Zeitung« (München) v. 31.12.1977); »Literaturküche des *Forums Stadtpark* Graz« (»Weltwoche« (Zürich) v. 8.8.1973).

[46] Rolf Michaelis: *Grazer Gruppe: Wir machen weiter.* In: »Die Zeit« (Hamburg) v. 14.11.1975.

[47] Vgl. Dieter Fringeli: *Von Handke zu...?* In: »Baseler Nachrichten« v. 7.9.1976. Vgl. weiters N.N.: *Im steirischen Gebirge.* In: »Baseler Nachrichten« v. 6.9.1976.

[48] Aurel Schmidt: *Das unerklärliche Phänomen Graz.* In: »National Zeitung« (Basel) v. 6.9.1976.

Zum Zwecke der Tourismuswerbung fand die *Grazer Gruppe*, ausführlich porträtiert von Manfred Mixner, 1978 sogar Eingang in das Tourismusmagazin »Merian«.[49]

Nekrologe

Nach der geradezu überschwenglichen Aufnahme der Literatur aus dem Umkreis des *Forum Stadtpark* in den siebziger Jahren ändert sich der Grundtenor im Laufe der achtziger Jahre grundlegend. Zwar werden die arrivierten Autoren – Peter Handke, Gerhard Roth, Elfriede Jelinek oder Barbara Frischmuth – in der BRD wie auch im fremdsprachigen Ausland immer noch ausführlich und (oft) auch positiv rezensiert, doch zugleich verliert die einstmalige Literatur-Metropole Graz einiges von ihrem vormaligen Glanz. Überdies – wir erwähnten es bereits eingangs – konnte die jüngste Schriftstellergeneration aus dem *Forum Stadtpark* die Lücke der dem Graz-Bezug biographisch und rezeptionsgeschichtlich entwachsenen, längst in einen internationalen Kontext gestellten älteren Autoren nicht schließen.

Insbesondere das bundesdeutsche Feuilleton diagnostiziert nahezu einhellig einen unaufhaltsamen Abstieg der »heimlichen Literaturhauptstadt« in den letzten 15 Jahren. Die Literaturkritik berichtet von verschiedenen Indikatoren, die den Verfall des ehemaligen literarischen Zentrums markieren. In Rezensionen und Porträts ist immer wieder die Rede von Epigonalem, von der Erschlaffung ästhetischer Konzepte im Zeitalter der Postmoderne oder von politischer Positionslosigkeit des Schreibens. Die kursorisch skizzierten Entwicklungen werden weniger an den Texten der Autoren als an den kulturellen Veranstaltungen der steirischen Landeshauptstadt (vor allem am Literatursymposion des *steirischen herbstes*) festgemacht. Diese zugleich von einem nostalgischen (bezogen auf die späten siebziger Jahre) wie auch einem nekrophilen (bezogen auf die achtziger und neunziger Jahre) Grundtenor geprägten Abgesänge fallen paradoxerweise in einen Zeitraum, in welchem die zur *Grazer Gruppe* gerechneten Autoren einen international beachtlichen Übersetzungsboom erleben – wenn auch freilich nicht als »Grazer«, sondern als österreichische Autoren.[50]

Selbst ein langjähriger Schweizer Wegbegleiter der *Forum*-Autoren, Jürg Laederach, fällte 1986 unter dem vielsagenden Titel »Ein Untergang« ein vernichtendes Urteil über den *steirischen herbst* und das Literatursymposion:

[49] Manfred Mixner: *Grazer Gruppe & Co.* In: »Merian« (1978), H. 9, S. 46f.

[50] Die fremdsprachige Rezeption der Autoren der *Grazer Gruppe* verzeichnet ihr beachtliches Wachstum insbesondere in den achtziger und neunziger Jahren. Das zitierte FWF-Projekt hat bislang 326 selbständig publizierte Übersetzungen in 33 verschiedene Zielsprachen recherchiert. Vgl. Baltl/Bartens/Ehetreiber/Pechmann/Reinberger, *Die internationale Rezeption der Grazer Gruppe*, S. 41.

> Das Grazer Literatursymposium ist müde. Es hat seine »Literatur plus X« oder »Literatur als X«-Themen erschöpft [...] Die Berichterstatter werden von diesem Jahr her noch eine Wut im Bauch haben [...] Graz ist keine erste Adresse mehr.[51]

Nach ähnlichem Strickmuster kredenzt Helmut Schödel einen Verriß des *steirischen herbstes* 1988:

> Im Kopf New York, im Stadtpark Eichhörnchen – das war das Spannende an Graz. Hinterm Semmering ganz vorn zu sein, Avantgarde trotz Steiermark [...] Der Winter in Graz hat längst begonnen [...] Selbst die literarische »Szene«, auf die der Werbeprospekt anspielt, liegt längst auf Eis. Die große Zeit der kreativen Exzesse ist vorbei.[52]

Volker Hage, ein weiterer prominenter Kritiker, nimmt den *steirischen herbst* und das Literatursymposion 1988 gleichfalls zum Anlaß, um den Niedergang des vormaligen »Avantgarde-Zentrums« im Vergleich zu dessen einstiger kultureller Prosperität zu beklagen:

> Graz 1988: da ist etwas zu Ende gegangen, müde geworden. Abschied vom *Forum Stadtpark*: nur noch Erinnerungen an einen einst so attraktiven Ort, der mit der Grazer Autorengruppe und ihren Satelliten einmal fest verbunden schien, jener Gruppierung, die sich rund um Alfred Kolleritsch und seine Zeitschrift *manuskripte* versammelte. Weder Kolleritsch noch andere Grazer Autoren waren anwesend.[53]

Der Niedergang der Literatur-Metropole wird auch in der audio-visuellen Rezeption vernehmbar, sogar dann, wenn sich Autoren aus dem Umkreis des *Forum Stadtpark* im ORF-Landesstudio Steiermark über das literarische Klima in Österreich äußern. In diesem Sinne gleicht Bernhard Hütteneggers Argumentationsstruktur – nostalgische Aufwertung der Frühphase des *Forum Stadtpark* und tendenzielle Abwertung der aktuellen Situation – in nuce jener in den Printmedien:

> Eine Schriftstellerexistenz zu beginnen mit 25 Jahren, ist nur in einem so ermutigenden Nest wie Graz möglich gewesen [...] Das Klima in Österreich, besonders auch in Graz, ist zur Zeit sicher auch ein restauratives.[54]

In derselben Radio-Reihe richtet Heinz Hartwig, Literaturchef des ORF-Landesstudios Steiermark, an Günter Eichberger die Frage, warum das BRD-Feuilleton heute [1988] weniger ausführlich über die Autoren aus Graz berichte. Eichberger beantwortet diese Frage nicht unter Zuhilfenahme ästhetischer Qualitätskriterien, um die mangelnde mediale Präsenz der »jungen

[51] Jürg Laederach: *Ein Untergang.* In: »Die Zeit« (Hamburg) v. 10.10.1986.

[52] Helmut Schödel: *Winter der Eichhörnchen.* In: »Die Zeit« (Hamburg) v. 7.10.1988.

[53] Volker Hage: *Grazer Grauzonen.* In: »Die Zeit« (Hamburg) v. 28.10.1988.

[54] Lucas Cejpek im Gespräch mit Bernhard Hüttenegger. In: Heinz Hartwig (Hrsg.): *Mitschnitt 4. Literatur aus dem ORF-Studio Steiermark 1988.* Graz: Droschl 1989, S. 25f.

Grazer« zu erklären, sondern er ortet Modeströmungen im Mediengetriebe als Ursache für das mangelnde Interesse an neuesten Texten aus Graz:

> Daß Graz ein Zentrum der deutschsprachigen Literatur sei, konnte man im Feuilleton der deutschen Zeitungen in den siebziger Jahren lesen. Das haben die Grazer auch gerne geglaubt [...] Es kann natürlich so eine Pendelwirkung sein, daß man einmal etwas hochlobt und dann wie nach einem zyklischen Ablauf versucht, das wieder zu vernichten oder zu bagatellisieren.[55]

Auf ähnliche Weise wie Hüttenegger äußert sich auch Klaus Hoffer in der zitierten Rundfunkreihe zum Abstieg der einstmals aufstrebenden Avantgarde-Szene in Graz:

> [...] es hat hier schon ein viel besseres literarisches Klima gegeben. Das ist inzwischen 20 Jahre her, als Handke und Bauer ihre ersten Erfolge hatten und es in Graz eine Art Aufbruchstimmung gegeben hat. Jetzt haben alle irgendwie ihre ersten Erfolge hinter sich und auch die ersten Ernüchterungen. Sicherlich fehlt heute etwas vom damaligen Drive.[56]

Ein gänzlich anderer »Drive« entsteht indes, wenn Günter Eichberger die literarische Vätergeneration des *Forum Stadtpark* persifliert. Selbst der Herausgeber der *manuskripte* bleibt dabei nicht verschont:

> Karriere haben in den letzten Jahren vor allem jene Autoren gemacht, die von Kolleritsch übersehen oder abgelehnt wurden [...] Seine Art der Förderung besteht also im wesentlichen im souveränen Fällen von Fehlurteilen, entgegen seinem Ruf ist er eigentlich ein mehr oder weniger glückloser Autorenverhinderer.[57]

Stagnation bzw. sogar eine rückläufige Entwicklung der Grazer Literaturszene diagnostiziert auch eine während des Europäischen Kulturmonats 1993 publizierte »Literaturkurve«, in welcher der Höhepunkt der internationalen Rezeption der *Grazer Gruppe* gegen Ende der siebziger Jahre verzeichnet ist, gefolgt von einem Abwärtstrend, der zu Beginn der neunziger Jahre nur durch die Erfolge Werner Schwabs etwas gebremst wurde.[58]

Obwohl der Europäische Kulturmonat 1993 ebenso wie die internationale »Blitzkarriere« des Grazer Schriftstellers Werner Schwab[59] dazu prädestiniert

[55] Heinz Hartwig im Gespräch mit Günter Eichberger. In: Hartwig, *Mitschnitt 4*, S. 59.

[56] Riki Winter im Gespräch mit Klaus Hoffer. In: Hartwig, *Mitschnitt 4*, S. 49.

[57] Günter Eichberger: *Schmerzensmann*. In: »Die Steirische Wochenpost« (Graz) v. 22.7.1993. Die zum Teil vernichtenden Dichterporträts sind jüngst unter folgendem Titel in Buchform erschienen: *Der Doppelgänger des Verwandlungskünstlers*. Graz/Wien/Köln: Styria 1994. Vgl. weiters Eichbergers groteskes Porträt der literarischen Szene in Graz: *»Nabl der Weltliteratur«*. In: »Airportjournal« (1993), H. 3, S. 37–40.

[58] Vgl. Gerhard Fuchs: *Literatur-Kurve*. In: »Derzeit« (1993), H. 1, S. 4f.

[59] In Werner Schwabs »Radikalkomödie« *Volksvernichtung oder Meine Leber ist sinnlos* hält der Klumpfuß Herrmann eine Eloge auf die »Grazkunst«, die im literarischen Feuilleton sofort aufgegriffen wird, um Reminiszenzen an die »heimliche Literaturhauptstadt« zu wecken: »Großkunst... wird man sagen und ganz einfach Grazkunst... wird man vor sich voraussagen. Weil eine richtige Grazkunst, die ist keine Mausescheiße, die von einem Hund gefressen wird, der dann

waren, den Nimbus der Kultur- und Literaturstadt wiederzubeleben, änderte sich der Grundtenor bezogen auf die absterbende literarische Metropole nicht wesentlich. Selbst das sehr differenzierte, nicht auf Polemik abzielende Porträt Andrea Köhlers in der »Neuen Zürcher Zeitung« aus dem Jahre 1994 changiert zwischen nostalgischer Rückblende und kritischer Bestandsaufnahme des gegenwärtigen Status quo im Tonfall des Nekrologs:

> Gleichwohl ist Graz keine Hauptstadt der Literatur mehr, und vielleicht war sie es auch nie, sondern die »Grazkunst« zeichnet sich gerade – wie alle Kunst – dadurch aus, daß ihre Herkunft im Grunde keine Rolle spielt. Und nicht zuletzt hat ja auch die Zeitschrift *manuskripte* Graz zu diesem Ehrentitel verholfen, und zwar durch ihre lokalpatriotische Abstinenz. Sie ist auch heute noch eine internationale Plattform für arrivierte Autoren und neue Tendenzen. So ist inzwischen wenigstens in der literarischen Topographie wahr geworden, was Kolleritsch schon 1963 einklagte: »Graz soll nicht in der Steiermark liegen, sondern auch in Europa.«[60]

Die immense Häufung der zitierten Abgesänge läßt auch die Schlußfolgerung plausibel erscheinen, daß die Grazer Schriftstellergeneration der Gegenwart tatsächlich an literarischer Bedeutung und internationalem Rang eingebüßt hat, während der Stellenwert der älteren Autoren trotz des allmählichen Verblassens des literarischen Renommees der Stadt vor allem in der fremdsprachigen Rezeption beständig zunimmt. Köhlers Einschätzung der Ubiquität der »Grazkunst« ist insofern richtungsweisend, als von ihr die kontextuellen Übergänge – vom regionalen zum weltliterarischen Phänomen – in der Rezeptionsgeschichte der Grazer Autoren angedeutet werden. Der emphatische Aufbruch in den bundesdeutschen Literaturmarkt der siebziger Jahre erfährt somit seine zunehmende und noch lange nicht abgeschlossene Ausweitung auf fremdsprachige Länder.

von einem Lastwagen zusammengeführt werden muß [...] Und schon gar nicht ist die Grazkunst für nichts zu gebrauchen... Niemand kann mir Graz aus dem Leben herausnehmen.« (Werner Schwab: *Volksvernichtung oder Meine Leber ist sinnlos*. In: W. S.: *Fäkaliendramen*. Graz: Droschl 1991, S. 127.)

[60] Andrea Köhler: *Nach der Avantgarde. Die Literaturstadt Graz – eine Reise mit Büchern*. In: »Neue Zürcher Zeitung« v. 6.4.1994.

Zagreber Germanistische Beiträge 4(1995), 71–86

DEUTSCHE SPRACHE IN DER SLOWAKEI
GESCHICHTE UND GEGENWART

Ilpo Tapani
PIIRAINEN
(Universität Münster)

1. Die bisherige Erforschung der deutschen Sprache in der Slowakei

Im 19. Jahrhundert entstand – offensichtlich im Zuge der Entwicklung der national-staatlichen Gedanken in Europa – wissenschaftliches Interesse an der deutschen Minderheit in der Slowakei: Johann Kachelmann legte eine umfangreiche Geschichte der mittelslowakischen Bergstädte vor, die im wesentlichen die Geschichte des deutschen Bevölkerungsteils beschrieb. Gustav Wenzel und Kalman Demkó veröffentlichten eine Reihe deutschsprachiger Rechtstexte aus der Slowakei. K. J. Schröer interessierte sich für die Sprache der Deutschen in der Slowakei; er versuchte nachzuweisen, daß die Slowakei eine deutsche Sprachlandschaft gewesen sei. Eine ähnliche Tendenz zeigte R. F. Kaindl in seiner 1907 erschienenen Monographie, die die Slowakei als ursprünglich germanisches Gebiet ansah.[1]

[1] Piirainen, Ilpo Tapani (1990): *Frühneuhochdeutsch in der Slowakei.* In: »Karpatenjahrbuch« 1991, 42. Stuttgart, 37-43.

Zusammenfassung

Vom 13. Jh. bis zur Vertreibung nach dem Zweiten Weltkrieg hatte die deutsche Minderheit in der Slowakei, im früheren Oberungarn, einen dominanten Einfluß auf das wirtschaftliche und kulturelle Leben in diesem Gebiet. Die Sprache der Slowakei-Deutschen weist im 15.-18. Jh. ostmitteldeutsche und bairische Charakteristika auf; die Tendenz zum überregional vereinheitlichten Neuhochdeutsch hin ist seit dem 18. Jh. offensichtlich.

Die junge Geschichtswissenschaft der 1918 gegründeten ersten Tschechoslowakischen Republik versuchte, diese falschen Darstellungen zu berichtigen. Vor allem das Werk *Staré Slovensko* (Die alte Slowakei) von Václav Chaloupecky beschreibt die Nationalitätenstruktur der Slowakei anhand von Primärquellen, zeigt die zahlenmäßige Dominanz der slawischen Bevölkerung, erkennt aber auch den Anteil der deutschen Siedler an der kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung der Slowakei an.[2]

Die 30er und 40er Jahre sind in der Slowakeiforschung durch tendenziöse Ansätze im Sinne der nationalsozialistischen Ideologie gekennzeichnet. Herbert Weinelt war ein engagierter Germanist, der 1938 die bisher einzige zusammenfassende Darstellung über die mittelalterliche deutsche Kanzleisprache in der Slowakei veröffentlichte und 1940 das Stadtbuch von Zipser Neudorf/Spisská Nová Ves herausgab.[3] In mehreren kleineren Arbeiten versuchte er jedoch, die Slowakei als eine alte deutsche Sprachlandschaft auszuweisen. Nicht frei von ähnlichen Ansichten waren Beiträge einiger anderer Forscher, die vor allem in der Zeitschrift »Karpatenland« erschienen. Zu einer Hervorhebung des Deutschtums in der Slowakei tendierte auch Ernst Schwarz, dessen Band *Sudetendeutsche Sprachräume* 1935 in der ersten und 1962 in der zweiten Auflage erschien.[4]

Nach dem Zweiten Weltkrieg herrschte in der Erforschung des Deutschtums in der Slowakei eine lange Pause. Im Jahre 1966 erschien in München der Band *Die niederungarischen Bergstädte* von Georg Frhr. von Probszt, der die Entwicklung der mittelslowakischen Bergbaustädte im Spätmittelalter und in der beginnenden Neuzeit beschreibt.[5] In den 60er und 70er Jahren analysierte der ungarische Germanist Sandor Gárdonyi deutsche Handschriften aus der Slowakei; wegen seines frühen Todes konnten seine Editionspläne nicht realisiert werden.[6] Im Rahmen des Kulturabkommens zwischen Finnland und der Tschechoslowakei, hoffentlich künftig auch im Rahmen dessen zwischen Finnland und der Slowakei, arbeite ich seit 1969 jährlich in slowakischen Archiven und habe bis jetzt sechs Bücher und etwa 30 wissenschaftliche Beiträge mit Editionen und Untersuchungen zur deutschen Sprache in der Slowakei veröffentlichen können.[7] In diesem Zusammenhang sind auch die

[2] Chaloupecky, Václav (1923): *Staré Slovensko* [Die alte Slowakei]. Bratislava.

[3] Weinelt, Herbert (1938): *Die mittelalterliche deutsche Kanzleisprache in der Slowakei.* Brünn, Leipzig.

Weinelt, Herbert (1940): *Das Stadtbuch von Zipser Neudorf und seine Sprache.* München.

[4] Schwarz, Ernst (1935): *Sudetendeutsche Sprachräume.* München.

[5] Probszt, Günter von (1966): *Die niederungarischen Bergstädte.* München.

[6] Gárdonyi, Szándor (1964): *Die Kanzleisprache von Schemnitz und Kremnitz im 14./16. Jahrhundert.* In: »Német filológiae teanulmáyok« [Arbeiten zur deutschen Philologie] 1, 31-78.

Gárdonyi, Szándor (1966): *Das Stadtbuch von Schmöllnitz. Beiträge zur Geschichte der deutschen Kanzleisprache in der Slowakei.* In: »Német filológiae teanulmáyok« [Arbeiten zur deutschen Philologie] 2, 109-138.

[7] S. die Bibliographie in Piirainen (1990) a.a.O.

Dissertation meines Doktoranden Karl-Heinz Grothausmann, eine Edition des Stadtbuches von Karpfen/Krupina, und die Dissertation meines Mitarbeiters Jörg Meier über die deutschsprachige Presse in der Slowakei entstanden.[8] Die deutsche Sprache in der Mittelslowakei hat neuerdings auch die germanistische Lexikographie beschäftigt; im Jahre 1987 wurden von Rainer Paul *Vorüberlegungen zu einem Wörterbuch der frühneuhochdeutschen Bergmannssprache in der Mittelslowakei* veröffentlicht.[9]

Von slowakischer Seite kam der Durchbruch in der Untersuchung der Nationalitätenstruktur in der Slowakei im Jahre 1981, als im Gedenken an das Privilegium für die Slawen im Jahre 1381 – der Rat der Stadt Sillein/Žilina in der nördlichen Slowakei wurde damals aus Deutschen und Slowaken zusammengesetzt - eine Konferenz über ethnische Fragen in der Slowakei im Mittelalter und in der Neuzeit veranstaltet wurde; die Beiträge wurden 1984 von Richard Marsina in einem Sammelband herausgegeben.[10] Es zeigte sich, daß man in der Historiographie der Tschechoslowakei bereit war, den Stellenwert der deutschen Siedler für die kulturelle und wirtschaftliche Entwicklung der Slowakei anzuerkennen und dies mit früher nicht veröffentlichten Archivmaterialien zu belegen.

2. Nationalitätenverhältnisse und Siedlungsgeschichte der Slowakei

Die Slowakei, früher als Oberungarn bezeichnet, seit dem 1.1.1993 ein souveräner demokratischer Staat, ist eine alte Kulturlandschaft im Herzen Europas, nur ein Stückchen von den Metropolen Wien, Budapest und Krakau/Kraków entfernt. Vor den Slowaken, einem slawischen Volk mit einer eigenen westslawischen Sprache, besiedelten eine Reihe von unterschiedlichen Völkern das Gebiet der heutigen Slowakei. In der Ostslowakei wurde in Gehansdorf/Gánovice, nur etwa drei Kilometer von der heutigen Stadt Deutschendorf/Poprad entfernt, am Fuße der Hohen Tatra, ein »Neandertaler« gefunden, dessen Alter auf 70.000 Jahre geschätzt wird. Mehrere größere Gebiete in der Slowakei waren in der neolithischen Zeit, in der Jungsteinzeit (etwa 3000 bis 2000 v. Chr.) besiedelt. Nicht nur Kultgegenstände, sondern auch Gebrauchsgut und Goldschmuck zeugen von dem Reichtum der damals im Gebiet der Slowakei ansässigen Siedler. Es finden sich u.a. Reste der ottomanischen Kultur von etwa 1500 v. Chr. in der Ostslowakei sowie deutliche

[8] Grothausmann, Karl-Heinz (1977): *Das Stadtbuch von Karpfen (Krupina).* Frankfurt/M., Bern, Las Vegas.

Meier, Jörg (1993): *Untersuchungen zur deutschsprachigen Presse in der Slowakei. Sprache und Geschichte der Zeitung »Zipser Anzeiger/Zipser Bote«.* Levoča/Leutschau.

[9] Paul, Rainer (1987): *Vorstudien für ein Wörterbuch zur Bergmannssprache in den sieben niederungarischen Bergstädten während der frühneuhochdeutschen Sprachperiode.* Tübingen.

[10] Marsina, Richard (Hrsg.) (1984): *Národnostny vyvoj miest na Slovensku do roku 1918* [Nationalitätenentwicklung der Städte in der Slowakei bis zum Jahre 1918]. Martin.

Einflüsse der Kelten im 4. Jahrhundert v. Chr. und, vor allem in der West- und Mittelslowakei, Einflüsse der Römer im 2. Jahrhundert n. Chr.

Im 6.–9. Jahrhundert erstreckte sich das eindeutig slawische Großmährische Reich (Velká Morava) auf die West- und Mittelslowakei. Von den Deutschen sind aus dieser Zeit keine Spuren in der Slowakei zu finden; vielmehr kam das Gebiet der heutigen Slowakei nach der Landnahme der Ungarn im 10.–11. Jahrhundert in ungarische Herrschaft und wurde deswegen jahrhundertelang als Oberungarn bezeichnet.

Möglicherweise kamen einzelne deutsche Bergleute, Handwerker und Kaufleute bereits vor dem 12.–13. Jahrhundert in die Slowakei. Die eigentliche Siedlung der Deutschen in der Landschaft Zips/Spiš in der nordöstlichen Slowakei, in der Berggegend der Mittelslowakei sowie an den Ufern der Donau in der Westslowakei und an der deutschen Sprachgrenze im Westen setzte jedoch erst nach dem Tatareneinfall bzw. Mongolensturm des Jahres 1241 ein, der große Gebiete der Slowakei verwüstete. Der Adel war ungarisch und besaß riesige Ländereien und zahlreiche Leibeigene. Im 13. Jahrhundert bahnte sich im Gebiet der Slowakei eine neue Entwicklung an. Im Zuge des wirtschaftlichen Aufschwungs in Mitteleuropa und damit auch im damaligen Ungarn entstand ein Bedarf zur Gründung von Städten, die mit Privilegien ausgestattet wurden und Handel treiben durften. Besonders während der Regierungszeit des ungarischen Königs Bela IV. (1235-1270) wurden Vergünstigungen geschaffen, die bodenständige Slowaken sowie ungarische und deutsche Siedler in die neuen Wirtschaftszentren zogen. Die fruchtbaren Böden im Flachland und in den Flußtälern gehörten den Ungarn; die deutschen Bauern mußten sich mit klimatisch und bodenmäßig ungünstigeren Gebieten begnügen, konnten aber dafür oft ihre Unabhängigkeit und Freiheit bewahren.[11]

Bei den mittelalterlichen und neuzeitlichen deutschen Siedlungen im Gebiet der Slowakei handelt es sich um Außensprachinseln, um den Kontakt der deutschen Sprache mit dem Slowakischen und Ungarischen, in geringerem Maße auch mit dem Ukrainischen, dem Polnischen und dem Jiddischen. Für eine linguistische Untersuchung einer Sprachinsel müßten die Entstehung der Sprachinsel, also die Siedlungsgeschichte und die Formen des Sprachkontaktes, die Konstituierung des Sprachinseldialektes, die Bewahrung alter Sprachzustände in diesem Sprachinseldialekt, die Innovationen, also die sich in der schon bestehenden Sprachinsel anbahnenden Entwicklungen des Sprachinseldialektes, die sprachgeographische und die sprachsoziologische Differenzierung sowie die Existenzbedingungen für den Sprachinseldialekt in Geschichte und Gegenwart geklärt werden.[12] Die deutschen Sprachinseln in der

[11] Über die Siedlungsgeschichte s. Chaloupecky (1923) a.a.O.

[12] Wiesinger, Peter (1983): *Deutsche Dialektgebiete außerhalb des deutschen Sprachgebietes: Mittel-, Südost- und Osteuropa.* In: Werner Besch/Ulrich Knoop/Wolfgang Putschke/Herbert Ernst Wiegand (Hrsg.): *Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung.* 2. Hbd. Berlin, New York, 900-920.

Slowakei waren im Laufe ihrer jahrhundertelangen Geschichte immer recht kleine Sprach- und Siedlungsgemeinschaften; die Zahl der Deutschen im Gebiet der heutigen Slowakei hat niemals die Grenze von 300.000 Personen oder 5% der Gesamtbevölkerung dieses Landes überschritten. Jedoch übten sie in den Städten der Zips/Spiš im Osten, in einigen Bergstädten der Mittelslowakei sowie an der Sprachgrenze im Westen, vor allem in Preßburg/Bratislava bis zum Zweiten Weltkrieg einen beachtlichen kulturellen und wirtschaftlichen Einfluß aus.

Im Mittelalter setzte die deutsche Ostkolonisation ein, während derer slawische Gebiete östlich der Elbe durch deutsche Siedler besetzt wurden – es entstand auf der territorialen Basis eine koloniale Ausgleichsform des Deutschen, die schon vor Jahrhunderten als »Meißnisches Deutsch« bezeichnet wurde. Der durch die Kolonisation entstandene thüringisch-obersächsische Raum und vor allem das neubesiedelte Schlesien wurden wiederum siedlungsaktiv; im 13.–14. Jahrhundert wanderten Einwohner aus diesem ostmitteldeutschen Raum in die Zips/Spiš im Nordosten der Slowakei und in das Bergland der Mittelslowakei. Gleichzeitig gab es aber auch einen starken Zustrom von Deutschen aus dem bairisch-österreichischen Raum durch den Grenzkontakt in die Westslowakei, aber auch in die mittelslowakischen Bergstädte und in die Zips/Spiš. Die Ansicht von Herbert Weinelt, diese Siedler seien Flamen (Flandrenses) gewesen, entbehrt jeder Grundlage. Auch die von Ernst Schwarz aufgestellte These, die Kolonisatoren der Zips/Spiš seien Rheinländer (Rhenenses) gewesen, die sich in der Leipziger Bucht aufgehalten hätten, kann heute nicht aufrecht gehalten werden. Bereits 1921 konnte Julius Gréb aufgrund der Untersuchung der damals noch gesprochenen deutschen Mundarten die schlesischen und bairischen Merkmale herausarbeiten; meine Handschriftenanalysen bestätigen weitgehend dieses Nebeneinander von ostmitteldeutschen und bairischen Charakteristika.[13]

3. Archivwesen und Urkundenüberlieferung

Im Gegensatz zu der zahlenmäßig geringen deutschen Bevölkerung in der Slowakei ist der deutschsprachigen Schriftlichkeit dort große Bedeutung zuzuschreiben; ein großer Teil des aus der Slowakei stammenden handschriftlichen Materials des 14.–18. Jahrhunderts, auch ein beträchtlicher Teil der Drucke des 16.-19. Jahrhunderts sind deutschsprachige Texte. Im 14. Jahrhundert gibt es Anfänge der deutschen Schriftlichkeit in der Slowakei, im 15. Jahrhundert verdrängt das Deutsche dort fast gänzlich das Lateinische. Im 16. Jahrhundert setzt sich in den Kanzleien der Bergbaustädte der Mittelslowakei Deutsch als Verwaltungssprache durch; auch in den größeren Städten der Westslowakei sowie in der Zips/Spiš im Osten wird Deutsch als Sprache

[13] Gréb, Julius (o.J.) [1924]: *Mundart und Herkunft der Zipser.* Reichenberg.

der Kanzleien in den Ortschaften, in denen Deutsche einen größeren Anteil an der Gesamtbevölkerung ausmachten, bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, z.T. bis zum 19. Jahrhundert, geschrieben. Es wurde im Zuge der Madjarisierung um 1840 durch das Ungarische sowie schließlich nach der Gründung des ersten tschechoslowakischen Staates im Jahre 1918 durch das Slowakische abgelöst.

Im Mittelalter wurden die Schreiber zuerst in Skriptorien, den Schreibstuben der Klöster, und später in kirchlichen und städtischen Schulen ausgebildet; sie beherrschten Latein und Deutsch, u. U. noch Slowakisch und Ungarisch. Vor allem in der Mittelslowakei gibt es vom 15. bis zum 16. Jahrhundert prachtvolle, auf Deutsch geschriebene Stadtbücher und Rechtsbücher. Die Schreiber dieser Prunkstücke waren durch die Beherrschung der hohen Schreibkunst sowie sprachlich durch Vermeidung regionaler Charakteristika gekennzeichnet.

Auch später war der Bildungsgrad der Schreiber bedeutender Städte hoch; vor allem nach 1530 entwickelten sich das reformatorische Gedankengut und das evangelische Schulwesen in vielen Städten. In den Jahrhunderten der Reformation und des Pietismus studierten viele junge Männer aus der Slowakei in Deutschland, vor allem an den Universitäten in Wittenberg und Halle. Es wäre aber übertrieben zu behaupten, daß der Bildungsgrad der Schreiber überall in der Slowakei hoch gewesen sei. Stadt- und Bergrechte in der Slowakei wurden an weitere Ortschaften verliehen und deswegen oft über mehrere Jahrhunderte hinaus in weiteren Handschriften verbreitet. Manche dieser Abschriften stammen schon von Schreibern, die ihre Kunst und offensichtlich auch die ältere Form der deutschen Sprache weniger gut beherrschten. So stammt eine der jüngsten Abschriften des Stadt- und Bergrechts von Schemnitz/Banská Štiavnica aus dem 17. Jahrhundert aus einem heute ganz unbedeutenden Bergort Libethen/Lubietova; der Schreiber hat einzelne Wörter fehlerhaft abgeschrieben, durchgestrichen und gelegentlich Stellen für jene Wörter freigelassen, die er in der Vorlage nicht lesen oder verstehen konnte.

In bezug auf die soziale Schichtung waren die Schreiber an bedeutenden slowakischen Kanzleiorten angesehene Personen. So sind die Schreiber der Kammerbücher der Stadt Preßburg/Bratislava aus den Jahren 1434–1840 – es handelt sich insgesamt um 466 handschriftliche Bücher – meist namentlich bekannt; da die Geschichte von Preßburg/Bratislava recht gründlich erforscht ist, läßt sich nachweisen, daß die Schreiber über mehrere Jahrhunderte hinaus Stadtkämmerer waren und z.T. viel Vermögen besaßen. Aber auch die Schreiber der kleinen Schreiborte übten oft die Funktion des Notars aus und hatten aus dieser Tätigkeit beträchtliche Einkünfte. Für alle Schreiber in der Slowakei läßt sich eine überregionale Orientierung nachweisen – sowohl sprachlich als auch durch die wirtschaftlichen und persönlichen Beziehungen.

Seit dem 14.–15. Jahrhundert gibt es – vor allem in den vorwiegend von Slawen bewohnten Ortschaften – auch eine jahrhundertealte Tradition der slowakischen Urkundensprache. Dies ist für die nationale Identität der Slowaken gerade heute von großer Bedeutung, aber in den dominant deutschen Ortschaften war die slawische Bevölkerung auch im Kanzleibereich (bei notariellen Eintragungen wie Kaufverträgen, Schuldscheinen, Testamenten) ohne eigensprachliche Schriftlichkeit.

4. Textsorten der deutschsprachigen Überlieferung

In der heutigen Slowakei besitzen viele Archive mehrere Regalkilometer deutschsprachiger Handschriften vom Spätmittelalter bis zum 19. Jahrhundert. Die wichtigsten Bestände (Archivfonds) sind inventarisiert worden und stehen den Forschern zur Verfügung. In der Slowakei arbeiteten jahrhundertelang zahlreiche Druckereien, in denen neben lateinischen Schriften auch viele deutsche, slowakische und ungarische Drucke hergestellt wurden. Die Bibliographie der auf dem Gebiet der Slowakei bis 1700 gedruckten Schriften ist 1972–1984 in zwei Bänden bei der Matica Slovenská erschienen.[14]

Im folgenden wird versucht, die wichtigsten Textsorten der deutschsprachigen Überlieferung in der Slowakei zu nennen und damit die Bedeutung der verschiedenen Textsorten in der Entwicklung der deutschen Sprache in der Slowakei aufzuzeigen.[15]

4.1. Rechtsbücher und Erbauung

Für die mittelalterliche deutsche Stadt ist es charakteristisch, daß die Verwaltung, das Zivilrecht und das Strafrecht nach einheitlichen Prinzipien, aber jeweils mit Ergänzung durch die lokale Rechtstradition geregelt wurden. Die bekanntesten deutschen Rechte sind der Sachsenspiegel und der Schwabenspiegel, die in zahlreichen Redaktionen über große Teile von Mittel- und Ostmitteleuropa bearbeitet und bis heute in vielen Handschriften überliefert sind.

Das älteste auf dem Gebiet der heutigen Slowakei erhaltene Recht ist das Stadtrecht von Sillen/Žilina, das im Jahre 1378 auf der Grundlage des Rechts von Karpfen/Krupina aufgezeichnet und im Jahre 1473 in eine alttschechische bzw. slowakische Form des Slawischen übersetzt wurde. Dieses Recht geht auf das Land- und Lehnrecht des Sachsenspiegels zurück und enthält einige Ergänzungen, die von der deutschen Gesetzgebung im benachbarten Schlesien übernommen wurden. Die wichtigste Bestimmung für das Nebeneinan-

[14] *Bibliografia tlaci vydanych na Slovensku do roku 1700*, 1-2 [Bibliographie der in der Slowakei herausgegebenen Drucke bis zum Jahre 1700] (1972, 1984). Martin.

[15] Über die Textsorten in Slowakischen Archiven s. Piirainen, Ilpo Tapani (1994): *Textsorten in der Entstehung des Neuhochdeutschen*. In: *Text und Grammatik*. Festschrift für Roland Harweg. Bochum, 283-290.

der von verschiedenen Nationalitäten in der Stadt war, daß jeder das Recht hatte, in seiner eigenen Sprache vor dem Gericht auszusagen.

Ein anderes Recht Magdeburger Provenienz ist das Recht der Zips/Spiš in der Ostslowakei, das in 14 Handschriften des 15.–18. Jahrhunderts überliefert ist. In zahlreichen Städten wurden auf dieser Grundlage Stadtrechte erlassen, die jahrhundertelang als verbindliche Rechtsgrundlage dienten.

Für die Städte, in denen für den urbanen Bereich das Magdeburger Recht galt, wurden darüber hinaus für Belange des Bergbaus Bergrechte und Bergordnungen erlassen, die wiederum auf das Bergrecht von Jihlava/Iglau in Mähren zurückgingen. Mit dem Bergbau hing auch die Forstwirtschaft zusammen; wegen des großen Holzbedarfs im Bergbau wurden besondere Waldordnungen festgelegt.

Auch das süddeutsche Recht, der sog. Schwabenspiegel, fand in der Slowakei Anwendung. So kam das süddeutsche Recht nach Preßburg/Bratislava im Westen sowie nach Kaschau/Košice in der Ostslowakei. Das Gemeinsame all dieser Rechte ist das Gebot der Friedenssicherung durch Rechtsbewahrung; die Einzelverordnungen und ihre Gebots- und Verbotsartikel dienen diesem übergeordneten Ziel. Diese Auffassung von dem Gebot der Friedenssicherung im Zusammenleben der Menschen ist aber viel älter als die kodifizierten deutschen Rechte: seit Jahrtausenden herrschte in der jüdisch und christlich orientierten Welt die Auffassung vom göttlichen Ursprung jeglichen Rechts: »Denn der Herr ist gerecht, er liebt gerechte Taten; wer rechtschaffen ist, darf sein Angesicht schauen.« (Psalm 11,7) In der mittelalterlichen Ethik wurde dies so ausgelegt, daß derjenige, der gegen das Recht verstößt, gegen Gott sündigt.

In diesem Punkt treffen sich die Rechtsbücher und die Erbauungsliteratur. Zwar gibt es in der Slowakei keine deutschsprachige Bibeltradition, es gibt aber viele Predigtnachschriften. Die rechtlichen Bedingungen werden in Mahn- und Drohappelle der mittelalterlichen Predigt umgedeutet; Rechtsverstöße gelten als Sünde.

An dieser Moral- und Tugendlehre hat auch die Reformation wenig geändert. Vor allem aus der wohlhabenden Landschaft Zips/Spiš zogen die reformatorischen Gedanken junge Männer an deutsche Universitäten; bereits in den 20er Jahren des 16. Jahrhunderts wurde in Zipser Städten die lutherische Lehre verkündet. Von den regen Verbindungen zwischen Wittenberg und der Slowakei zeugt u.a. ein Brief von Philipp Melanchthon, der im Archiv von Kremnitz/Kremnica in der Mittelslowakei erhalten geblieben ist.

Mit dem Buchdruck verbreiteten sich die reformatorischen Schriften in der Slowakei. Statt der Moralpredigten der früheren Jahrhunderte wurden jetzt kämpferische Töne angeschlagen; früher katholische Kirchen wurden für protestantische Gottesdienste gebraucht, in denen die volkssprachliche Predigt und die deutschen Kirchenlieder viele Zuhörer fanden. Es wurden evangelische Schulen gegründet, in denen neben dem Latein das Deutsche als Unterrichtssprache angewandt wurde. Die Schulen bauten bedeutende Bibliotheken auf; so wurde die Bibliothek des Lyzeums in Kesmark/Kežmarok im Jahre 1722 gegründet und umfaßte 1943 fast 80.000 Bände.

4.2. Dokumentationsschrifttum

Für die mittelalterliche Stadt auch in der Slowakei waren Chroniken als Dokumentationsform charakteristisch. Weltchroniken waren eine überregionale Erscheinung und zeugten von einer Mischung aus biblischer Tradition, historischem Wissen und phantastischen Elementen. Weitaus wahrheitsgetreuer sind die Stadtchroniken und Stadtbücher, in denen Vermögensverhältnisse der Stadt und ihrer Einwohner, Erbangelegenheiten der einzelnen Familien sowie die wichtigsten Ereignisse (Naturkatastrophen, Brände, Verbrechen) beschrieben wurden. Diese sind in der Slowakei in großer Zahl und über viele Jahrhunderte hinaus überliefert; so sind u. a. für Preßburg/Bratislava die deutschsprachigen Ratsprotokolle aus den Jahren 1402–1942 kontinuierlich über 540 Jahre erhalten geblieben.

Über das Leben einer Stadt berichten auch die Kammerbücher, ebenfalls in Preßburg/Bratislava aus den Jahren 1434–1840, sowie die Gerichtsprotokolle und Verhörsprotokolle, in denen oft auch die Sozialgeschichte der einzelnen Städte zum Vorschein kommt. Im kirchlichen Bereich haben wiederum vor allem die Klöster ihre eigenen Chroniken aufgezeichnet, die neben der Kirchengeschichte im Sinne des kanonischen Rechts einen Einblick in die geistliche und geistige Sphäre des Klosters und seiner Umgebung, oft aber auch in die Schicksale von Einzelpersonen ermöglichen.

Zu der Dokumentation über das Leben in einer alten Stadt gehören auch Rechenschaftsberichte unterschiedlicher Art. Die Führung der öffentlichen und kirchlichen Haushalte wurde in Rechnungsbüchern unterschiedlichen Ranges dokumentiert. An Bergbauortschaften wurden Bergbücher angelegt, die die technischen Einzelheiten ebenso gut festhielten wie die wirtschaftlichen Aspekte einschließlich der Unternehmerstruktur und der Gewinn- und Verlustrechnung. In bescheidenerem Maße finden sich Rechenschaftsberichte über einzelne adelige Familien, ihren Besitz und ihre Untertanen, jedoch nur selten über einzelne Bürgerfamilien und Handwerker.

Aus dem Leben der einzelnen Familien finden sich gelegentlich Familienchroniken, die aber meistens in Form von Einzelbiographien vorliegen. Diese Familiendokumentationen sind in slowakischen Archiven gut inventarisiert (z.B. Samuel und Rudolf Weber in Leutschau/Levoča) und geben Aufschluß über die Bevölkerungsstruktur eines Ortes und über die persönlichen Daten bedeutender Menschen. Tagebücher von Einzelpersonen sind in der Slowakei eine Seltenheit; diese wurden fast ausnahmslos von Personen höherer Schichten angelegt.

4.3. Anleitung und Belehrung

Zu den Programmen der Sprachgesellschaften im Deutschland des 17. Jahrhunderts gehörte nach den Prinzipien der Sprachreinheit, der Sprachschönheit, der Sprachrichtigkeit und guter Übersetzungen die Forderung nach deutschen Wörterbüchern sowie einzelnen Fachwörterbüchern. Die letztgenannte Forderung deutet darauf hin, daß man sich sowohl im wissenschaftlichen als auch im handwerklichen Bereich dessen bewußt war, daß die Fachsprachen bereits im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit ihre Eigencharakteristik besaßen. In der Slowakei war das Zunftwesen gut entwickelt; so waren z.B. in der mittelslowakischen Bergstadt Schemnitz/Banská Stiavnica bereits im 15. Jahrhundert mehrere Zünfte tätig; in vielen Städten sind Zunftordnungen seit dem 14.–15. Jahrhundert erhalten. Baumeister beschrieben ihre wichtigsten Bauwerke in architektonischen Anleitungen; die Geometrie war nicht nur für das Bauwesen, sondern auch für die Markscheidekunst (Vermessung im Bergbau) und für die Astronomie von Bedeutung. Die Farbenherstellung wurde in zahlreichen einzelnen Rezepturen beschrieben. Die Heilkunde für Menschen und Tiere sowie Arzneien gegen die verschiedensten Krankheiten bilden einen Bereich, der vor allem durch die gedruckten Texte seit dem 16. Jahrhundert populär wurde.

Die wichtigsten slowakischen Städte waren bereits im Spätmittelalter so wohlhabend, daß sie neben Klosterschulen auch städtische Schulen unterhielten; dort wurden Lesen und Schreiben unterrichtet. Wegen der Handelsbeziehungen gehörte auch Rechnen zu den elementaren Unterrichtsfächern der Schule; der Lateinunterricht war in höheren Schulen, aber auch in allen Schreibwerkstätten eine Selbstverständlichkeit. Handlungsanleitungen alltäglicher Art waren wiederum Anleitungen zu einer guten Haushaltsführung sowie Kochbücher.

4.4. Informationsschrifttum

In der Information zwischen einzelnen Kanzleien und Privatpersonen nehmen die Urkunden und Briefe in der Slowakei eine wichtige Stellung ein. Vom 15. bis zum 19. Jahrhundert wurde die Korrespondenz zwischen Kanzleien unterschiedlichen Ranges in der Slowakei weitgehend auf Deutsch geführt. In slowakischen Archiven finden sich zahlreiche Urkunden, die von der kaiserlichen und königlichen Kanzlei in Wien, in Preßburg/Bratislava und Ofen/Budapest ausgestellt wurden. Auffallend groß ist aber die Zahl der Urkunden und Briefe, die die einzelnen Bergbaubehörden und städtischen Kanzleien in der gesamten Slowakei untereinander austauschten. So besitzt u. a. das Archiv der heute recht unbedeutenden Stadt Karpfen/Krupina eine Sammlung von fast 1.000 Briefen des 16.–17. Jahrhunderts, die aus der ganzen Slowakei dorthin geschickt wurden. Eine ähnliche Sammlung von 800 Briefen, die an die Stadt Leutschau/Levoča in der Zips/Spiš geschickt wurden, befinden sich – nach den Absendern sortiert und inventarisiert – in den Beständen

des Kreisarchivs Zipser Neudorf/Spišská Nová Ves im Staatlichen Gebietsarchiv in Leutschau/Levoča. Deutschsprachige Privatbriefe von Einzelpersonen sind aus früheren Jahrhunderten in slowakischen Archiven wenig erhalten. Die Briefe sind meist jüngeren Datums, seit dem 19.–20. Jahrhundert auf Ungarisch und Slowakisch verfaßt; viele dieser Briefe sind von Adeligen oder Geistlichen geschrieben worden. Sie bestätigen das allgemein bekannte Faktum, daß die unteren Schichten nicht schreiben konnten und deswegen von der schriftlichen Kommunikation weitgehend ausgeschlossen waren.

Eine besondere Art des Informationsschrifttums bilden aber Reiseberichte. Als die interessantesten Texte dieser Art sind die Reisebeschreibungen des Erbherzogs Leopold von seiner Reise zu den mittelslowakischen Bergbaustädten sowie ein Bericht eines politisch zwielichtigen Mannes Daniel Krman von seiner Bittreise zu dem schwedischen König Karl XII. zu erwähnen; beide Berichte liegen in Editionen vor.

5. Deutsche Sprachlandschaften in der Slowakei

Bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges befanden sich die deutschen Sprachinseln in drei Regionen der Slowakei: die Zips/Spiš in der Ostslowakei, die Bergbaustädte und ihre unmittelbare Umgebung im Hauerland in der Mittelslowakei sowie die deutschen Siedlungen an der österreichischen Grenze in der Westslowakei; dabei war die Krönungsstadt der ungarischen Könige Preßburg/Bratislava jahrhundertelang eine dreisprachige Stadt. Im folgenden wird versucht, die sprachliche Charakteristik des Deutschen in der Zeit vom 15.–18. Jahrhundert zu beschreiben, als es sich zu einem überregional vereinheitlichten Neuhochdeutsch entwickelte und noch sprachgeographische Einflüsse des geschlossenen deutschen Sprachgebietes erkennen ließ.

5.1. Ostslowakei

In der Ostslowakei ist die Sprache der Deutschen in der Zips/Spiš oft Gegenstand germanistischer Forschung gewesen; nach den Ausführungen von Ernst Schwarz und Herbert Weinelt, die oben genannt wurden, sei dort der ostmitteldeutsche Einfluß dominant. Dies wird auch in der neuen Ausgabe des Zipser Rechts weitgehend bestätigt, das ja auch ursprünglich ostmitteldeutscher und niederdeutscher Herkunft ist. In der letzten Zeit habe ich eine Reihe ostslowakischer Kanzleien in bezug auf ihre frühneuhochdeutsche Graphemik untersucht; ich habe bisher kein einheitliches Bild von diesen Entwicklungstendenzen gewinnen können. Insgesamt ist in der Zips/Spiš eine deutliche Tendenz zu einer überregionalen Schreibung zu erkennen. Im Gegensatz zu den bisherigen Ansichten habe ich aber beweisen können, daß sich im Stadtprotokoll der früheren königlichen Freistadt Kesmark/Kežmarok überhaupt keine ostmitteldeutschen Züge, dafür aber bairisch-österreichische Charakteristika finden: die Entsprechung <ue> für mhd. /uo/, brueder, 1556,

und für mhd. /üe/, guetter, 1556, sowie ein Wechsel im Gebrauch der Schreibungen ü <ü> müssethat, 1608, für mhd. /i/ sowie <i> glaubwirdigst, 1556, für mhd. /ü/. Der Grund für den letztgenannten Wechsel liegt offensichtlich in der im Ostoberdeutschen beheimateten Entrundung und der daraus folgenden hyperkorrekten Wiedergabe der Vokalqualität. In der konsonantischen Graphemik ist die Entsprechung <p>, pastay, 1556, 'Bastei' für mhd. /b/ ebenfalls eine bairisch-österreichische Erscheinung, die häufig vorkommt.[16] Ähnliche eindeutig bairisch-österreichische Einflüsse habe ich im ältesten Stadtprotokoll von Krompach/Krompachy und in 'Acta Forensia' von Kirchdrauf/Spišské Podhradie feststellen können – beides handschriftliche Bücher aus dem 16.-17. Jahrhundert.

Ebenso überraschend ist das Ergebnis der Analyse der Graphemik des Hausbuchs von Michelsdorf/Stráže pod Tatrami aus den Jahren 1519–1703: in den Eintragungen, die vorwiegend aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts stammen, lassen sich weder bairisch-österreichische noch ostmitteldeutsche, thüringisch-obersächsische und schlesische Merkmale finden. Die Graphemvarianten sind in bezug auf ihre Frequenz und Distribution gering; sie bewegen sich in dem Rahmen, der für das Frühneuhochdeutsche im gleichen Zeitraum im geschlossenen deutschen Sprachraum üblich ist.[17]

5.2. Mittelslowakei

Aus der Mittelslowakei liegt ein recht dichtes Netz von Handschriftenanalysen vor. Das vorhin erwähnte Stadtrechtsbuch von Sillein/Žilina und das älteste Stadtbuch von Schemnitz/Banská Štiavnica bieten die Möglichkeit, die deutsche Kanzleisprache des 14. Jahrhunderts zu charakterisieren. Zwar sind die Diphthongierung und die Monophthongierung weitgehend durchgeführt worden, aber der Satz (Fol. 71a) »Das Recht hat man fon Korppen pracht aus dem Silleiner Recht« deutet auf eine Mischung von ostmitteldeutschen und bairisch-österreichischen Merkmalen hin. Die Tendenz zu einer überregionalen Form des Frühneuhochdeutschen festigt sich im 15.–16. Jahrhundert, aber die digraphische Schreibung <ue>, guet, für mhd. /uo/ und das <p> für das mhd. /b/, petten 'beten' als oberdeutsche Züge sowie unverschobenes /p/ in der Schreibung kopper 'Kupfer' als ostmitteldeutsche Erscheinungen bestätigen den Eindruck von einer Mischform der Graphemik in den mittelslowakischen Handschriften.[18]

[16] Piirainen, Ilpo Tapani (1993a): *Das Stadtprotokoll von Kežmark/Kezmarok aus den Jahren 1554-1614.* In: *Im Zeichen der ungeteilten Philologie.* Festschrift für Karl Mollay zum 80. Geburtstag. Budapest, 267-273.

[17] Piirainen, Ilpo Tapani (1993b): *Zur Geschichte der stadtdeutschen Kanzleisprache in der Zips.* In: *Urbs - Provincia - Orbis.* Festschrift für Ondrej Halaga. Košice, 131-136.

[18] Piirainen, Ilpo Tapani (1995): *Denkmälen und Geschichte der deutschen Sprache in der Mittelslowakei.* In: »Neuphilologische Mitteilungen« 86, 15–27.

5.3. Westslowakei

Die Kammerbücher der Stadt Preßburg/Bratislava bieten für die Germanistik die auch für den geschlossenen deutschen Sprachraum seltene Möglichkeit, die Entwicklung der Schriftlichkeit in einer Textsorte von 1434 an über vier Jahrhunderte hinaus Jahr für Jahr bis 1840 zu verfolgen. Bis jetzt habe ich die Kammerbücher des 15. Jahrhunderts untersucht und möchte die wichtigsten Charakteristika wie folgt anführen: Die vokalische Graphemik weist eine relativ große Einheitlichkeit und eine deutliche Tendenz zu einer überregionalen Form des Frühneuhochdeutschen hin auf. Die Diphthongierung der mhd. Langvokale ist konsequent durchgeführt worden, beim mhd. /i/ hat sich schon im 15. Jahrhundert sogar die einheitliche Schreibform <ei>, czeit, 1454, gefestigt. Ebenfalls ist die Monophthongierung der mhd. Diphthonge weitgehend durchgeführt worden; nur beim mhd. /uo/ tritt neben <u>, puch, 1454, die digraphische Form <ue>, puech, 1464, auf, die im Ostoberdeutschen üblich ist. Die qualitativen Änderungen der mhd. Diphthonge haben stattgefunden. Das Beibehalten der Schreibform <u>, besunder, 1434, auch vor Nasalen, sowie die Schreibung <u> für mhd. /üe/, gefurt, 1434, und für mhd. /ü/, burgermaister, 1434, sind Charakteristika des Ostoberdeutschen und weisen auf den Einfluß des benachbarten bairisch-österreichischen Raumes hin. Ausschließlich bairisch-österreichische Erscheinungen sind in der konsonantischen Graphemik die Schreibform <p>, pruk, 1434, für mhd. /b/ und die Schreibform <b>, gebesen, 1434, für mhd. /v/.[19]

6. Gesprochene deutsche Mundarten in der Slowakei

Die Sprachgeschichte des Deutschen in der Slowakei geht dem Ende zu. Da es nach Artikel 13 des Potsdamer Abkommens vom 2.8.1945 die Großmächte Großbritannien, UdSSR und USA anerkannten, »daß die Überführung der deutschen Bevölkerung und von Bestandteilen derselben, die in der Tschechoslowakei, Polen und Ungarn zurückgeblieben waren, nach Deutschland durchgeführt werden müsse«, kam es in den Jahren 1945–1946 zu einer großen Aussiedelaktion, zur Vertreibung der Deutschen aus ihrer slowakischen Heimat. Von den 147.501 Deutschen, die der Volkszählung von 1930 zufolge in der Slowakei wohnten, blieben etwa 24.000 zurück.[20] Durch natürlichen Alterungsprozeß und Mischehen wurden die Slowakei-Deutschen bzw. Kar-

[19] Piirainen, Ilpo Tapani (1972): *Das Stadtrechtsbuch von Sillein. Einleitung, Edition und Glossar.* Berlin, New York.

[20] *Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus der Tschechoslowakei* 1-2 (1934) (=dtv 3273). München.

paten-Deutschen – wie sie sich selbst nennen – bis auf wenige Tausend dezimiert.

In den 20er und 30er Jahren bemühte man sich darum, die damals noch lebendigen Mundarten der Deutschen in der Slowakei zu beschreiben; mit den Zipser Mundarten beschäftigte sich Julius Gréb, mit den Mundarten des mittelslowakischen Hauerlandes Josef Hanika.[21] In der schwierigen Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, als die in der Slowakei verbliebenen Deutschen keine Möglichkeit für die Förderung ihrer Sprache und Kultur besaßen, hat der slowakische Germanist Juraj Valiska eine wichtige Dokumentation zusammengestellt und in drei Monographien deutsche Mundarten der Ostslowakei beschrieben. Im folgenden wird versucht, die wichtigsten Merkmale der slowakei-deutschen Mundarten darzustellen.[22]

6.1. Ostslowakei

In der Ostslowakei werden die oberzipser und unterzipser Mundarten unterschieden. Für die oberzipser Mundarten sind die vielen Diphthonge charakteristisch:

nhd. /ai/ wird /ej/, z.B. Flejsch, hejß
nhd. /au/ wird /äü/, z.B. Stäüb, Träüm
nhd. /a:/ wird /äü/, z.B. Häüken, bräüden
nhd. /o:/ wird /äü/, z.B. Näüt, Käül
nhd. /e:/ wird /ej/, z.B. Sejl, Rejd
nhd. /ö:/ wird /äj/, z.B. läjsen, Äjl
nhd. /ä:/ wird /äj/, z.B. mäjen, Bräjtel.

In den unterzipser Mundarten gibt es konsonantische Eigentümlichkeiten. as nhd. /v/ wird immer als /b/ ausgesprochen, z.B. albeg 'allweg'. ScherzhaftD wurde von bibabu-Mundarten (wie, wer, wo) gesprochen. Am Wortanfang wird jedes /b/ als /p/ ausgesprochen, z.B. Peak 'Berg', Pein. Das Phonem /r/ wird zu /a/ oder /e/ vokalisiert oder ganz ausgelassen, z.B. Hunga, Bea, veschpiet 'verspürt'.

Insgesamt ist festzustellen, daß sich in oberzipser Mundarten Einflüsse des ostmitteldeutschen, speziell des schlesischen Sprachraumes, in den unterzipser Mundarten wiederum Charakteristika des Bairisch-österreichischen finden.[23]

[21] Gréb, Julius (1932): *Zipser Volkskunde.* Kesmark, Reichenberg.
Hanika, Josef (1933): *Ostmitteldeutsch-bairische Volkstumsmischung im westkarpatischen Bergbaugebiet.* Münster.

[22] Valiska, Juraj (1967): *Die Zipserdeutsche Mundart von Chmelnica (Hopgarten).* Bratislava.
Valiska, Juraj (1980): *Nemecké nárecie Dobšinej. Príspevok k vyskumu zanikania nárecie enkláv.* [Die deutsche Mundart von Dobschau. Ein Beitrag zur Untersuchung des Untergangs der Enklavenmundarten]. Rimavská Sobota.
Valiska, Juraj (1982): *Nemecké nárecia horného Spiša. Príspevok k vyskumu reliktnych nárecie v pokrocilom stádiu ich vyvoja* [Die deutschen Mundarten in der Oberzips. Ein Beitrag zur Untersuchung der Reliktmundarten im fortgeschrittenen Stadium ihrer Entwicklungen]. Stará Lubovna.

6.2. Mittelslowakei

Josef Hanika schreibt über die Charakteristika der deutschen Mundarten in der Mittelslowakei, die gemeinsame Grundlage aller Mundarten sei Ostmitteldeutsch in eindeutig schlesischer Prägung. Die bairischen Züge seien altertümlich und im Kremnitzer Gebiet am stärksten vertreten. In der Mundart des Gebirgsdorfes Blaufuß/Krahule, in dem noch heute eine Handvoll Menschen höheren und mittleren Alters eine deutsche Mundart sprechen, lassen sich folgende Besonderheiten feststellen:

nhd. /a:/ wird /u:/, z.B. u:mt 'Abend'
nhd. /e:/ wird /oi/, z.B. goit 'geht'
nhd. /i:/ wird /oi/, z.B. loibe 'lieber'
nhd. /ai/ wird /a:/, z.B. a:gen 'eigen'
nhd. /v/ wird /b/, z.B. bosse 'Wasser'.

Insgesamt ist es für einen Außenstehenden schwer, die mittelslowakischen deutschen Mundarten zu verstehen. Über eine Reihe von mittelslowakischen Ortschaften sind in Deutschland Heimatbücher erschienen, in denen meistens auch kurze Dialektproben und Mundartbeschreibungen enthalten sind.[24]

6.3. Westslowakei

In der Westslowakei wurde Deutsch nicht nur in Preßburg/Bratislava, sondern auch in kleineren Städten wie Modern/Modra und St. Georg/Sv. Juraj gesprochen. Durch die Nähe zum benachbarten geschlossenen deutschen Sprachgebiet ist es selbstverständlich, daß die deutschen Mundarten in der Westslowakei den oberdeutschen Mundarten Österreichs ähnlich sind. Preßburg/Bratislava war bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges eine dreisprachige Stadt, von deren Einwohnern ein beträchtlicher Teil Hochdeutsch und Preßburger Dialekt sowie Slowakisch und Ungarisch beherrschten. Vor gut zehn Jahren ist ein *Wörterbuch des Preßburger Dialektes* von Ernst Schmutter erschienen. Als Beispiel sei hier ein Gedicht von Martha Schuster-Neumahr abgedruckt, das in diesem Bändchen von 1983 enthalten ist.[25]

[23] Vgl. Gréb o.J. a.a.O.

[24] Ein Heimatbuch für das Dorf Blaufuß/Krahule wird in absehbarer Zeit vom Hilfsbund Karpatendeutscher Katholiken in Stuttgart herausgegeben.

[25] Schmutter, Ernst (1983): *Wörterbuch des Preßburger Dialektes.* Wien.

Presch'burcherisch

Ees liabn Leit', heerts jetzt 'gúa'd her
»Presch'burcherisch« is gar nit schwer!
A 'bisserl Bayern, recht vüi Wien,
a 'Breesel Ungarn liegt mit drinn
und 'doo is 'dees a'deitsche Sprach.
'Des kennts ma 'glau(b)m, wann i eichs sach!
Ja, liabe Leit, heerts nur 'gua'd zua,
i kriecha vo(n) dera Sprach nia 'gnua.
So bleib i hait mit Herz und Sinn
mei Le(b)m lang a Presch'burcherin!

7. Ausblick

Die Geschichte der deutschen Sprache in der Slowakei geht ihrem Ende zu; da die Deutschen dort seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges weder Schulen hatten noch einen Minderheitenschutz genossen, ist die Anzahl jener Personen, die über Kenntnisse der deutschen Mundarten und der Hochsprache verfügen, gering. Die souveräne Slowakei hat Möglichkeiten für die kulturelle Beteiligung und die Sprachpflege der Karpaten-Deutschen in der Slowakei geschaffen, die von deutscher Seite aktiv unterstützt werden. Die Untersuchung und Dokumentation deutscher Texte und deutscher Mundarten in der Slowakei bilden einen Bereich, der von der Germanistik im In- und Ausland intensiv betrieben werden sollte. Die Geschichte der deutschen Bevölkerung und der deutschen Sprache in der Slowakei ist europäisches Kulturgut, das auch im Westen beachtet und gepflegt werden sollte.

DEUTSCHE SPRACHE IN DER HANDSCHRIFTLICHEN KROATISCHEN GRAMMATIK VON IVAN VITKOVIĆ*

ZUR SPRACHLICHEN SITUATION IN KROATIEN IN DER ZWEITEN HÄLFTE DES 18. JAHRHUNDERTS

Stanko ŽEPIĆ
(Universität Zagreb)

Zusammenfassung

Im vorliegenden Artikel wird gezeigt, daß die Sprache der kroatischen Grammatik von Ivan Vitković sehr altertümlich ist und dem Standarddeutsch der damaligen Zeit (1779) nicht entspricht. Außerdem wird am Beispiel der ersten und der dritten Auflage der Grammatik von Relković auf die Veränderung des Sprachusus hingewiesen, der sich unter dem Einfluß von Gottsched und Adelung in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts entwickelt.

In der zweiten Hälfte des 18. und anfangs des 19. Jahrhunderts schreiben mehrere kroatische Verfasser Grammatiken der deutschen und der kroatischen Sprache.[1] Die Metasprache dieser Grammatiken ist teils Kroatisch, teils Deutsch und teils sind die Grammatiken zweisprachig. Die kroatischen, in deutscher Sprache verfaßten Grammatiken wenden sich, wie dies in Vorworten oft ausdrücklich erwähnt wird, an eine immer größere Zahl der in Kroatien lebenden Deutschen, damit ihnen die Kommunikation mit der einheimischen Bevölkerung erleichtert wird. Offensichtlich sind andere Ausländer nicht so zahlreich, wenigstens nicht im kajkavisch Kroatien und in Slawonien, daß es erforderlich wäre, auch für andere Adressaten kroatische Grammatiken zu schreiben. Erst 1803 verfaßt Joso Voltiggi (Josip Voltić) ein dreisprachiges Wörterbuch (Illyrisch,

*Ivan Vitković (1738 – 1790) war Priester des Jesuitenordens und Lehrer am Jesuitenkolleg in Zagreb. Der genaue Titel seiner Grammatik lautet: *Gründe der Croatischen Sprache zum Nutzen der deütschen Jugend verfasset von Johan Vitkovich a.d.U.G.J. Priestern, und königl. Professor in Agram.* 1779. Die Abkürzung ist wohl aufzulösen in: *an der Universität der Gesellschaft Jesu.*

[1] Vgl. Literaturverzeichnis.

Italienisch, Deutsch mit einem lateinischen Vorwort), dem eine kurze, mit italienischen und deutschen Erklärungen versehene Grammatik der illyrischen Sprache vorangestellt ist. Die illyrische Sprache dieses Wörterbuchs ist vorwiegend ikavisch-čakavisch. Das für einen Nichteingeweihten verwirrende terminologische Durcheinander von *illyrisch* und *kroatisch*, zu dem sich im älteren Kroatischen noch *slověnski* oder *slovinski* zugesellt, ist am besten zu verstehen aus dem deutschen Vorwort in Voltiggis Wörterbuch:

> In besagter Vorrede [in lateinischer Sprache, in der Voltiggi das folgende genau begründet] bezeichne ich den ersten Ursprung der uralten Benennung I l l y r i c u m, welche ohngefähr dreyzehn Jahrhunderte vor Christi Geburt ihr Daseyn erhielt. Heut zu Tage Albanien, Ragusa, Montenegro, Dalmazien, Liburnien, der am Gebürge liegende Theil von Istrien, Crain, Kärnthen, Croatien, Bosnien, Raizenland, Servien, Bulgarien, Slavonien, der grösste Theil von Ungarn, Böhmen, Mähren, Schlesien, Pohlen und Russland enthalten Völker illyrischen Ursprungs und illyrischer Fortpflanzung, welche die nemliche Grundsprache nur in verschiedene Dialecte abgetheilt führen, und in Sitten und Gebräuchen wenig von einander abweichen. In keiner Sprache irgend einer Nation nähern sich die verschiedenen Dialecte einander so sehr, und werden daher von allen leicht verstanden, als in der illyrischen Sprache. Alle diese oben genannten Provinzen werden unter dem uralten allgemeinen Nahmen I l l y r i c u m oder I l l y r i e n begriffen...[2]

Auf dieser Auffassung gründen sich auch die Ideen der kroatischen Nationalbewegung, des sog. *Ilirski preporod* (Illyrische nationale Wiedergeburt), die einer Einheit der Sprache eine politische Einheit aller »illyrisch«-sprechenden Völker folgen lassen will. Wie sich dieser historische Irrtum in seiner letzten historischen Konsequenz auf Kroatien ausgewirkt hatte, erlebten wir besonders kraß im Verlauf der vergangenen Jahre, als wir uns aus dem gemeinsamen Staat mit einigen in Voltiggis Vorwort erwähnten illyrischen Provinzen befreit haben. Aber nicht nur die Verfechter, auch die Gegner der illyrischen Idee sehen die sprachlichen Verhältnisse nicht ganz klar. Der Verfasser einer deutsch geschriebenen kroatischen Grammatik, Ignac Kristijanović, der letzte Kämpfer für die kajkavische kroatische Sprache, verfällt in denselben Irrtum der Identität von Kroatisch und Illyrisch, d.h. Slawisch, wenn er im Vorwort seiner Grammatik schreibt:

> Die Kenntniß der kroatischen Sprache gewähret noch den großen Vortheil, daß man mit derselben nicht bloß auf Kroatien beschränkt bleibt, sondern dieselbe in weit entlegenen Gegenden anwenden kann. Denn die Kroaten sind ein nicht unwichtiger Stamm der Slaven, welche sich, und folglich auch ihre Sprache und Herrschaft in drei Welttheilen, Europa, Asien und dem nördlichen Amerika ausgebreitet, und im Ganzen den neunten Theil des Erdbodens besitzen. Bei sechzig, nach den neuesten Angaben gar gegen siebenzig [?], sicher aber viel über fünfzig Millionen, in ihrer Gesamm[t]heit durch Arbeitsliebe, tiefes, inniges Gefühl für häusliches Glück, Gastfreiheit, Mutterwitz und Tapferkeit gleich ausgezeichneter Menschen rühmen sich, zu diesem Riesenvolk zu gehören, und mit allen diesen kann sich die kroatische Mundart verstehen.[3]

[2] Voltiggi (1803), *An die Leser*.

Obwohl der Verfasser hier die Kroaten als »ein nicht unwichtiger Stamm der Slaven« erwähnt, können diese Zeilen nicht anders aufgefaßt werden, wie oben angedeutet, als Identität von Slawisch und Illyrisch, weil die drei Ausdrücke *slověnski*, *ilirski* und *hrvatski* nicht nur im engeren Sinne »kroatisch« bedeuten, sondern ganz allgemein alle Slawen einbeziehen können.[4]

Viel nüchterner und genauer hingegen sieht Ivan Vitković die Beziehungen der kroatischen und illyrischen Sprache im Sinne seiner »Sprachtheorie«, die er in der *Vorrede* vorlegt: Als »die erste Sprache der Menschen..., die Hebraeische..., bey dem Baue des babylonischen Thurmes von dem Allmächtigen selbsten... vermischet worden ist«, haben »unterschiedene Sprachen ihren Anfang genommen. Nebst dem Hebraeischen die Griechische, Lateinische, Illyrische, Teutonische und die Tartarische als die Mütter aller übrigen Sprachen, die anitzo in der Welt sind.« Die Frage nach dem Wesen der Illyrischen Sprache in ihrem Verhältnis zum Kroatischen beantwortet der Verfasser mit folgenden Worten:

> ... die Frage von der Illyrischen Sprache..., was selbe für eine gewisse sey? ob sie annoch gantz verharre, und welche dieselbe unter anderen sich selbsten ziemlich ähnlichen Sprachen wäre? als da sind: die Moscowitische, Polnische, Slawonische, Böhmische, Croatische, Slowakische, Dalmatische etc. Diese Frage zu beantworten überlasse ich den jenigen, welche weder an Büchern, noch an Golde Mangel haben; dieses glaube ich doch, daß die Croatische Sprache, als wie sie in Agram, der Haupt-Stadt in Croatien in Flor ist, die erstgebohrene Tochter der wahren Illyrischen Sprache sey; weil die selbe nämlich die lindeste, und annehmlichste unter anderen ist, wie die Italienische unter den übrigen Töchtern der Lateinischen Mutter-Sprache.

Der Zweck und die Adressaten der Grammatik sind in der *Vorrede* auch erwähnt:

> Weil also ein jeder seine Mutter-Sprache am meisten liebet, und schätzet, so fand ich mich auch verbunden, eben diese Pflicht meiner Croatischen Sprache zu erweisen, und selbe also auch anderen den Croaten wohl geneigten Nationen mitzutheilen, und kund zu machen; fürnähmlich den jenigen, die sich in unserem lande itzt aufhalten, oder künftighin aufhalten werden; der ursach halben habe ich auch die Gründe der Croatischen Sprache in der kürtze verfasset; meine absicht war am ersten: der Deütschen, den ich sehr vieles schuldig bin, und die sich zur besten Beförderung des gemeinen Wesens allhier befinden, zu dienen, und denselben den Umgang mit den Croaten, so in der deütschen Sprache unerfahren sind, leichter, und angenehmer zu machen; zum zweiten habe ich auch meinen lieben Patrioten dienlich seyn wollen, und denselben eine gelegenheit geben, einige deütsche Wörter zu erlernen; sie werden wohl

[3] Kriztianovich (1837 : XXIII).
[4] Vgl. Katičić (1989).

eine ziemliche anzahl derselben lernen können, denn sie werden eben so viele deütsche Wörter finden, als sie Croatische lesen werden.

Diese Zitate aus dem Vorwort führen bereits an das Thema heran, weil sie zeigen, wie altertümlich die Sprache des Jesuitenpaters Vitković ist. Er bevorzugt kanzleisprachliche Adverbien *annoch, anitzo,* gebraucht *itzo* und *itzt,* die nach H. Paul noch »über die Mitte des 18. Jahrhunderts in allgemeinem Gebrauch sind«, gebraucht die Partikel *so* als Relativpronomen, die, wie Adelung sagt, »in den neuern Zeiten viele sehr harte Feinde bekommen« hat, vermengt im Adverb *fürnämlich* die Präpositionen *vor* und *für,* was im 18. Jahrhundert noch üblich ist, wie z.B. bei Schiller, gebraucht die Form *vorzeucht* der 3. Person Sing. Präsens der 2. Ablautsreihe: »... die ihrige [=Muttersprache] mehr schätzet und den anderen vorzeucht«, wie sie noch »bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts auch in nichtliterarischer Prosa« üblich war.[5] Kurz, man hat den Eindruck, daß Vitković ein Deutsch schreibt, das wenigstens ein halbes Jahrhundert älter ist als das Deutsch seiner Zeit (1779). Außerdem gebraucht er ein typisches Oberdeutsch, was zwar nicht aus diesen Sätzen in der *Vorrede* hervorgeht, sondern aus seinem nach Sachgebieten angeordneten Vokabular im Anschluß an die Grammatik und aus anderen sprachlichen Merkmalen seiner Grammatik. Angeführt seien nur einige Beispiele: *das Einbren* (nicht *die Einbrenn*) »Mehlschwitze«, kr. *Záfrig; die Gelse* »Stechmücke«, kr. *Komàr; Die Hacke* »Beil«, kr. *Szekira; die Haue* »Hacke«, kr. *motika; Das Eyer* (Pluralform für Singular, nach Grimm[6] eine bair.-österr. Besonderheit), kr. *Jaicze; Zwespen-baum* »Zwetschgenbaum«, kr. *Szliva, Szlivovo drevo; Zwespen geist* »Zwetschgenschnaps«, kr. *Slivovicza, Rakía; Trotte, Kelter,* kr. *Pressa* (angeführt sind beide Wörter, weil *Trotte* im Bair.- Österr. weniger bekannt sein dürfte, obwohl auch *Kelter* im ÖWB als nicht ursprünglich österreichisch mit Sternchen versehen ist); *Felber-baum* »Weide«, kr. *Vérba , verbovo drevo; Ehrtag* »Dienstag«, kr. *Torek; gebachene Leber* kr. *frigana jetricza; Der Weichbrunn* »Weihwassergefäß«, kr. *Skropilnicza.*

Erwähnenswert sind noch folgende Wörter, die die Eigenart von Vitkovićs Sprache demonstrieren: *Die Gedächtniß* (zu Vitkovićs Zeit auch als Femininum gebräuchlich), kr. *Pamet; Die Solle* »Ferse« (eine ungewöhnliche Entsprechung oder einfach ein Lapsus, weil *Sohle* in der Bedeutung *Ferse* nicht belegt ist), kr. *Peta; Der Tapett* »Teppich« (die alte Bedeutung des im 15./16. Jahrhundert entlehnten lat. Wortes scheint Vitković noch geläufig zu sein, das Wort ist auch als Maskulinum belegt), kr. *Szàg, czaprag; Das Leilach* »Bettuch, Leintuch« (das urspr. nordd. Wort ist »in Oberdeutschland theils noch in Gebrauch«), kr. *Vilahen; Der Rauch-gang* »Schornstein« (es erinnert an das österr. Wort

[5] Diese Angaben nach Paul (1992) und (1958-59). Vgl. auch das Verzeichnis der starken Verben der zweiten Ablautsreihe in Adelung (1782), in dem für die 2. und 3. Person Sing. Präs. neben dem analogischen Ausgleich auch die auf das mhd. [y:] zurückgehenden Formen angeführt sind.

[6] Erklärungen sind vorwiegend dem Grimmschen Wörterbuch entnommen.

Rauchfang und ist anscheinend sonst nicht belegt, das Wort ist jedoch eine durchaus gelungene Wortbildung), kr. *Dimlyak; Der Tschismamacher* »Stiefelmacher« (das türkische Wort für *Stiefel* ist im ganzen Oberdeutschen bekannt), kr. *Chismàr; Der Schaaden* »Wels« (der Fischname *Wels* scheint im süddeutschen Sprachraum unbekannt zu sein), kr. *Szom; Der Butter* (auch sonst regional Maskulinum), kr. *Putter; Die Mame* »Tante« (eine ungewöhnliche Form des Wortes *Muhme,* eher eine Koseform für *Mutter*), kr. *Vujna, Tecza; Die Arbeiß* »Bohnen« (die Form ist bair.-österr., aber für Vitković nicht in der Bedeutung *Erbse*), kr. *Grah; Die Mitwoche* (das ursprüngliche Geschlecht beibehalten, trotz der Tatsache, daß sich das Maskulinum zuerst im Oberdeutschen durchsetzt), kr. *Szréda.* Charakteristisch für das österreichische Deutsch ist auch das Verb *schaffen* in der Bedeutung *befehlen*: *Schaffen sie was auf die Nacht zu speisen? Zapovedaju kaj vecherati?*

Von anderen Besonderheiten sind zu erwähnen: der vom heutigen Usus abweichende Gebrauch der stimmhaften und stimmlosen Okklusive: *Dannen-Baum, Bradwurst, Tüll , Tölle* »Dohle«, *Beitsche, Beltz, Pratspies, Pillich* »Bilch«, *Kruft.* Fehlen des Umlauts: *Pfluger, Burger, Thorwachter, Gurtel, Trommelschlager, Sud-Wind.* Dagegen aber *Vernünft.* In zahlreichen Fällen fehlt das »Lutherische-*e*«: *der Löw, die Meß, die Wesch, die Strümpf, der Knab, Bub, der Käß.* Schwache Feminina haben im Singular noch oft in den obliquen Kasus ein *-n*: *zu der Wiesen gehörige Sache* (*k-szinokoße szpadajúche sztvari*), *auf der Erden sind* (in Opposition zu *Himmel*), aber *auf der Erde kriechende Thiere.* Neben Deminutiva auf *-l*: *das Eichkatzl,* kr. *Vevericza, das Glasl,* kr. *Kupicza, das Hausgesindl,* kr. *Drusina,* gibt es auch »normale« Bildungen wie *Das Rößlein,* kr. *Sdrebe, Schwesterlein* und sogar *Schwesterchen* (*Guten Tag mein Schwesterlein! Wie befindest du dich mein Schwesterchen?*), *Das Mägdlein,* kr. *Deklich.* Der Diphthong [oø] wird ohne Ausnahme <eü>bzw.<aü> geschrieben. Das könnte ein Beweis für die Aussprache der betreffenden Wörter sein, wie sie Adelung beschreibt.[7] Zuweilen läßt sich die Unsicherheit in der Schreibung feststellen: *Die Heyschräcke,* kr. *Kobilicza,* aber *Das Heü,* kr. *Széno.*

Auffällig ist die stellenweise vorkommende sehr altertümliche Schreibweise, die teilweise noch von Luther oder aus einer noch früheren Zeit herzurühren scheint: *Das Linwad,* kr. *Plátno, Der Pris,* kr. *czéna, Die Junfrau,* kr. *Devicza, Divojka, Der Sambsstag,* kr. *Szobotka, Das Hembd,* kr. *Rubacha.* Aber ganz außergewöhnlich ist doch, man könnte sagen, mhd. Schreibung , <sl>, <sw>, <sm>, <sn> neben der normalen Schreibung <schl>, <schw>, <schm> und <schn>: *Der Swartze Sonntag,* kr. *Glussnicza, swartz,* kr. *chèrn – Schwartz-alber-baum,* kr. *Jagnyed, jagnyedovo drevo; Das Sweyn,* kr. *Szwinija, Das Sweinfleisch,* kr. *Szlanína – Das Wildschwein; Swefel,* kr. *Sveplo; Die Slange,* kr. *Kacha*

[7] »In *äu* und *eu* lautet das *u* freylich wie *ü;* allein es ist weder üblich noch nothwendig es zu bezeichnen, weil der Mund nach der Öffnung, welche die beyden ersten Hülfslaute erfordern nicht unvermerkt in ein volles *u* übergehen kann, sondern dafür das *ü* wählen muß.« Adelung (1782: 141).

– *Die Ochsen-Schlange*, kr. *Gùs*; *Der Smaltz*, kr. *Maszlo*; *Der Sniermacher*, kr. *Gumbàr*; *Die Snallen*, kr. *Kopche*; *Die Snecke*, kr. *Pùs*.

Als morphologische Besonderheiten können die umgelauteten Plurale in zwei Titeln der Sachgebiete erwähnt werden: *Unterschiedliche Gattungen der Baümer*, kr. *Vszakojake Fele Drévja*, *Die Fest-Täge*, kr. *Szvetki*. Als Beispiel für eine syntaktische Besonderheit können zwei Sätze angeführt werden, in denen Richtungsadverbien mit der Präposition *auf* gebildet werden: *Warum kommen sie so selten auf Agram*? kr. *Zakai dohájaju tak retko puti v-Zagreb*? *Wollt ihr guter Freünd mich morgen auf Warasdin fahren*?

Aber einen echten Eindruck vom Charakter dieser Sprache liefern erst die Gespräche, mit denen die Grammatik abgeschlossen wird. Eine kleine Kostprobe kann dies belegen:

Auf die Frage, warum er keine Würste zu Mittag essen will, antwortet der gefragte Gesprächspartner:

– Weil ich solche in der frühe gegessen habe.

– Und därfen sie selbe in der frühe essen?

– Für einen gesunden Menschen ist nichts gesünderes; und dazu ein Gläslein von einem guten alten Zwespen-brandt-wein trincken; das macht starke Leüthe, wie sie vor Zeiten gewesen, da man noch keinen Caffe oder Cocoladi getranchet hatte.

Im Gespräch eines Gastes mit dem Wirt wird folgendes über die zum Abendessen zu bestellenden Weine gesagt:

– Ich habe nur die Croatischen, welche bey Agram wachsen.

– Wie heißen sie?

– Besondere sind: Wesseliza, ßlama, Bukowaz.

– Was heißet das: Wesseliza.

– Das bedeütet einen solchen Wein, welcher die Leüthe recht lustig machet.

– Das Muß ein guter Wein seyn; was bedeütet aber das Sslama.

– Das ist ein solcher Wein, daß wenn man ihn gut getrunken hat, so brauchet man kein Bett, da ist auch das Stroh gut.

– Dieser wär recht für mich, ich därfte euch am wenigsten das Bett nicht bezahlen.

Vitkovićs Sprache ist, wie einleitend schon erwähnt, ein altertümliches, in Gesprächen zum Teil ein ungepflegtes Umgangsdeutsch, das ein ausgesprochen süddeutsches Gepräge trägt. Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts ist aber eine Zeit der sprachlichen Wandlung zu einer unifizierten Standardsprache, die orthographisch und morphologisch von dem heutigen Deutsch nicht weit entfernt ist. Der Einfluß Gottscheds und später dann Adelungs erreichte auch kroatische Gegenden, wenn auch mit einer gewissen Verspätung, so daß in Vitkovićs Grammatik davon noch gar nichts zu spüren ist. Ein Paradebeispiel

jedoch für den sprachlichen Fortschritt, aber auch für einen Unterschied zwischen Zentrum und Peripherie, d.h. zwischen Wien und Zagreb, liefert der Vergleich der ersten und der dritten Auflage von Relkovićs Grammatik. Die erste Auflage, verlegt in Zagreb 1767, enthält in Orthographie und Morphologie alle jene Eigenschaften, die auch bei Schriftstellern des deutschen Sprachraums im 17. und vielleicht noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts vorkommen und die von den Grammatikern der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als unrichtig oder veraltet abgelehnt werden. In der dritten Auflage, verlegt in Wien 1789, werden in Relkovićs Text diese Merkmale ausgemerzt, so daß seine Grammatik dadurch ein modernes, beinahe einwandfreies nhd. Gepräge erhält. Die folgenden Beispiele zeigen, welche »Fehler« verbessert wurden (in Klammern die Version der dritten Auflage): I. Theil haltet (hält) in sich; Gebrauch der Theilen (Theile) der Rede; der ... gemeinsten... Gesprächen (Gespräche); für die Teutsche (deutschen) Liebhaber; aus denen (den) verlassenen Schriften; erweiteret (erweitert); dermalen einstens (das pleonastische *dermalen* getilgt) ein Theil des alten Pannonien (Pannoniens) gewesen seye (sey), kan (kann) niemand bezweifeln, der nur ein wenig in denen (den) Geschichten, und Schreibekunst (Schreibkunst) erfahren ist; nachdeme er endlichen (nachdem er endlich); mit gegründeten (gegründetem) Nachsuchen; bezeigen (bezeugen) alle Geschicht-Schreiber (Geschichtschreiber); darfen (dörfen); auch niemalens (niemals) eine frembde (fremde) Sprache; Karntner, Kreiner und Stayerer (Kärntner, Krainer und Steyerer); so das (so, daß) es viele teutsche (deutsche) Wörter heut auf Slavonische (slavonische) Art aussprechet (ausspricht); laut Zeugnüß (Zeugniß) des Fausti Vrancsich... die... vollkommeneste ware (vollkommenste war); die von den Ragusaner geschriebene (Ragusanern geschriebenen) Bücher; wie unter Carolo den (dem) Ersten die Teutsche Sprach (deutsche Sprache)... zu prangen anfieng, so erhube (erhob) sich, und ausbreitete (breitete sich) auch das Teutsche Reich (aus).

Diese nur kleine Auswahl der Veränderungen von der Titelseite und aus dem Vorwort der Grammatik zeigt, daß neben Verbesserungen der Orthographie (Groß- und Kleinschreibung, Zusammenschreibung der Komposita, Schreibung mit zwei bzw. einem Buchstaben, Schreibung der Diphthonge) auch morphologische Fehler und Versehen, aber auch umgangssprachliche Formen beseitigt worden sind (Synkopierung und Apokopierung von *e*, Ersetzung von *n* durch *m* im Dativ Sing. Mask. und Neutr. des Adjektivs, Beseitigung der falschen schwachen Plurale, Ersetzung der Artikelform *denen* durch *den*, Verbesserung der 3. Pers. Sing. Präs. der starken Verben, Beseitigung der Endung *-e* im Präteritum der starken Verben, das einheimische Suffix *-nüß (-nuß)* ersetzt durch das Gottschedsche *-niß*. Aber trotz der Wiener Offizin Kurzböck und trotz der schon festen Norm schimmern auch in der dritten Auflage die Mängel der ersten Auflage wegen der oberflächlichen und schlampigen Korrrektur immer noch durch (so wird *teutsch* nicht immer in *deutsch* verbessert, *denen* auch dann nicht in *den* verändert, wenn es eindeutig als Artikel funktioniert, das Suffix *-nuß* wird oft beibehalten u.a.m.).

Wie diese hier angeführten Beispiele zeigen, ist die Zeit nach Gottscheds Tod und die beginnende Wirkung Adelungs die Zeit des Umbruchs auch für die deutsche Sprache in Kroatien. Es ist uns nicht bekannt, ob Vitković seine Grammatik einem Verleger angeboten hat, aber es ist trotz der würdigenden Erwähnung Vitkovićs durch Kristijanović[8] wahrscheinlich, daß das Manuskript wegen seiner (hier nicht besprochenen) sachlichen grammatischen Schwächen (eine sklavische, dem Kroatischen unangemessene Anlehnung an die lateinische Grammatik) von Verlegern abgelehnt worden war. Zu dieser Zeit sind schon andere kroatische Grammatiken herausgebracht worden, so daß Vitkovićs Grammatik mit ihnen nicht hätte konkurrieren können. Trotzdem aber ist sie eine wichtige Quelle für die deutsche Sprache im 18. Jahrhundert und für die Geschichte des Kajkavisch-Kroatischen.

Literatur

1. Kroatische Grammatiken

Blax Thaddianovich: *Svaschta pomallo illiti kratko Sloxenye immenah, i ricsih u illyrski, i nyemacski jezik...* [Von allem ein wenig oder kurze Zusammenstellung der Namen und Wörter in illyrischer und deutscher Sprache], Troppava ^{2}1766.

Mathias Antonius Relkovich: *Nova slavonska, i nimacska grammatika – Neue Slavonisch- und Deutsche Grammatik...*, Agram, gedruckt durch Anton Jandera... 1767; dritte Auflage bei Kurzböck, Wien 1789.

Josephus Matthievich: *Pomum granatum worinnen durch die in dem Löbl. Warasdiner Generalat übliche Croatische Redens-Art der wahre Kern der Deutschen Sprache expliciret wird...*, Agram 1771.

(Antun Rajsp): *Nemska Grammatika oder Anfangsgründe der Deutschen Sprachkunst. Zum Gebrauche der Croatischen Jugend, in der Landes-Sprache verfasset*, Wien 1772.

Marian Lanossovich: *Neue Einleitung zur slawonischen Sprache mit einem nützlichen Wörter- und Gesprächbuche.* Esseck 1778.

Ignaz Szent-Martony: *Einleitung zur kroatischen Sprachlehre für Teutsche*, Warasdin 1783.

Franz Kornig: *Kroatische Sprachlehre oder Anweisung für Deutsche, die kroatische Sprache in kurzer Zeit gründlich zu erlernen...*, Agram 1795.

Joso Voltiggi: *Ricsoslovnik (vocabolario – Wörterbuch) Illiricskoga, italianskoga i nimacskoga jezika s'jednom pridpostavljenom grammatikom illi pismenstvom*: sve ovo sabrano i sloxeno od Jose Voltiggi Istrianina [Wörterbuch der illyrischen, italienischen und deutschen Sprache mit einer vorangestellten Grammatik, gesammelt und zusammengestellt von Joso Voltiggi aus Istrien]. U Becsu (Vienna) 1803.

Ignaz Kriztianovich: *Grammatik der Kroatischen Mundart...*, Agram... 1837.

[8] Kristijanović hat außerdem aus Vitkovićs Grammatik ganze Abschnitte wörtlich übernommen.

2. Andere Werke

Joh. Christoph Adelung: *Umständliches Lehrgebäude der Deutschen Sprache...*, Bd. 1 und 2, Leipzig 1782.

Johann Christoph Gottsched: *Vollständigere und Neuerläuterte deutsche Sprachkunst...*, Wien 1775.

J. und W. Grimm: *Deutsches Wörterbuch*, Berlin 1854 - 1960.

Radoslav Katičić: *'Slovenski' i 'Hrvatski' kao zamjenjivi nazivi jezika hrvatske književnosti*, »Jezik« 36, Nr. 4, Zagreb 1989. ('Slovenski' und 'Hrvatski' als austauschbare Namen der kroatischen Literatursprache).

Österreichisches Wörterbuch, Wien ^{37}1994.

Hermann Paul: *Deutsche Grammatik*, Bd. 1-5, Halle ^{5}1958-59.

Hermann Paul: *Deutsches Wörterbuch*, Tübingen ^{9}1992.

Zagreber Germanistische Beiträge 4(1995), 97–114

KROATISCHE EINFLÜSSE IM ESSEKERISCHEN

Velimir PETROVIĆ
(Universität Osijek)

Zusammenfassung

Gegenstand dieses Beitrags sind kroatische Einflüsse im Essekerischen – einer Mischsprache, die aus mehreren deutschen Mundarten und dem österreichischen Umgangsdeutsch unter mehr oder weniger intensiver Beteiligung des Kroatischen, Serbischen und Ungarischen in Osijek hervorgegangen ist. Analysiert werden lexikalische, semantische und syntaktische kroatische Einflüsse, die insgesamt einen wesentlichen Beitrag zur Gestaltung dieses faszinierenden sprachlichen Konglomerats geleistet haben.

1. Die von Lujo Plein in seinen *Gesammelten Gesprächen aus Gassen der Osijeker Peripherie*[1] festgehaltene essekerische[2] Mundart der 30er Jahre unseres Jahrhunderts läßt auf eine germanische Ausstrahlung der Stadt Osijek schließen. Zu jener Zeit war Kroatisch schon jahrelang Unterrichtssprache, während Deutsch in den damaligen kroatischen Schulen nur noch als Fremdsprache gelehrt wurde. Die für die deutsche Sprache ungünstige Bildungspolitik Kroatiens schien jedoch das Schicksal der essekerischen Mundart nicht wesentlich zu beeinflussen, denn diese exotische Mischsprache lebte in Osijek weiter, und sie würde wahrscheinlich auch heute als Verständigungsmittel eines Teils der Osijeker Bevölkerung fungieren, wenn es den Zweiten Weltkrieg und dessen die jugoslawischen Volksdeutscher hart treffende Folgen nicht gegeben hätte. Die daraus hervorgegangenen schwerwiegenden Veränderungen der nationalen Struktur der Osijeker Bevölkerung sowie eine jahrzehntelange feindliche Gesinnung gegen Deutsche haben dazu geführt, daß diese äußerst interessante Stadtsprache in absehbarer Zeit völlig aussterben wird, zumal die sprachliche Kompetenz

[1] So der Untertitel seines in der Zeitspanne 1929 – 1938 in fünf schmalen Heften erschienenen Werkes *Die essekerische Sprechart*, das die Lebenskunst des Osijeker Proletariats der 30er Jahre unseres Jahrhunderts widerspiegelt.

[2] Näheres zum Essekerischen vgl. Petrović 1994a und 1994b sowie Žepić 1995.

der des Idioms mächtigen Osijeker in der Regel sehr bescheiden ist, weil der natürliche Kontakt zu der Sprache schon lange verlorengegangen ist.

Da die Mundart nur noch von alten Menschen, nicht aber von ihren Kindern und Kindeskindern gesprochen wird, bestehen keine Voraussetzungen mehr für ihren normalen alltäglichen Gebrauch in der Familie. Die sprachliche Kompetenz der Essekerischsprechenden ist trotz ihrem bescheidenen Ausmaß wertvoll, denn sie ermöglicht uns einen Vergleich des heutigen Zustands des Essekerischen mit dem aus Pleins Korpus hervorgehenden. Schon ein oberflächlicher Einblick in ein neues in den Jahren 1994 und 1995 gesammeltes Korpus und dessen teilweiser Vergleich mit Pleins Texten lassen die Schlußfolgerung zu, Plein habe sich nicht geirrt in seiner Behauptung, das Essekerische sei ein einzigartiger Fall von Sprachentartung. Diese Tatsache ließe sich vielleicht mit Hilfe folgender Gegebenheiten rechtfertigen: Während der österreichischen (und ungarischen) Herrschaft, als die deutsche Sprache wegen der nationalen Zusammensetzung der Osijeker Bevölkerung und der politischen Lage im allgemeinen sehr stark vertreten war, wurde sie zwangsläufig auch von Angehörigen anderer Nationalitäten gebraucht, wobei unter dem Einfluß der jeweiligen Muttersprache, vor allem der kroatischen, serbischen und ungarischen, Interferenzfehler als Folge einer mangelhaften Beherrschung des Deutschen gemacht wurden. Verstöße gegen die Norm beim Gebrauch der österreichischen Umgangssprache machten auch Sprecher mehrerer in Osijek vertretener deutscher Mundarten, unter denen anscheinend das Schwäbische und Bairisch-Österreichische die Spitzenposition einnahmen. Die Folge dessen ist die von Plein festgehaltene essekerische Sprechart.

1.1. Auf die Veröffentlichung des 1. Heftes der »Essekerischen Sprechart« reagierte der kroatische Schriftsteller Ante Kovač in dem Zagreber satirischen Blatt »Koprive« (»Brennesseln«) vom 29. Juli 1929 wie folgt:

> In Osijek wird solcherlei Deutsch gesprochen, das die Philologen in Verwirrung bringen und sie in die Enge treiben muß. Die Osijeker sind ja Virtuosen in bis zum Unmöglichen reichender Zersetzung und Entartung der Wörter ihrer eigenen Sprache. Das scheint uns dann eine Spöttelei zu sein, ist es aber in Wirklichkeit nicht, denn so wird dort in allem Ernst geredet, und die Leute sind stolz auf ihre Redeweise [...], denn das Essekerische ist was zum Küssen: Perle an Perle, Verwechslung der Kasus, Verstöße gegen die Grammatik, zum Sterben amüsant. Alles in allem: etwas Einmaliges [...]. Ich wette den Kopf, daß sich unsere Deutschlehrer nicht in diesem Wunder zurechtfinden würden. Es gibt darin unsere und ungarische Ausdrücke. Da dies nun mal so ist, bleiben dir keine Klimmzüge erspart in dieser jugoslawischen Stadt. Die Osijeker Spaßvögel werden sich aus dir einen Narren machen.

1.2. Die Gründe, warum bisher nicht versucht wurde, die essekerische Mundart zu beschreiben, sind weder in der Tatsache zu suchen, daß sie als Sprache des Osijeker Proletariats mit Geringschätzung betrachtet wurde, noch in der für das Deutsche ungünstigen Ausbildungspolitik in den Ländern Ex-Jugoslawiens vor und besonders nach dem Zweiten Weltkrieg, sondern in einer

stark ausgeprägten Willkürlichkeit ihrer Realisierung sowie in der nicht abgeschlossenen Normierung dieses Sprachgebrauchs, was durch abrupte Aufhebung der Voraussetzungen für eine natürliche Entwicklung und ein erfolgreiches Fortbestehen dieses faszinierenden sprachlichen Konglomerats verursacht wurde. Heutzutage, da die Mundart fast ausgestorben ist, drängt sich die Notwendigkeit auf, diese Mischsprache wissenschaftlichen Kreisen vorzustellen, nicht damit etwas für ihre Belebung getan wird, sondern um ihr auf diese Weise einen gebührenden Platz innerhalb der zahlreichen Familie der deutschen Mundarten zu sichern. In diesem Beitrag wird auf einige lexikalische, semantische und syntaktische Merkmale hingewiesen, deren Anwesenheit auf den Einfluß des Kroatischen zurückzuführen ist.[3]

2. Ein erfolgreiches Neben- und Miteinander von unterschiedlichen Nationalitäten und Kulturen in Osijek hat ein ebenso erfolgreiches Miteinander mehrerer Sprachen – der kroatischen, serbischen, deutschen, ungarischen ... –, auf einem so kleinen Stadtraum begünstigt. Vom Beginn des 18. bis fast zur Hälfte des 20. Jahrhunderts war ein Großteil der Osijeker zwei- oder sogar dreisprachig. War der Sprecher nicht imstande, die Sprachsysteme, deren er sich bediente, auseinanderzuhalten – solche gab es allem Anschein nach in der Mehrzahl der Fälle –, so kam es zu Interferenzerscheinungen, zu Verstößen gegen die Norm einer Sprache unter dem Einfluß einer anderen.[4] Dies führte mit der Zeit zu einer so intensiven Sprachmischung, daß sie in etwas übertriebenem Intensitätsgrad in den regelmäßig erscheinenden Zeitungsbeiträgen *Ulična prisluškivanja 'fetera' Franje* (*Vetter Franzens Gassenbelauschung*) und *Eskeriše kšihtn* (*Essekerische Geschichten*) als erfolgreiches, bei den Lesern viel Sympathie hervorrufendes Belustigungsmittel benutzt wurde, zumal darin aktuelle Ereignisse zum Gesprächsthema gewählt wurden. Hier ein Beispiel aus dem Jahr 1940:

> – Astan, libi komšinice, fia unzari hundike is kuman ta crni petak.

[3] Die Spuren des Kroatischen im Essekerischen sind kaum zu trennen von den Spuren des Serbischen, das – so Wilma von Vukelich – besonders in der Unterstadt (einem der vier Stadtteile Osijeks) stark vertreten war. Zur Zeit der Veröffentlichung der »Essekerischen Sprechart« wurden beide Sprachen offiziell »Serbokroatisch« genannt. Kroatische und serbische Elemente in der essekerischen Mundart sind Körnchen eines exotischen Konglomerats »aus dem vom Wiener Handwerker noch zuzeiten Maria Theresiens und des seligen Kaiser Joseph importierten Hernalser Deutsch und den württembergisch-hessischen Elementen des schwäbischen Bauern. Dazu das vom Musikfeldwebel der 78er hierher verpflanzte Böhmische, zahlreiche Jargonausdrücke, die dem Wortschatz des jüdischen Hausierers entstammten, das Rotwelsch der Landstreicher und Wanderburschen, die ihren Weg über Budapest, Prag und München nahmen, der serbische Einschlag der Unterstädter autochthonen Bevölkerung, das verdorbene Beamtendeutsch und -kroatisch der nahen Militärgrenze, der schlechte Stil der deutschen Lokalblätter und das falsche Bühnenpathos der zugewanderten Theatertruppen aus Olmütz und Preßburg.« (*Spuren der Vergangenheit*, S. 95)

[4] Zu den Interferenzproblemen zwischen dem Deutschen und den Sprachen der südosteuropäischen Länder vgl. Gehl 1994:31-78.

– Jo, jo, hat vos sogns ten af tes. Jecat mistat ih fia majnam Šipsi coltovati fiahundatfuhcig dinčike takse. Astan, visns, ih hop šun a gonci ciganska godina net ksegn, vi soufil piljaka tut aussaugn. Majn Šipsi is tes šensti hundl, tea vos hot za fotera anan buldog und anan dakl.

– Oba vos is ia Šipsi gega majnam Floki, tea vos kon af anam haksn mohn piti-piti. Astan, tes is tea kšajtasti hund in ta goncn varoš. Majn Gavro kon ibahaupst net ken brez mog Flokike na šikrovanje. Von sih majn Gavro tut onšvasn, tas ea tut zaboraviti vu is sajni ulica, ta Floki tut im gonc halanih odvesti kući. Und ton, von sih majn Gavro tut s nekim pobaštrati, taki tut sih umiješati a ta Floki und ton teško onom, tea vos hot afamol posla mit ta šlapnmašin fun majnam Gavro und mit ti cent fun majnam Floki. Oba jecat vas ih a net, vos ih vea mohn. Visns, in unzara štod hot zavladati a velika žalost vega ti hundike. Oli lajt, ti vos sajn štia sou vi ti puške, ti vean misn losn ubiti iri hundike, vajl si net kenan plehovati ti najgi takse [...].[5]

Ulična prisluškivanja 'fetera' Franje. »Hrvatski list«, 5. 5. 1940.

2.1. Wenn zwei oder mehr Sprachen in einer und derselben Umgebung existieren, ist die gegenseitige Beeinflussung auf mehreren Ebenen eine natürliche Folge. Welche Sprache dabei mehr als Geber und welche mehr als Nehmer zum Ausdruck kommen wird, das hängt von einigen Faktoren ab wie von dem Beherrschungsgrad derselben, dem Entwicklungszustand sowie von ihrem Status in der Gesellschaft, davon also, welche von denen Amtssprache ist und welche lediglich als Mittel zur mündlichen Verständigung fungiert. Was den Status der kroatischen Sprache innerhalb Österreichs bzw. der k. u. k. Monarchie betrifft, so variierte er entsprechend der politischen Lage der kroatischen Nation. Als Sprache eines Teils der autochthonen Bevölkerung wurde Kroatisch bis zu einem gewissen Grade auch von Angehörigen anderer ethnischen Gruppen als Kommunikationsmittel benutzt. So fungierte es im bestehenden Sprachkontakt bald als Geber bald als Nehmer. Seine Beeinflussung des Osijeker Deutsch hat in mehreren Segmenten Spuren hinterlassen: in der lexikalischen und semantischen Entlehnung, der syntaktischen Valenz mancher Verben und Substantive sowie in der Satzstruktur und

[5] – Alsdann, liebe Nachbarin, für unsere Hunde ist ein schwarzer Tag gekommen.

– Ja, ja. Na, was sagen Sie denn dazu: Jetzt müßte ich für meinen Schipsi vierhundertfünfzig Dinar Steuern zahlen. Also, wissen Sie, ich hab schon ein ganzes schweres Jahr nicht gesehen, wie soviel Geld ausschauen tut. Mein Schipsi ist der schönste Hund, der einen Bulldog und einen Dackel zum Vater hat.

– Aber was ist Ihr Schipsi gegen meinen Flocki, der auf einem Bein bitte-bitte machen kann. Also, das ist der gescheiteste Hund in der ganzen Stadt. Mein Gavro kann überhaupt nicht ohne meinen Flocki saufen gehen. Wenn sich mein Gavro besoffen hat, daß er vergißt, wo seine Straße ist, führt ihn der Flocki ganz allein nach Hause. Und wenn mein Gavro anfängt, sich mit jemandem zu schlagen, mischt sich auch der Flocki gleich ein, und weh dann dem, der auf einmal zu tun hat mit der Prügelmaschine von meinem Gavro und mit den Zähnen von meinem Flocki. Aber jetzt weiß ich nicht, was ich machen werde. Wissen Sie, in unserer Stadt herrscht eine große Trauer wegen der Hunde. Alle Leute, die arm wie eine Kirchenmaus sind, werden ihre Hunde töten lassen, weil sie die neuen Steuern nicht zahlen können...

SVEUČILIŠTE U ZAGREBU
KNJIŽNICA
FILOZOFSKOG FAKULTETA
IVANA LUČIĆA 3

dem phonologischen System. Während die lexikalische Entlehnung mehr oder weniger als okkasionelle Erscheinung aufzufassen ist, sind die übrigen Änderungen von etwas tiefer greifenden Auswirkungen gekennzeichnet. Im folgenden wird dargelegt, wie die sprachliche Entlehnung Kroatisch – Essekerisch realisiert wird und welche syntaktischen Änderungen zu belegen sind. Die phonologische Beeinflussung des Essekerischen durch das Kroatische verlangt – da die Problematik komplex ist – eine Sonderstudie.

2.1.1. ***Lexikalische Entlehnungen***

Bei der lexikalischen Entlehnung kommt es zur Übernahme lexikalischer Einheiten aus dem Kroatischen für diejenigen Inhalte, für die dem Essekerischsprechenden im Prozeß der sprachlichen Kommunikation ein deutsches Wort fehlt, sei es, daß es im Deutschen nicht existiert, sei es, daß der Sprecher es, wenn es auch existiert, nicht gebraucht, weil sich ihm ein entsprechendes kroatisches Wort als erstes aufgedrängt hat. Die lexikalische Entlehnung ist in dreierlei Arten zu belegen.

2.1.1.1. Das entlehnte Element fungiert als Fremdwort. Der Sprecher verleiht ihm keinerlei Merkmale der Gastsprache.

(1) Liba Jakob, trink tu tajni šprica tajn goncas leibn, vifil vilst, ti hom tih *spasit.*[6] (Groushendla)
(Liber Jakob, trink deine Spritzer dein ganzes Leben lang, wieviel du willst, die haben dich gerettet.)

(1a) Dragi Jakove, pij ti tvoje špricere cijelog svog života koliko hoćeš, oni su te spasili.

(2) Af rihtige Reisa[7] veama *jašiti.* (Sprechart II:6)
(Auf richtigen Rössern werden wir reiten.)

(2a) Na pravim konjima ćemo jašiti.

(3) Ton hoda ksokt: »*Kidaj* aus majna Veakštod!« (Sprechart II:9)
(Dann hat er gesagt: »Verschwinde aus meiner Werkstatt!«)

(3a) Onda on reče: »Kidaj iz moje radionice!«

(4) Vu is ti *lopta*? (Sprechart II:17)
(Wo ist der Ball?)

(4a) Gdje je lopta?

(5) In Mitrovica in Harest voarih cva Joa. Gonc *ni kriv ni dužan* pinita koukt. (Sprechart II:28)
(In Mitrovica, in Arrest war ich zwei Jahre. Völlig schuldlos habe ich dort abgesessen.)

[6] Im Falle einer schriftlichen Botschaft benutzten die Essekerischsprechenden das kroatische Alphabet und hielten sich dabei an die kroatische Rechtschreibung. Daher z.B. die Kleinschreibung der meisten Substantive.

[7] Plein praktizierte die Großschreibung der Substantive, um dem Leser das Verständnis seiner Texte zu erleichtern.

(5a) U Mitrovici, u zatvoru sam bio dvije godine. Posve ni kriv ni dužan sam odležao tamo.
(6) Sogta ma: »Inan, Mariči, *i nikog drugog*.« (Sprechart III:5)
(Sagt er zu mir: »Sie Marischka, und keine andere.«)
(6a) Kaže on meni: »Vas, Mariška, i nikog drugog.«
(7) Ti Rouzi hot krot ten Tah onknet fian Houhcajtštrudl, krigt gušta aften Geld unt moht *kobajagi*, tasi niks ksegn hot, vu te oldi »Kronosta« as faštekt. (Sprechart II:8)
(Die Rosi hat gerade den Teig angeknetet für den Hochzeitstrudel, kriegt Lust auf das Geld, tut aber, als hätte sie nicht gesehen, wo die Alte es versteckt.)
(7a) Rozi je baš bila zamijesila tijesto za svadbenu štrudlu, prohtje joj se taj novac, ali se pravi da kobajagi nije vidjela kamo ga stara skriva.
(8) Hat is si farekt? – *A vraga*, te is šnua-štroks afta Policaj kongan. (Sprechart II:8)
(Ist sie denn verreckt? – Aber nein, die ist schnurstracks auf die Polizei gegangen.)
(8a) Pa je li krepala? – A vraga, otišla je ravno na policiju.

2.1.1.1.1. In manchen Fällen bildet das entlehnte kroatische Element mit einem deutschen Element eine hybride lexikalische Einheit.
(9) Tas esekeriš net *makar vos* is, tes vea ih ajh klajh bevajzn. (Retungsšproh)
(Daß das Essekerische nicht irgend etwas Unbedeutendes ist, das werde ich euch gleich beweisen.)
(9a) Da esekerski nije *makar što*, to ću vam odmah dokazati.
(10) Amol ... am Hajlign-Obnt ... kumta *šike via majka*... (Sprechart II:12)
(Einmal ... am Heiligen Abend ... kommt er stockbesoffen ...)
(10a) Jednom ... na Badnje veče dođe on *pijan ko majka* ...
(11) Šauc, dečki, te *tun sich narivavati*, vela Klub a beisari momčad hot. (Sprechart II:19)
(11a) (Seht, Jungs, die streiten sich, welcher Club eine bessere Mannschaft hat.)
(11a) Gle'te, dečki, ovi *se narivavaju* (»natežu«), koji klub ima bolju momčad

2.1.1.1.2. Schimpfwörtert und Flüche werden orginalgetreu realisiert.
(12) Vos kravaliac ten ia *dangube*? Kenc net a pisl voatn? (Sprechart II:27)
(Warum macht ihr denn Krawall, ihr Nichtstuer? Könnt ihr nicht ein bißchen warten?)
(12a) Što drečite, *dangube*? Ne možete li malo pričekati?
(13) Tu *mrcina*, tu elendige! (Sprechart V:6)
(Du Aas, du Elendige!)
(13a) Ti *mrcino*, ti bijednice!
(14) *Sveca ti očinskog*, ven ih tih taviš, hau ih ta ole Pana com. (Sprechart V:13)

(Dir den väterlichen Heiligen, wenn ich dich erwische, haue ich dir alle Knochen zusammen.)
(14a) *Sveca ti očinskog*, ako te uhvatim, polomit ću ti sve kosti.
(15) Šnoahc nua, šnoahc ia Lakln, *mater vam vašu fakinsku*. (Sprechart II:25)
(Schnarcht nur, schnarcht ihr Lackel, euch euere Strolchenmutter.
(15a) Hrčite samo, hrčite, blente, *mater vam vašu fakinsku*.
(16) Ha, vu kumt tea tacu, taza mia Šusta sogt, *jebo ga otac*. (Sprechart II:9)
(Ha, wie kommt der dazu, mir »Schuster« zu sagen, sein Vater soll ihn ficken.)
(16a) Što mu pada na pamet da mi kaže »šuster«, *jebo ga otac*.
(17) Tes is net voa. – Vos iz net voa, tu *mula*? (Sprechart II:14)
(Das ist nicht wahr. – Was ist nicht wahr, du Maultier?)
(17a) To nije istina. – Što nije istina, *mulo* jedna?

2.1.1.2. Der Sprecher paßt die entlehnte lexikalische Einheit dem System der Gastsprache an. So bildet er vom Verb *peglati* (»bügeln«) das Partizip II *kpeglt*, von *pratiti* (»begleiten«) *kpratit*; aus den Substantiven *dud* (»Maulbeerbaum«) und *pam* (»Baum«) bildet er das hybride Kompositum *dudapam* (»Maulbeerbaum«, kroatisch »dud«). Den Substantiven *obješenjak* (»Galgenvogel«) und *papuča* (»Pantoffel«) fügt er im Plural die Endung *-n* hinzu: *obješenjakn, papučn*. Vom Substantiv *nogomet* (»Fußballspiel«) wird das im Kroatischen nicht existierende Verb *nogometati* (»Fußball spielen«) abgeleitet, das dann in Verbindung mit dem Hilfsverb *tun* (*nogometat tun*) als Konkurrenz zu *nogomet špiln* gebraucht wird. Zu dem Pronomen *se* bei *zagrliti se* (»sich umarmen«) wird die essekerische Entsprechung *sih* (»sich«) gebraucht: *sih zagrliti*. Dieses Element kommt aber manchmal als Interferenzfehler bei entlehnten Verben vor, die im Kroatischen ohne das Reflexivum *se* gebraucht werden, z.B. *sih ratovati* statt nur *ratovati*. Das Hinzufügen von *sih* ist wahrscheinlich unter dem Einfluß des standardsprachlichen Verbs *sich bekriegen* geschehen.
(18) Ti muta hot krod *kpeglt* unt hot het ti jega onkšaut, oba hot ksokt: »No kud, oba plajpt net cu long.« (Vunč)
(Die Mutter hat gerade gebügelt, und sie hat die Jäger nicht angeschaut, aber sie hat gesagt: »Na gut, aber bleibt nicht zu lange!«)
(18a) Majka je upravo glačala i nije ni pogledala lovce, ali je rekla: »Pa dobro, ali nemojte ostati predugo!«
(19) Ea hot mih *kpratit*. (Interview)
(Er hat mich begleitet.)
(19a) On me pratio.
(20) Hauptsohn, ea galantiat unt *častiat*. (Sprechart II:27)
(Hauptsache, er galantiert und hält frei.)
(20a) Glavno je da se on galantira i da časti.
(21) Hajde, Gigane, krapl rauf am *Dudapam*. (Sprechart II:16)
(Los, Gigan, klettere auf den Maulbeerbaum.)
(21a) Hajde, Gigane, popni se na dud.

(22) Joj, joj, majn šena Muškatltoupf is hin. Voats *obešenjakn*, ih moh ajh ti ripm vah, pizi ajh taviš. (Sprechart II:14)
(O weh, o weh! Mein schöner Geranientopf ist hin. Wartet, ihr Lausbuben, ich mache euch die Rippen weich, wenn ich euch erwische.)
(22a) Joj, joj! Ode moja lijepa muškatla. Čekajte, obješenjaci, rebra ću vam polomiti, dok vas samo uhvatim.
(23) Jecat vea ihs ajh sogn, vima tut a *Papučn* veafn. (Sprechart III:8)
(Jetzt werde ich euch sagen, wie man auch die Pantoffeln wirft.)
(23a) Sad ću vam reći kako se i papuče bacaju.
(24) Sikst a sou vea ma *sih zagrliti*. (Sprechart II:6)
(Sieh mal, so werden wir uns umarmen.)
(24a) Vidi, ovako ćemo se zagrliti.
(25) Zua ma, am Žabnjak vea ma *sih ratovati*. (Sprechart II:15)
(Fliehn wir! Am Žabnjak [»Froschteich«] werden wir uns bekriegen.)
(25a) Bježimo! Na Žabnjaku ćemo ratovati.
(26) Gagans net, pasns liba auf af inaran Pongat; vos kumta in unsa polje rajn, vuma *sih tun nogometat*? (Sprechart II:18)
(Gackern Sie nicht, passen Sie lieber auf Ihren Bankert auf; warum kommt er in unser Feld rein, wenn wir Fußball spielen?)
(26a) Ne grakćite nego pazite na svoje kopile; što ulazi u naše polje kad igramo nogomet!

2.1.1.2.1. Aus dem kroatischen Wort *gaće* (»[Unter]hose«) und dem deutschen *Hose* wird im Osijeker Deutsch die hybride Bildung *gaćahouzn* als verdeutlichendes Kompositum gebraucht.

(27) Pringans ma fun ina Mon s *Gačahouzn*, to veari im traj fašidani Knipf ims Pandl mohn. Ton sula ken, makar cuda remlatigasti Šari, to kenans siha sajn, te jaugt im polt cum Tajfl. (Sprechart III:7)
(Bringen Sie mir die Hose Ihres Mannes, dann werde ich ihm drei Knöpfe [»Knoten«] ins Bandel machen. Mag er dann auch zu der geilsten Liebhaberin gehen, Sie können doch sicher sein, die jagt ihn bald zum Teufel.)
(27a) Donesite mi gaće vašeg muža, pa ću mu napraviti tri čvora na gaćniku. Ako onda ode i najuspaljenijoj ljubavnici, možete biti sigurni da će ga ta uskoro otjerati k vragu.

2.1.1.3. Der Sprecher übersetzt wortwörtlich die entlehnte lexikalische Einheit.
(28) Ti lebnsmitl hom ti oficiasfrauen ibaknuman, unt ti ofician *hom sih kmoht*, ols ob si niks visn dafon. (Curehtfinda)
(Die Lebensmittel haben die Offiziersfauen übernommen, und die Offiziere haben getan, als ob sie nichts davon wüßten.)
(28a) Živežne namirnice su preuzimale oficirske žene, a oficiri *su se pravili* da o tome ne znaju ništa.
(29) Vi ih nohm krih curik pin, *hop mih onkštelt* paj a ondari firma. (Beruigung)
(Als ich nach dem Krieg zurückgekommen war, wurde ich bei einer anderen Firma angestellt.)

(29a) Kad sam se vratio poslije rata, *zaposlio sam se* kod jedne druge firme.
(30) Tizas jegagezec is *fun ima* unt vead ima plajbn. (Hilfsjega)
(Dieses Jägergesetz existiert seit je und wird ewig bleiben.)
(30a) Taj lovački zakon postoji *oduvijek*, a i ostat će zauvijek.
(31) Unc eseka homsi onfongn cu ausrotn šun *fun 1918*, unt fun 1945 pis 1948 homsi gelungn pold mit 90 procent. (Retungsšproh)
(Sie haben schon 1918 angefangen, uns Esseker auszurotten, und von 1945 bis 1948 ist dies ihnen fast mit 90 Prozent gelungen.)
(31a) Nas Eskere počeli su istrebljivati *od 1918.*, a od 1945. do 1948. su uspjeli skoro 90 posto.
(32) Filajht *fia hundat joa* veadn si unc oli eseka ausrotn, oba esekeriša dialekt vead plajbn venihstnc aufm papia. (Retungsšproh)
(In hundert Jahren werden sie vielleicht uns Esseker alle ausrotten, aber die essekerische Mundart wird wenigstens auf dem Papier bleiben.)
(32a) Možda će za sto godina sve nas Esekere istrijebiti, ali esekersko narječje će ostati, barem na papiru.
(33) *Af ana muzikštund* hot ta profesa ksogt, tas oli, vos a instrument špiln, ti hond hebm suln. (Muzika)
(In einer Musikstunde hat der Lehrer gesagt, daß alle, die ein Instrument spielen, die Hand heben sollen.)
(33a) *Na satu muzike* reče profesor da dignu ruku svi koji sviraju neki instrument.
(34) Besikt hom im oli *auf poen'n*, oba ni hot im nimond nokautiat. (Broko)
(Besiegt haben ihn alle nach Punkten, aber nie hat ihn jemand niedergeschlagen.
(34a) Svi su ga pobjeđivali *na poene*, ali ga nikada nitko nije nokautirao.
(35) Ti jungi lajt hom khajrot, kinda krikt, kvount *vi untamita*. (Retungsšproh)
(Die jungen Leute haben geheiratet, Kinder bekommen, als Untermieter gewohnt.)
(35a) Mladi su se uzeli, dobili djecu, stanovali *kao podstanari*.
(36) *Vi sajn tajni* caus? (Ibalegung)
(Wie geht es den Deinen zu Hause?)
(36a) *Kako su tvoji* kod kuće?

2.1.1.3.1. Manche Glied-für-Glied-Übersetzungen sind Phraseologismen. Ihre Entsprechungen in der deutschen Standardsprache sind entweder freie Wortverbindungen oder aus anderen lexikalischen Elementen bestehende Phraseologismen.
(37) Klaums, *ih hop farukti Švaml kfreisn*? (Sprechart III:20)
(Glauben Sie, ich habe Tinte gesoffen?)
(37a) Mislite, *jela sam ludih gljiva*?
(38) Teško si ga, *vem te am Con hot*. (Sprechart III:20)
(Weh dem, den der auf dem Kieker hat.)
(38a) Teško onom *koga taj ima na zubu*.

(39) Jo, *tu* mit tajnan evign moralien *vokst ma* šun *pam Nopl raus.* (Sprechart V:13)
(Mit deinen ewigen Moralpredigten gehst du mir schon auf den Wecker.)
(39a) E, *izrast ćeš mi na pupak* s tvojim vječnim moraliziranjem.
(40) *Tu nemst* olas lajht auf. (Sprechart V:12)
(Du nimmst alles auf die leichte Schulter.)
(40a) *Ti sve uzimaš olako.*

2.1.2. *Semantische Entlehnungen*

Semantische Entlehnung entsteht, wenn der Sprecher eine lexikalische Einheit der Gastsprache um eine neue Bedeutung(svariante) der in der Herkunftssprache als semantisch umfangreicher fungierenden Entsprechung bereichert. So wird das essekerische *cimlih* (»ziemlich«) um die Bedeutung 'eine beträchtliche Zahl' des mehrdeutigen kroatischen *prilično* (»ziemlich«, »eine beträchtliche Zahl«) erweitert, so daß *cimlih* und *prilično* als echte Äquivalente fungieren. Vom kroatischen Subjunktor *dok*, der die Bedeutungen der deutschen Subjunktoren *während, solange* und *bis* realisieren kann, hat das essekerische *pis* (»bis«) die Bedeutung 'Gleichzeitigkeit und gleiche Dauer des Haupt- und Nebensatzgeschehens' entlehnt. Demzufolge realisiert das essekerische *pis* die Bedeutungen der standardsprachlichen Subjunktoren *bis* und *solange.* Ebenso verleiht der Essekerischsprechende dem Subjunktor *von* (»wenn«) die Bedeutung 'einmaliges vergangenheitsbezogenes Geschehen', wodurch eine totale Äquivalenz zwischen den Subjuktoren *von* (»wenn«) im Essekerischen und *kad* im Kroatischen erreicht wird.

(41) In tem jecign krih sajn a *cimlih* eseka umkuman. (Retungsšproh)
(In dem jetzigen Krieg sind auch ziemlich viele Esseker umgekommen.)
(41a) I u sadašnjem ratu je *prilično* Osječana izgubilo život.
(42) *Pis* si šrajn kon, is ira niks. (Broko)
(Solange sie schreien kann, ist ihr nichts.)
(42a) *Dok* može vikati, nije joj ništa.
(43) *Von* ta Broko jung voa, ton voara a kuda gimnastika unt ibahaupt a kuda športla. (Broko)
(Als Broko jung war, war er ein guter Gymnastiker und überhaupt ein guter Sportler.)
(43a) *Kad* je Broko bio mlad, bio je dobar gimnastičar i općenito dobar sportaš.

2.1.2.1. Unter dem Einfluß des Kroatischen wird das Element *vos* (»was«) in der Funktion von *tas* (»daß«) gebraucht, die das standardsprachliche *was* nicht ausübt.

(44) Ih pin sea štolc tarauf, *vos* ih sou a grousn jega kent hop. (Vunč)
(Ich bin sehr stolz darauf, daß ich einen so großen Jäger gekannt habe.)
(44a) Veoma se ponosim time *što* sam poznavao tako velikog lovca.

2.1.2.2. Dem kroatischen Subjunktor *kako* in Sätzen, die als Ergänzung zu den *verba dicendi* fungieren, entspricht der Subjunktor *daß* in der deutschen Standardsprache, während im Essekerischen außer *tas* (»daß«) auch *vi* (»wie«) als Entsprechung vorkommt.

(45) Amol am sundkobnt is ti Mariška caus kuman unt hot ta milostiva ksokt, *vi* si a frajndin aus iram duaf ktroufn hot. (Onziht)
(Enimal, an einem Sonntagabend ist Marischka nach Hause gekommen und hat der Gnädigen gesagt, daß sie eine Freundin aus ihrem Dorf getroffen hat.)
(45a) Jednom, jedne nedjeljne večeri dođe Mariška kući i reče milostivi *kako* je srela neku prijateljicu iz svog sela.

2.2. Änderungen der syntaktischen Valenz

Daß Änderungen der syntaktischen Valenz keine okkasionelle Erscheinung sind, läßt sich an vielen sich häufig wiederholenden Belegen beweisen, wo die Valenz mancher Verben und deverbalen Substantive von der Valenz deren standardsprachlicher Entsprechungen konstant abweicht. Zu belegen sind sie überall, besonders aber innerhalb der Präpositivergänzung, die meist eine wörtliche Übersetzung aus dem Kroatischen ist. So entspricht beispielsweise dem kroatischen *od* (»von«) in *strah od psa* das essekerische *fun* (»von«): *onkst fun hunt* (statt *fua(r): onkst fuar tem hunt* »Angst vor dem Hund«). In manchen Fällen wird statt der Präpositiv- die Akkusativergänzung realisiert, was wiederum eine strukturelle Überlappung mit dem kroatischen Konstrukt ist, z.B. *voat mih* (»warte mich«) für *čekaj me* und nicht *voat af mih* (»warte auf mich«).

(46) Vos, viaklih? Ti umfašemti amerikana, ti traun sih, *fia unzaran libn got sogn*, tasa a »gad« is! (Ibalegung)
(Was, wirklich? Die unverschämten Amerikaner, die trauen sich, von unserem lieben Gott zu sagen, daß er ein »gad« [»Schuft«] ist!)
(46a) Što, stvarno? Ti bestidni Amerikanci se usuđuju *reći za našeg dragog Boga* da je »gad«!
(47) Si *štrajt fun onkst* unt net vegn eatrinkn. (Broko)
(Sie schreit vor Angst und nicht wegen des Ertrinkens.)
(47a) Ona *viče od straha*, a ne zbog utapanja.
(48) Ih vea *tih* to *voatn*. (Ta fajni kavanski gost)
(Ich werde da *auf dich warten.*)
(48a) *Čekat ću te* tu.
(49) Vast, majn olaeltesti, ta Jouzef, *voa* haja cu Ostern to *im pezuh*. (Ibalegung)
(Weißt du, mein ältester, der Joseph, war heuer zu Ostern da zu Besuch.)
(49a) Znaš, moj najstariji, Joseph, bio je ove godine za Uskrs ovdje *u posjeti.*
(50) Unt vos sogns *auf teis*, vi ti sudbina okrutna is? (Ta oami tajfl)

(Und was sagen Sie dazu, wie grausam das Schicksal ist?)
(50a) I što *kažete na to* kako je okrutna sudbina?
(51) Unt sou hoda a *onkst fun vosa* kopt! (Groushendla)
(Und so große Angst hat er vor Wasser gehabt!)
(51a) A tako ga je bilo *strah od vode*!
(52) *Fia ten gabrauh hobi* šun *keat*. (Sprechart III:5)
(Von dem Gebrauch habe ich schon gehört.)
(52a) *Za taj običaj sam* već *čula*.

2.3. Änderungen im Satz

Von den interferenzbedingten die Satzebene betreffenden Änderungen, die das Essekerische von der deutschen Standardsprache unterscheiden lassen, seien vor allem die Satzelementenfolge im Haupt- und im Nebensatz und das Einleiteelement des Nebensatzes erwähnt.

2.3.1. Die Wortfloge im Hauptsatz überlappt sich oft mit der des kroatischen Satzes, wo dies ein Verstoß gegen die Norm des Deutschen ist. Dies gilt besonders für die Position des als Hilfsverb fungierenden Modalverbs in einem im Perfekt ausgedrückten Verbalkomplex. Statt nach dem Infinitiv des Hauptverbs steht das Modalverb unmittelbar nach dem Auxiliarverb. Diese Stellung nimmt das Modalverb ein, auch wenn es als Hauptverb gebraucht wird.
(53) Ton *host misn štartat* mit a madl cva mounat (unt host cva poa šuzoln faprauht, pis a kus krikt host.) (Flug)
(Dann hast du mit einem Mädel zwei Monate starten müssen (und du hast zwei Paar Schuhsohlen verbraucht, bis du einen Kuß gekriegt hast.)
(53a) Onda *si morao startati* s curom dva mjeseca (i izlizao si dva para đonova dok nisi dobio poljubac.)
(54) Ton is ta krih kuman unt *ih hop misn* ondi front. (Beruigung)
(Dann ist der Krieg gekommen, und ich habe an die Front gemußt.)
(54a) Onda je došao rat i ja *sam morao* na front.
(55) *Ea hot kenen fil fatrogn*, unt ti seks šprica voan fia in niks. (Groushendla)
(Er hat viel vertragen können, und die sechs Spritzer waren nichts für ihn.)
(55a) On *je mogao podnijeti* mnogo, i tih šest špricera nisu bili ništa za njega.
(56) Reid net sou, af mia *host net kenan beklogn*. (Sprechart II:39)
(Rede nicht so, über mich hast du dich nicht beklagen können.)
(56a) Ne govori tako, na mene *se nisi mogao* požaliti.

2.3.1.1. Das Hilfsverb des Nebensatzes tendiert in vielen Fällen nicht dem Satzende zu, sondern nimmt die Stellung unmittelbar nach dem Subjekt ein.

(57) Oli jega hom sih ksomlt unt hom cukšaut, *vos vead pasian*. (Hilfsjega)
(Alle Jäger haben sich versammelt und sie haben zugeschaut, was passieren wird.)
(57a) Svi lovci su se sakupili i gledali, *što će se dogoditi*.
(58) Ta Ani ira mon hot jecat onkst kopt, *vos vead midim pasian*. (Retungsšproh)
(Der Mann von Anni hat jetzt Angst gehabt, was mit ihm passieren wird.)
(58a) Anin muž se sada uplašio, *što će se s njim dogoditi*.
(59) Vona hot kapiat, *vos hot im kenan pasian*, fun šreik iz a in onmoht kfoln. (Hilfsjega)
(Als er kapiert hat, was ihm hätte passieren *können*, ist er vor Schreck in Ohnmacht gefallen.)
(59a) Kad je shvatio *što mu se moglo dogoditi*, od straha je pao u nesvijest.

2.3.1.2. Die finite Form des Modalverbs steht manchmal vor statt hinter dem Hauptverb des Nebensatzes.
(60) Ma hodims baš onksen, tazas a Libasprif *mus sajn*. (Sprechart II:31)
(Man hat es ihm eben angesehen, daß es ein Liebesbrief sein muß.)
(60a) Baš mu se vidjelo po licu da to *mora biti* ljubavno pismo.

2.3.2. In mit *vi* (»wie«) eingeleitetem Nebensatz sowie im Proportionalsatz mit *je testo* (»je desto«) steht das Adjektiv nicht unmittelbar nach »je«, sondern – wie im Kroatischen – etwas weiter im Satz.
(61) Ti hajtigi jugent vaznet *vi* unc oldn *švea* voa, vonma jung voan. (Flug)
(Die heutige Jugend weiß nicht, wie schwer es wir Alten hatten, als wir jung waren.)
(61a) Današnja mladež ne zna *kako* je nama starima bilo *teško* kad smo bili mladi.
(62) Jecat is sou: *Je* vea *oama* is, testo šena trokta sih. (Pauarin)
(Jetzt ist es so: Je ärmer man ist, desto schöner kleidet man sich.)
(62a) Danas je ovako: *Što* je netko *siromašniji*, to se ljepše nosi.

2.3.3. In manchen Fällen deckt sich der essekerische Nebensatz, dessen standardsprachliches Äquivalent eine attributiv fungierende Infinitivkonstruktion ist, strukturell mit dem kroatischen Subjunktorsatz.
(63) Jec homsi mea grund kopt, *tas si efta noh Dajčlond foan*. (Retungsšproh)
(Jetzt haben sie mehr Grund gehabt, öfter nach Deutschland zu fahren.)
(63a) Sada su imali više razloga *da češće putuju u Njemačku*.
(64) Unt ton hoda a kuraž krikt, *taza frokt*, op ea ti damn caus teaf beglajtn. (Libesklogn)
(Und dann hat er Courage gekriegt, zu fragen, ob er die Damen nach Hause begleiten darf.)
(64a) A onda se okuražio *da pita*, smije li otpratiti dame kući.

2.3.4. Als Folge der Interferenz gebraucht der Essekerischsprechende auch solche Einleiteelemente des Nebensatzes, wie sie in der deutschen Standardsprache entweder nicht existieren oder andere Bedeutungen realisieren.

(65) Hajte sojn oli lajt a jedn tog šen onkcougn, *ols tas* a jedn tog sundok is unt misn si net oabajtn. (Pauarin)
(Heute sind alle Leute jeden Tag schön angezogen, als ob jeden Tag Sonntag ist und sie nicht arbeiten müssen.)

(65a) Danas su svi ljudi svakog dana lijepo obučeni *kao da* je svaki dan nedjelja i da ne moraju raditi.

(66) Sei hom fun ten šef ti gevenlihi geldsumn falonkt, unt tes *voza* selba mea keibn hot, tes voa im ti štrof fia ti huraraj. (Beruigung)
(Sie haben vom Chef die gewöhnliche Geldsumme verlangt; daß er aber selber mehr gegeben hat, das war ihm die Strafe für seine Hurerei.)

(66a) Vi ste od šefa tražili uobičajenu svotu novca, a to *što* je on sam dao više, to mu je kazna za njegov kurvanluk.

2.4. Außer den dargelegten Einflüssen des Kroatischen im Osijeker Deutsch seien hier noch einige sprachliche Erscheinungen erwähnt, die sonst in deutschen Mundarten, in der deutschen Umgangssprache, teilweise auch in der Standardsprache zu belegen sind und daher dem Deutschen und Kroatischen gemeinsam, jedoch im Kroatischen und im Essekerischen wesentlich stärker vertreten sind, was sich wiederum auf den Einfluß des Kroatischen zurückführen ließe. Hierher gehören beispielsweise:

2.4.1. das Fragepronomen *vos* (»was«) als Entsprechung des kroatischen *što* (»was«) in der Bedeutung 'zašto' ('warum'):

(67) *Vos* šajns inan ten? (Sprechart II:31)
(Was scheuen Sie sich denn?)

(67a) *Što* se bojite?

2.4.2. das Relativpronomen *vos* (»was«) als Entsprechung des kroatischen Pronomens *što* (»was«) in der Bedeutung des Relativums *koji, koja, koje* (»der«, »die«, »das«):

(68) Tuat hot si ken'nkleant a jungn mon, *vos* fun Bosnien toheakumn is. (Retungsšproh)
(Dort hat sie einen jungen Mann kennengelernt, der aus Bosnien gekommen ist.)

(68a) Tamo je upoznala jednog mladog čovjeka *što* je došao iz Bosne.

(69) Hopt ia ksegn tes madl, *vos* jec fuapaj is? (Libesklogn)
(Habt ihr das Mädel gesehen, das jetzt vorbei ist?)

(69a) Vidjeste li curu *što* sad prođe?

(70) Šauns nua tei, *vos* to tribm kšpaciat, vi sa sih aufplost. (Sprechart III:20)
(Schauen Sie nur die an, die da drüben spaziert, wie sie sich aufbläst.)

(70a) Pogledajte onu *što* tamo šeta, kako se napuhava.

2.4.3. ***Präpositionalphrase statt des Pronominaladverbs***

Statt des Pronominaladverbs als Anapher oder (seltener) als Katapher wird im Essekerischen vorwiegend die Präpositionalphrase gebraucht. Sie besteht aus einer Präposition und einem Demonstrativ- oder Personalpronomen. Es sei hier erwähnt, daß es im Kroatischen keine Pronominaladverbien gibt. Die deutschen Pronominaladverbien werden im Kroatischen durch Präpositionalphrasen wiedergegeben.

(71) Oba a grousa jega cu sajn, *fia tes* prauhma tes seksti gefil unt a grousn talent hobn. (Vunč)
(Aber ein großer Jäger zu sein, dazu braucht man das sechste Gefühl und großes Talent.)

(71a) Ali biti veliki lovac, *za to* treba imati šesto čulo i veliki talenat.

(72) In Esek voa a muzikšul, unt ti oabajt nouh hajte. A jedas joa kuman *aus ira* poa kudi muzika raus. (Muzika)
(In Essek war eine Musikschule, und die arbeitet heute noch. Jedes Jahr kommen daraus ein paar gute Musiker.)

(72a) U Osijeku je bila muzička škola, i ta radi još i danas. Svake godine izađe *iz nje* par dobrih muzičara.

2.4.4. ***Das Adverb* polt *als kautive existimatorische Angabe***

Die deutsche Standardsprache unterscheidet zwischen dem temporalen *bald* und dem kautiven[8] *fast*. Die Bedeutungen der beiden Lexeme werden im Kroatischen durch *skoro*, im Essekerischen und in der deutschen Umgangssprache durch *polt* bzw. *bald* wiedergegeben. Die Annahme, das Kroatische habe den kautiven Gebrauch des essekerischen *polt* günstig beeinflußt, scheint nicht ohne weiteres widerlegbar.

(73) *Polt* hoda mih fašlogn, ven nit cufelig bekonte Menčnas kuman vearatn. (Sprechart II:12)
(Fast hätte er mich erschlagen, wenn Bekannte nicht zufällig gekommen wären.)

(73a) *Skoro* bi me bio ubio da nisu slučajno naišli znanci.

2.4.5. ***Die doppelte Negation***

Die doppelte Negation wird in der deutschen Standardsprache nicht realisiert. Eine Ausnahme sind Sätze des Typs:

(74) Er ist *nicht un*höflich.

(74a) On *nije neu*čtiv.

In manchen deutschen Mundarten jedoch wie z.B. im Wienerischen ist die doppelte Negation keine Unbekannte.

(75) I hab *kan'n* Hunger *net*. (Wehle 1980:46)

(75a) Nisam gladan.

[8] Unter dem Begriff *kautiv* wird die syntaktische Funktion von solchen Angaben verstanden, die nur annähernd den Grad, die Intensität etc. des im regierenden Element Ausgedrückten bestimmen und so den betreffenden Sachverhalt relativieren.

Die im Essekerischen mit zwei und mehr Negatoren belegten Sätze sind meist unter dem Einfluß des Kroatischen realisiert worden, in dem mehrfache Negation als normale sprachliche Erscheinung existiert.

(76) *Nimont* hot *net* vuln ta easti sajn. (Tonclid)
(Niemand hat der erste sein wollen.)
(76a) *Nitko nije* htio biti prvi.
(77) Ea voa a eltera hilfsjega, oba *ni za boga* hoda *net* ken'n *niks* trefn unt niks eašizn. (Hilfsjega)
(Er war ein älterer Hilfsjäger, aber er hat keinesfalls etwas treffen oder erschießen können.)
(77a) On je bio stariji pomoćni lovac, ali *ni za boga nije* mogao *ništa* pogoditi i ništa ustrijeliti.

2.4.6. ***Auslassung des Pronomens tu (»du«) als Subjekt***

Die als Norm geltende Auslassung des unbetonten Personalpronomens *ti* (»du«) als Subjekt im Kroatischen hat die Tilgung der essekerischen Entsprechung *tu* dermaßen beeinflußt, daß Sätze mit ausgelassenem *tu* wesentlich frequenter zu sein scheinen, als dies in der deutschen Umgangssprache der Fall ist.

(78) *Manst,* tazi ka Braksi hop. (Sprechart II:20)
(Du meinst, daß ich keine Praxis habe.)
(78a) *Misliš* da nemam prakse.
(79) Vi šaut tajn naigi Houzn aus! *Klaupst,* ih kon fia tia bećar ten goncn libm tog niks vi flikn unt pucn. (Sprechart II:16)
(Wie schaut deine neue Hose aus! Glaubst du Lausbub, ich kann für dich den ganzen lieben Tag nichts anderes als flicken und putzen.)
(79a) Kako ti to izgledaju nove hlače! *Misliš,* mogu za tebe bećara cijeli bogovetni dan samo krpati i čistiti.
(80) Vos *vilst* mit ten Šeponja? (Sprechart II:17)
(Was willst du mit dem Hinkebein?)
(80a) Što *ćeš* sa šeponjom?
(81) Reisa iza kuman kaufn. *Vast* net, tas vašar voa? (Sprechart II:20)
(Er ist gekommen, um Rösser zu kaufen. Weißt du nicht, daß heute Markt war?)
(81a) Konje je došao kupovati. Ne *znaš* da je danas bio vašar?

2.4.7. ***Dativus ethicus***

Im Unterschied zum Deutschen ist der Gebrauch des ethischen Dativs im Kroatischen und somit im Essekerischen viel frequenter. Besonders stark vertreten ist das Personalpronomen *si* (»Sie«) als Dativus ethicus.

(82) Ih hop *inan* aufkšrian, as hedat ih ti Fras krikt. (Sprechart III:5)
(Ich habe aufgeschrien, als hätte ich Fraß gekriegt.)
(82a) Ja sam *vam* kriknula kao da me spopao fras.
(83) Nit tos ane nit tos ondare, tos iz *inan* sou, vima sogt, a prauharaj, vos hajt cu Tog nua nouh tei oldn peitšveistan visn. (Sprechart III:7)

(Weder das eine noch das andere, das ist, wie man sagt, so ein Brauch, den heutzutage nur noch die alten Betschwestern kennen.)
(83a) Ni jedno ni drugo, to *vam* je, što se kaže, stari običaj koji danas znaju samo stare bogomoljke.

3. Die zur Analyse herangezogenen Belege lassen die Schlußfolgerung zu, daß die kroatische Umgangssprache eine wichtige Rolle in der Entwicklung der essekerischen Sprechart gespielt hat. Die hinterlassenen Spuren dieses Einflusses sind teilweise als ursprüngliche Interferenzfehler zu erklären, von denen manche mit der Zeit Konvention geworden sind. Ein weiterer Teil der Belege zeugt von der Beeinflussung des Osijeker Deutsch durch das Kroatische auch in jenen Segmenten, die sonst beiden Sprachen gemeinsam, jedoch im Deutschen nicht so frequent wie im Kroatischen zu sein scheinen. Unter dem kroatischen Einfluß sind manche solcher sprachlichen Erscheinungen im Essekerischen frequenter geworden.

Literatur

Gehl, Hans (1994): *Voraussetzungen für südosteuropäische Sprachinterferenzen.* In: »Materialien«, Heft 4/1994. Hrsg. von Hans Gehl und Maria Purdela Sitaru. Tübingen: Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde. S. 31-78.

Petrović, Velimir (1994a): *Die essekerische Mundart.* In: *Begegnugen in Pécs/Fünfkirchen: Die Sprache der deutschsprachigen Minderheiten in Europa.* Hrsg. von Katharina Wild. Pécs: Janus-Pannonius-Universität Pécs. S. 19-32.

Petrović, Velimir (1994b): *Esekerski – što je to?* In: »Književna revija«, 1/2 (1994). Osijek: Matica hrvatska. S. 44-52.

Vukelich, Wilma von (1992): *Spuren der Vergangenheit: Erinnerungen aus einer k.u.k. Provinz. Osijek um die Jahrhundertwende.* Hrsg. von Vlado Obad. München: Südostdeutsches Kunstwerk.

Wehle, Peter (1980): *Sprechen Sie Wienerisch?: Von Adaxl bis Zwutschkerl.* Wien, Heidelberg: Ueberreuter.

Žepić, Stanko (1995): *Das österreichische Deutsch in Zagreb und Osijek: Zur Geschichte der deutschen Sprache in Kroatien.* Maschinengeschriebener zum Druck vorbereiteter Beitrag. Zagreb: Philosophische Fakultät.

Belegquellen

Hafner, Vladimir: *Ta fajni kavanski gost.* In: »Kornjača«, 5/1937, S.8
Tea oami Tajfl. In: »Kornjača«, 8/1937, S.4.
Ta najgi općinski valjak. In »Krokodil«, 1/1937, S.4.
Ti kronika fun ti osječki gradonačelnici. In: »Krokodil«, 1/1937, S.4.
Ta ABC-klub unt ondari sohn. In: »Krokodil«, 2/1937, S.4.
Ti rusiše zabava in Central. In: »Krokodil«, 3/1937, S.4.
Ti spomenikn. In: »Krokodil«, 4/1937, S.5.

Plein, Lujo: *Die essekerische Sprechart. Gesammelte Gespräche aus Gassen der osijeker Peripherie.* 5 Hefte. Osijek 1929 – 1938.
Stilinović, Miroslav: *Ti beruigung*
Broko
Curehtfinda
Ta flug iban bent
Groushendla
Kšikta hilfsjega
Ti ibalegung
Karneval
Libesklogn
Mitogmol pajda grefin
A grousa muzika
A oldi onziht
Ti pauarin
Ti retungsšproh
A tonclid
Eafilta vunč
(Stilinovićs Geschichten sind seiner maschinengeschreibenen Sammlung *Esekeriši kuackšihtn* entnommen worden, die als Beitrag zu einer im Entstehen begriffenen Monographie über das Essekerische gedacht und geleistet wurde.)
Tonbandinterviews 1994 (= auf Tonbänder aufgenommener Teil des 1994 zusammengestellten Korpus des Essekerischen)
Ulična prisluškivanja »fetera« Franje. In: »Hrvatski list«, 5. Mai 1940.

DaF

EIN KROATISCHES DaF-LEHRWERK DER AUFKLÄRUNGSZEIT

Maja HÄUSLER
(Universität Zagreb)

Zusammenfassung

Das kroatische Lehrwerk der deutschen Sprache *Nemska Grammatika*, das dem Gymnasiallehrer Antun Rajsp zugeschrieben wird, ist zur Zeit der theresianischen Reformen entstanden, vielleicht in Verbindung mit dem Versuch, in Kroatien eine von Ungarn unabhängige Verwaltung aufzubauen. In seinem Textteil enthält es das demokratische Gedankengut der Aufklärung. In FS-didaktischer Hinsicht zeigt es den Übergang von kommunikativ ausgerichteten Konversationsbüchern zu im wesentlichen auf Strukturvermittlung konzentrierten Lehrwerken des 19. Jahrhunderts an.

Das verstärkte Vordringen der deutschen Sprache im kroatischen Raum in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts[1], in dessen Zusammenhang mehrere, den in Kroatien lebenden Völkern zugedachte Lehrwerke der deutschen Sprache entstehen, verläuft gleichzeitig mit der Aufnahme der hochdeutschen schriftsprachlichen Norm im engeren Österreich unter Maria Theresia.[2] Diese Entwicklung läßt sich auch in den kroatischen DaF-Lehrwerken[3] beobachten, die manchmal schon auf der Titelseite werbewirksam zu erkennen geben, daß sie mit den letzten Neuigkeiten des zielsprachigen Landes konform gehen, und zwar entweder indem sie den Titel einem berühmten Werk nachbilden oder sogar eine grenzübergreifend anerkannte Autorität selbst als Quelle anführen. Eines von diesen Sprachlehrbüchern wird 1772 von dem wendigen Wiener Verleger Kurzböck veröffentlicht unter dem vollen Titel *Nemska Grammatika,*

[1] Kessler, 1977, Sp. 413.

[2] Wiesinger, S. 14.

[3] Ein Aufholen in der Grammatikschreibung vermerkt Žepić (1990, S. 2) für die dem Katecheten der Hauptnationalschule in Zagreb Josip Ernest Matijević (1742-1808) zugeschriebenen Lehrwerke *Pomum Granatum, worinnen durch die in dem Löbl. Warasdiner Generalat übliche Croatische Redens-Art der wahre Kern der Deutschen Sprache expliciret wird* (Agram 1771) und *Grammatica Germanica ex Gottschedianis libris collecta* (Agram, ca. 1785 und 1806).

oder Anfangsgründe der Deutschen Sprachkunst, Zum Gebrauche der Croatischen Jugend, In der Landes-Sprache verfasset.

1. Autor und Umfeld

Das Lehrbuch erschien ohne Angabe des Verfassers, nur ein Jahr bevor vom Papst Klemens XIV. der Jesuitenorden aufgelöst wurde, dem auch Antun Rajsp (1739–1786), wahrscheinlich der Autor dieses Lehrwerks[4], angehörte. Rajsp war Doktor der Theologie und Lehrer der Mechanik am von Jesuiten geleiteten Gymnasium in Varaždin.

Nach der Aufhebung des Ordens blieb Rajsp als Lehrer an diesem Gymnasium tätig und war von 1776 bis 1786 auch dessen Leiter. Geschichtliche Quellen berichten von seinem außerordentlichen Bemühen um die Versorgung der Schule mit Büchern, Landkarten, geometrischen Geräten und Erzproben. Rajsp habe Unterrichtsmaterialien verfaßt, welche die Lehrer bei ihren Vorträgen und die Schüler beim Lernen gut gebrauchen konnten, so z.B. Listen mit kroatischen Fachwörtern für einzelne Schulfächer, tabellenartige Übersichten für die Geschichte (mit Namen ungarischer Könige, ihren verwandtschaftlichen Beziehungen, Bündnissen, Kriegen).[5] Die Ausarbeitung dieser Materialien war zu der Zeit, als die Versorgung mit Schulbüchern, besonders mit jenen in kroatischer Sprache, noch ungenügend war, eine beachtliche Leistung. Cuvaj berichtet, Rajsp habe auch eigene Mittel für die Ausstattung der Schule verwendet, und nachdem verordnet wurde, daß Schüler ohne eigene Schulbücher nicht in die Schule aufgenommen werden dürfen, habe er manchen Jungen mit Büchern versorgt.[6]

Rajsp stand dem Varaždiner Gymnasium gerade zu jener Zeit vor, als die Schule unter der neuen, staatlichen Verwaltung und gemäß den neuen Bestimmungen in der Verordnung *Ratio educationis totiusque rei literariae per regnum Hungariae et provincias eidem adnexas* (1777) eingerichtet werden sollte. Als eine der angesehenen Persönlichkeiten im damaligen Schulwesen nahm er an den Beratungen mit der obersten Schulverwaltung Ungarns über die ersten Erfahrungen bei der Umgestaltung der Gymnasien teil. Für seine Verdienste um das Schulwesen erhielt er eine Auszeichnung. Im Zusammenhang mit den Bemühungen um die Gründung einer Gesellschaft für die Belange der nationalen Kultur anfang des 19. Jahrhunderts in Varaždin erwähnt Kessler, daß Rajsp an den Plänen für die Gründung einer ungarischen gelehrten Gesellschaft im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts beteiligt war.[7]

[4] *Nemska Grammatika* wird dem Jesuitenlehrer Rajsp von Jembrih zugeschrieben.
[5] Filić, S. 72.
[6] Cuvaj, Bd. 1, S. 468.
[7] Kessler, 1981, S. 174.

Die Entstehung des Lehrbuchs *Nemska Grammatika* ist im politischen Kontext zu sehen. Seine Behauptung, Rajsp sei der Autor, leitet Jembrih aus den Dokumenten des kroatischen Consilium regium ab, das 1767 als Verwaltungsstelle des Wiener Zentrums für das zivile Kroatien und Slawonien von Maria Theresia gegründet und 1779 wieder aufgelöst wurde. Der Sitz des Königlichen Rates war zunächst, zwischen 1767 und 1776, in Varaždin, wo im Jahre 1769 das *Studium politico-camerale in regnis Dalmatiae, Croatiae et Sclavoniae* ins Leben gerufen wurde, welches die Beamten für die Verwaltung auszubilden hatte. Da der vorgesehene Lehrer, Adalbert Barić, seine Vorlesung nach dem deutsch verfaßten Lehrbuch von Sonnenfels *Sätze der Polizey-, Handlung- und Finanzwissenschaft* (1765) konzipieren sollte, sollte nach der Vorstellung der Königin das Studium in deutscher Sprache abgehalten werden. Als sich im ersten Jahr jedoch keine Hörer fanden, vermutete das Consilium den Grund dafür in den mangelnden Deutschkenntnissen der möglichen Kandidaten.[8] Das Studium lief erst 1770 an, nachdem bekanntgemacht worden war, daß die Vorlesungen in lateinischer Sprache stattfinden würden, welche die Absolventen der Gymnasien ausreichend beherrschten, um den Ausführungen des Dozenten zu folgen. Die Unkenntnis der deutschen Sprache unter den Absolventen der Gymnasien mußte ein Hindernis für die Herstellung direkter Beziehungen zwischen der kroatischen und der Wiener Verwaltung sein, was ein möglicher Anlaß für die Herausgabe der *Nemska Grammatika* hätte sein können.

Die Tatsache, daß sich der kroatische königliche Rat und die Wiener Verwaltungsstelle mit seiner Herausgabe beschäftigten, verweist auf den politischen Kontext der Entstehung dieses Lehrbuchs und auf die fortschreitende Ausbreitung der deutschen Sprache im damaligen Kroatien als Motivation für deren Erlernung, worauf der Autor im Vorwort hinweist:

> Dieses Büchlein soll leisten, was viele seit langem diesem Lande wünschen, den Kroaten nämlich die deutsche Sprache beibringen und ihnen auf diese Weise eine engere Verbindung und Freundschaft mit benachbarten Völkern ermöglichen. Was könnte nützlicher sein, als daß wir uns mit Menschen, mit denen wir fortwährend zu tun haben, auch verständigen können.[9]

Das Lehrbuch ist im Zusammenhang der theresianischen Maßnahmen zur Ausbreitung der deutschen Sprache ab 1765 zu sehen.[10] Diese sollte das Verständigungsmedium in der vielsprachigen Monarchie werden, als Sprache der amtlichen Kommunikation die lateinische Sprache ablösen und die Durchführung der vereinheitlichenden Reformen ermöglichen. Im gleichen politischen Zusammenhang ist ein weiteres, einem südslawischen Volk in der Monarchie zugedachtes Lehrwerk der deutschen Sprache entstanden, das im

[8] Bayer, S. 93.
[9] *Nemska Grammatika*, S. 3. Übers. von MH.
[10] Vgl. Frommelt, S. 43; Helfert, S. 469.

selben Jahr (1772) und bei demselben Verleger (Kurzböck) erscheint wie die *Nemska Grammatika*, ähnlich konzipiert ist (in nicht-lateinischer Sprache und in der Art eines Konversationsbuchs mit einem ausführlichen grammatischen Teil am Anfang), sich auf dieselbe Autorität beruft (auf Gottsched) und eine gleichaltrige Zielgruppe anspricht (die serbische Jugend), jedoch viel umfangreicher ist. Es ist *Njemeckaja grammatika* des späteren Oberaufsehers serbischer Schulen in Kroatien, Stevan Vujanovski. Gedruckt wurde dieses Lehrbuch, nachdem ihm ein ähnliches Approbationsverfahren zuteil wurde wie der hier besprochenen *Nemska Grammatika*. Das von Vujanovski in slawenoserbischer Schriftsprache verfaßte Manuskript wurde der illyrischen Hofdeputation in Wien vorgelegt, die sich serbischer Belange anzunehmen hatte. Von deren Vorsitzendem, Grafen Koller, wurde es für nützlich befunden und zum Druck empfohlen. Für das Verfassen des Lehrbuchs erhielt Vujanovski von Maria Theresia eine ansehnliche Summe (150 Fl.), wovon er sein Studium der Jura in Wien finanzieren konnte.[11]

Der Titel des Lehrbuchs von Rajsp ist der Schulgrammatik von Popowitsch, *Die nothwendigsten Anfangsgründe der Teutschen Sprachkunst, zum Gebrauche der Österreichischen Schulen ausgefertigt*, aus 1754 nachgebildet.

Die beiden sprachlichen Autoritäten im damaligen engeren Österreich, auf die sich Rajsp in seiner Grammatik namentlich beruft, sind Popowitsch, zwischen 1753 und 1768 öffentlicher Professor der deutschen Sprache und Beredsamkeit an der Wiener Hochschule und der Savoyschen Ritterakademie, und Gottsched, dessen sprachnormierende Werke, *Grundlegung einer Deutschen Sprachkunst* (1748) und *Kern der deutschen Sprachkunst* (1753) auch in Wien verlegt und in Österreich als Lehrbücher benützt wurden.

Die Ausdrücke Grammatik, Sprachlehre und Sprachkunst wurden im 18. Jahrhundert im didaktischen Sinne gebraucht, sie bezeichneten Belehrung über die Sprache, und diese schloß auch die Beschreibung der Sprache mit ein, und zwar nicht nur der morphologisch-syntaktischen Regularitäten, sondern auch der lexikalischen und der pragmatischen Komponente. Der Gebrauch des Begriffes Sprachlehre bei Rajsp verweist auf seine Vorstellung vom Erwerb einer fremden Sprache und von der optimalen Lehr- und Lernmethode, die sich daraus ergibt: Eine fremde Sprache wird durch Nachahmung und im Umagang erworben, conversatione et usu, und / oder durch bewußte Einsichtnahme in ihren Regelapparat, doctrina et praeceptis. Das Unterscheiden der beiden Wege erinnert an Krashens Versuch (1981), das Erlernen und den Erwerb einer zweiten Sprache auseinanderzuhalten. Rajsp ist der Ansicht, eine Sprache könne man nicht allein »aus dem Buch und nach den Regeln der Sprachlehre« erlernen. Das Lernen von grammatischen Regeln allein genüge noch lange nicht, weshalb der Schüler wiederholt auf tägliches Üben durch Reden und Lesen guter Schriftsteller verwiesen wird.

[11] Kostić, S. 515.

Der Titel weist als Zielgruppe die kroatische Jugend aus, da ja die Beschreibungssprache Kroatisch ist. Es ist die kajkavische Variante des Kroatischen, die Schriftsprache des nordwestlichen Teil Kroatiens bis 1835. Um einen möglichst breiten Leserkreis anzusprechen, auch jene Lerner, welche kein Latein gelernt haben und die grammatischen Kategorien nicht kennen, gebraucht Rajsp kroatische Termini anstelle der lateinischen. Manche von ihnen habe er, nach eigener Meinung, vielleicht zum ersten Mal verwendet.

Das Lehrbuch *Nemska Grammatika* enthält außer der eigentlichen Grammatik auch einen lexikalischen Teil, Gesprächsmodelle in fiktiven Situationen und schließt mit einer moralischen Abhandlung ab.

In einem kurzen Vorwort wird das mündliche Lernziel betont: Das Buch enthalte nur die Lehre der deutschen Sprache oder Rede, für das Lesen und Schreiben sei ein anderes Buch vorbereitet, das hoffentlich bald in Druck gehen solle.[12] Das Lernziel ist nach Rajsp, den Schüler für die alltägliche mündliche Kommunikation in der deutschen Sprache zu befähigen. Die grammatische Unterweisung beschränke sich auf das Grundlegende, was jedoch für den Anfänger ausreichen dürfte, der mit Hilfe dieses Lehrbuchs die Hauptschwierigekit der deutschen Sprache überwunden haben werde.

2. Grammatikdarstellung

Anders als die damals üblichen Sprachlehrbücher, beginnt *Nemska Grammatika* nicht mit einer Beschreibung der deutschen Aussprache, sondern mit der Grammatik im engeren Sinne, mit der Beschreibung der morphologisch-syntaktischen Regularitäten. Diese macht den Großteil des Buches aus, auch wenn man die Listen mit Adverbien und Substantiven nicht dazurechnet, umfaßt sie noch immer mehr als die Hälfte des Buches. In der Tradition der Schulgrammatik wird der Lehrstoff nach den Wortarten angeordnet, die, wie damals üblich, Redeteile genannt werden. Die Beschreibung beginnt mit dem Artikel. Rajsp bespricht insgesamt sieben Redeteile: den Artikel, die Substantive, Adjektive, Numeralien, Pronomina, Verba und Partikeln. Das Partizip hat kein eigenes Kapitel. Unter den Partikeln werden Adverbien, Konjunktionen und Präpositionen zusammengefaßt. Die Interjektionen werden nicht als Wortart vermittelt. Nach der Besprechung der Wortarten folgt ein besonderes Kapitel mit einem Auszug aus Gottscheds Regeln zur Bestimmung des Geschlechts der Substantive, das zuletzt noch eine Liste mit dem »Rest« enthält, d.h. mit Substantiven, deren Geschlecht nach keiner der dargelegten Regeln zu bestimmen ist, und die innerhalb dreier Gruppen einfach alphabetisch aufgezählt werden. Die Behandlung der Morphologie schließt mit den Listen »unregelmäßiger« Verben ab.

[12] *Nemska Grammatika*, S. 3.

Den Schwerpunkt des morphologischen Teils bilden die Definitonen einzelner Wortarten und anderer grammatischen Kategorien. Rajsp gebraucht keinen grammatischen Terminus, ohne ihn vorhin erklärt zu haben. Ein weiteres wichtiges Moment der Darstellung der Morphologie sind ausführliche Paradigmen für nominale und verbale Flexionen.

Charakteristisch für die Darstellung der Grammatik in diesem Lehrbuch ist die Einschränkung auf das Grundlegende, eine möglichst einfache Erklärungsweise, Erklärung der grammatischen Kategorien, die Verwendung der kroatischen Ausgangssprache für die Erklärung des deutschen sprachlichen Phänomens, die pragmatische Ausrichtung und das Prinzip der Mündlichkeit. Für diese Eigenschaften werden im folgenden Beispiele angeführt.

Die Darstellung der Grammatik beschränkt sich auf grundlegende Phänomene, auf die wichtigsten Regeln, deren weitere Verzweigungen meistens ausgelassen werden. Um beispielsweise für die Deklination der Substantive eine möglichst einfache Darstellung zu bekommen, nimmt der Autor als Kriterien für die Bestimmung der Deklinationstypen das Geschlecht der Substantive und die Pluralbildung. Er unterscheidet vier Typen für männliche und sächliche und zwei Typen für weibliche Substantive. Zum ersten männlich-sächlichen Deklinationstypus gehören männliche und sächliche und zwei weibliche Substantive, die auf **el, en, er** ausgehen und im Plural keine Endung bekommen (wie Engel, Funken, Meister), jedoch den Stammvokal umlauten können (wie Mäntel, Öfen, Brüder). In der zweiten Gruppe sind männliche und sächliche Substantive, die den Plural mit Hilfe der Endung **en** bilden (wie Mensch, Ohr, Herz, Schmerz, Aug). Männliche und sächliche Substantive, die im Plural die Endung **e** ev. nebst dem Umlaut bekommen (Sohn), bilden die dritte Gruppe, solche mit dem Plural auf **er** und dem umgelauteten Stammvokal (Haus, Dorf) die vierte. Zum ersten Deklinationstypus weiblicher Substantive gehören solche, die den Plural mit der Endung **e** und dem Umlaut bilden (Hand), zum zweiten solche, welche die Endung **n** oder **en** bekommen (Ader). Der Autor ist der Meinung, er habe damit Modelle für die Beugung der Substantive angegeben, deren Kenntnis unbedingt nötig ist. Die Deklination der Eigennamen erwähnt er nicht. Diese Aufteilung nach Deklinationsklassen, die von jener in Gottscheds *Kern* in sinnvoller Weise etwas abweicht, ist für DaF-didaktische Zwecke brauchbar, weil sie einfach zu handhaben und vom Lehrer leicht zu ergänzen ist.

Um das Buch auch für jene brauchbar zu machen, die keine allgemeingrammatischen Kenntnisse besitzen, erklärt der Autor fast jeden grammatischen Terminus, den er verwendet. So erklärt er beispielsweise den Begriff des Redeteils, des Artikels, des Substantivs, des Adjektivs, des Pronomens, des Tempus, des Modus, die Kategorie der Transitivität u. a.

Die grammatischen Kategorien werden an Beispielen aus der kroatischen Sprache erklärt. Rajsp ist der Meinung, daß man beim Erwerb einer fremden Sprache von der Muttersprache der Schüler ausgehen solle, und zwar in dem Sinne, daß die Schüler zunächst anhand muttersprachiger Beispiele jene grammatischen Kategorien kennenlernen müssen, deren Kenntnis für die Vermittlung des grammatischen Systems der deutschen Sprache unerläßlich ist. Das ist zunächst der Begriff der Wortart, dann etwa die Kategorie des Artikels, die durch das kroatische Demonstrativpronomen verdeutlicht wird.

Neben der semantischen Definiton gibt Rajsp für die Substantive auch eine formale: Sie unterscheiden sich von den übrigen Wortarten dadurch, daß ihnen nur ein Geschlechtswort hinzugefügt werden kann, wie z.B. ov goszpon (= dieser Herr), da man ja nicht sagen könne ova goszpon (= diese Herr) oder ovo goszpon (= dieses Herr). Dagegen könne man sehr wohl sagen ov betesen, ova betesna, ovo betesno (= dieser Kranke, diese Kranke, dieses Kranke).[13] Ebenfalls anhand kroatischer Beispiele wird die Kategorie des Numerus und des Kasus der Substantive erklärt, so werden auch einzelne Wortarten nach ihrer Bedeutung definiert (das Verb, das Adjektiv, das Pronomen), weiterhin das Tempus, der Modus, die Kategorie der Transitivität u.a. eingeführt.

Um grammatische Kategorien zu erklären, die in der kroatischen Sprache anders als in der deutschen ausgedrückt werden, stellt Rajsp bedeutungsgleiche deutsche und kroatische Strukturen nebeneinander. Auf diese Weise erklärt er die Kategorie des unbestimmten Artikels: Da man nicht immer von einer bestimmten Sache spreche, von der man dieser, diese oder dieses sagen könne, sagen im Kroatischen manche jeden chlovek mi je povedal; jednu opravu szem kupil. In solchen Fällen gebrauchten die Deutschen den unbestimmten Artikel.[14]

Gelegentlich zieht Rajsp die kroatische Ausgangssprache der Schüler heran, indem er auf Ähnlichkeiten bzw. auf Unterschiede zwischen den deutschen und den kroatischen Strukturen hinweist, um dadurch den Transfer für die Vermittlung nutzbar zu machen bzw. die Interferenz auszuschließen. Solche Vergleiche sind nicht häufig, insgesamt werden sieben deutsche Strukturen den entsprechenden kroatischen gegenübergestellt: die pronominale Anredeform, die Struktur »der beste meiner Freunde«, die zweiteilige Konjunktion je ... desto, der Gebrauch des unbestimmten Pronomens man, des Pronomens es, die Negation und die Wendung »es gibt«.

Für die Bezeichnung grammatischer Kategorien verwendet Rajsp kroatische Ausdrücke, so etwa szpolnik (= Geschlechtswort) für den Artikel, szamosztavne oder imenujuche rechi (= selbständige oder Nennwörter) für Substantive, izhadyanye (= Endung) für den Kasus und die Endung, premenyanje (= Abänderung) für die Deklination, vremenita rech (= Zeitwort) für das Verbum, vezdassno vreme (= die gegenwärtige Zeit) für das Präsens, komai presesztno (= die jüngst vergangene Zeit) für das Präteritum u.a.m. Die muttersprachigen Benennungen sollen die Bedeutung suggerieren und dadurch das Erlernen des Gebrauchs erleichtern. Die Verwendung kroatischer Ausdrücke ist für die Schaffung der kroatischen grammatischen Terminologie

[13] Ebenda, S. 7.
[14] Ebenda.

von Bedeutung. Für grammatische Kategorien gibt Rajsp auch deutsche Bezeichnungen und in den Fußnoten häufig auch die lateinischen.

Da das Lehrbuch auch den Lernern ohne allgemein-grammatische Vorkenntisse zugedacht ist, vermeidet der Autor den Gebrauch explizite genannter grammatischer Kategorien, wo es ihm angebracht erscheint. So erklärt er beispielswiese den Begriff des Redeteils, ohne diesen Terminus zu verwenden. Von den fünf Arten der Pronomina, die er bespricht, benennt der Autor explizite nur eine Art, die Relativpronomina, während andere Arten durch ihre Bedeutung oder den Gebrauch identifiziert werden. Die Konjunktionen werden als Partikeln, die Redeteile miteinander verknüpfen, im Kapitel über Partikeln bearbeitet mit der Bemerkung, daß sie von Lateinern zwar conjunctiones genannt werden, hier aber kein Bedürfnis nach einer besonderen Bezeichnung bestehe.[15]

Die allgemein-grammatischen Kenntnisse vermittelt der Autor also nur insoweit, als es ihm für die Erreichung des kommunikativ bestimmten Lernziels nötig erscheint. Die grammatischen Fachausdrücke vermeidet er, und wenn er sie verwendet, dann erst nachdem er sie anhand kroatischer Beispiele eingeführt hat.

Versteht man unter Grammatik morphologisch-syntaktische Regularitäten einer Sprache, dann endet der grammatische Teil dieses Lehrbuchs mit der Behandlung des Partizips (S. 51/52), weil danach Listen mit Wörtern und stehenden Ausdrücken folgen. So daß man sagen könnte, der Autor habe die grammatischen Kategorien teilweise in lexikalische umfunktioniert, indem er sie zur Vermittlung des Wortschatzes benützt. Auf diese Absicht weist Rajsp ausdrücklich hin: Adverbien, zusammengefaßt in Bedeutungsgruppen, führe er an, weil nicht jeder andere Bücher zur Hand habe.[16] Der Wortschatz wird also teilsweise nach seinen morphologischen Eigenschaften vermittelt, indem Teile der grammatischen Beschreibung zur Vermittlung von Wörtern und Phrasen umfunktioniert werden.

So lernen die Schüler im Kapitel über Adverbien zahlreiche feste Fügungen, wie z.B. *hier zu Lande, aller Enden, aller Orten, gleich gegen über, immer weiter, immer fort, so weit als möglich, bey Tage, bey Nacht, nächstens, seit einer halben Stunde, von Menschen gedenken her, je länger, je lieber, vor Zeiten, vor Alters, bey weitem nicht so schön, im übrigen, nach der Reihe, gelt, es ist näher, was gilts, es ist weiter, auf mein Wort, bey meiner Ehre.*[17] Die Liste mit Konjunktionen enthält u.a. ebenfalls fertige Wortfügungen, wie etwa *im Gegentheile, weder dieß, noch das, keines von beyden, nichts destoweniger, in dem Vorhaben, des Vorhabens, in der Absicht.*[18]

[15] Ebenda, S. 55.
[16] Ebenda, S. 52.
[17] Ebenda, S. 52-55.
[18] Ebenda, S. 55-56.

Auch Präpositionen werden größtenteils in sofort verwendbaren Wortverbindungen angeführt, z.B. *kraft deiner Zusage, vermöge dessen, laut seiner Handschrift, in Beyseyn meiner, unerachtet aller Schwierigkeit, nächst ihm, nach ihm, durch mich, gen Wien, nach Rom, aus der Gefängniß, mit aller Gewalt, sammt seinem Bruder, von seiner Jugend auf.*[19]

Die oben erwähnten Regeln zur Bestimmung des Geschlechts der Substantive nach der Bedeutung und nach der Form werden durch Anmerkungen zur Deklination einzelner Substantive ergänzt, wodurch die Darstellung der Deklinationsarten vervollständigt wird. Den Zweck der Anführung der Geschlechtsregeln sieht der Autor in der Vermittlung »der Benennung häufig gebrauchter Dinge«.[20] In der gleichen Absicht fügt er noch ein Verzeichnis hinzu, in dem die Substantive nach ihrem Geschlecht, und innerhalb dieser Gruppen nach dem Alphabet und mit der Angabe der Pluralendung angeführt werden.

Die letzten Wortverzeichnisse nach morphologischen Kriterien enthalten starke Verben, die in drei Gruppen angeführt werden. Die erste Gruppe bilden intransitive Verben mit dem Hilfsverb sein im Perfekt, die zweite solche mit haben. Die dritte Liste enthält starke transitive Verben. Innerhalb der Gruppen sind die Verben nach dem Alphabet angeordnet. Jedes Verb wird nebst der kroatischen Entsprechung mit seinen Stammformen (Infinitiv, die 2. Pers. Sg. Präs., die 2. Pers. Prät., Partizip Perfekt) dargestellt. Alternative Formen (z.B. fließen, du fleußest, oder fließest) und schwache Varianten (z.B. pflegen in der Bedeutung ernähren habe regelmäßige Formen: ich pflegete, gepfleget[21]) werden ebenfalls angeführt.

Unter der Annahme, daß die Anordnung des Lehrstoffes im Lehrbuch auch einen denkbaren Plan für den Unterricht ergibt, erfolgt die Einübung der Formen, erst nachdem alle grundlegenden Regeln zur Morphologie vermittelt worden sind. Nun üben die Lerner die Bildung der Formen, wandeln Substantive und Verben nach den Flexionsshemata ab, bilden kleine Wortverbindungen und verwenden dabei die Lexik aus den beigefügten Verzeichnissen mit Verben und Substantiven, wobei die zusätzlichen Hinweise in den Fußnoten die Erweiterung der bisherigen Kenntnisse und deren Systematisierung unterstützen.

Die Schüler verfügen nun über lexikalische Kenntnisse, die zur Bildung kurzer Sätze ausreichen, so daß die Einübung der Formen mit deren Verwendung in Sätzen kombiniert werden kann. Solche Übungen kann der Lehrer durch Anweisungen zur Wortverbindung begleiten, die das anschließende, kurze Kapitel zur Syntax bringt. Der Autor habe sich, nach eigenen Worten, nur auf jene syntaktischen Erscheinungen beschränkt, in denen die deutsche Sprache von der kroatischen abweiche. So wird beispielsweise

[19] Ebenda, S. 56-57.
[20] Ebenda, S. 61.
[21] Ebenda, S. 70.

ausführlicher der Gebrauch des Artikels dargestellt. Auch die Rektion der Verben wird eingehender behandelt, indem z.B. die Verben mit dem Genitivobjekt in einer ziemlich vollständigen Liste angeführt werden. Auch hier ist der Autor bemüht, sofort einsetzbare Redemodelle zu geben, indem er zu jedem Verb Kontextsätze anführt, z.B. »Bedürfen. Ich bedarf, ali, ich habe nöthig, ali ich habe deiner Hülfe vonnöthen, ja tvoju pomoch potrebujem.«[22] Die Anordnung des Stoffes bei der Behandlung der Syntax erfolgt wie für die Morphologie ebenfalls nach den Wortarten.

3. Wortschatzvermittlung

Während im grammatischen Teil des Lehrbuchs die Lexik nach ihren morphologischen Eigenschaften vermittelt wurde, werden in einem besonderen, dem Wortschatz gewidmeten Kapitel die Wörter (hauptsächlich Substantive) nach ihren semantischen Eigenschaften präsentiert. Indem die Wörter nach bestimmten thematischen Schwerpunkten in Sach- und damit Lernfelder zusammengefaßt werden, die angenommene Bereiche der außersprachlichen Realität bilden, kommt beim Erlernen das Prinzip der Kontiguität zum Tragen, das Assoziationen in Gang setzt, die das Lernen unterstützen. Ein weiteres didaktisches Prinzip, das dabei zur Anwendung kommt und die Aktivierung von Assoziationen unterstützt, ist das Prinzip der Anschaulichkeit.

Die Auswahl des Wortschatzes im Lehrbuch beschränkt sich auf Elementares. Die Reihenfolge der Sachbereiche folgt der Tradition der Sachglossare. Der vermittelte Wortschatz umfaßt folgenderweise überschriftete Bereiche: 1. Der Gott, 2. Der Himmel, 3. Die Erde, 4. Der Mensch, 5. Der Leib des Menschen, 6. Die Speise des Menschen, 7. Andere Eßwaren, 8. Von Getränken, 9. Von Kleidern, 10. Die Wohnung, 11. Das Hausgerät, 12. Das Hausgesinde, 13. Die Stadt.

Die Reihenfolge der Sinngruppen ist philosophisch begründet, während die Auswahl und die Anzahl der Wörter in den einzelnen Gruppen der Intention des Autors entsprechen, den Wortschatz der konkreten Realität zu vermitteln und dabei innerhalb des Erfahrungshorizontes der Zielgruppe zu bleiben. Deshalb sind die Gruppen, die den Menschen und seine unmittelbare Umgebung betreffen, umfangreicher als die ersten drei, die göttliche Dinge und die Erde als Planeten beschreiben. In einer solchen Auswahl des Wortschatzes wird der Grundsatz der praktischen Ausrichtung und der Mündlichkeit sichtbar.

Insgesamt werden etwa 330 Vokabeln vermittelt, darunter etwa 250 Substantive, 24 Adjektive, 54 Verben und etwa zehn Partikeln. Im Vergleich mit den Glossaren in anderen ähnlich angelegten Lehrbüchern ist diese Auswahl sehr bescheiden und umfaßt nur einige wenige Sinnbezirke, so daß sie eher

[22] Ebenda, S. 77.

einen Modellcharakter hat und kaum als einzige Unterrichtsgrundlage gedacht ist. Sie dient dem Lehrer als methodische Anweisung, wie bei der Vermittlung des Wortschatzes zu verfahren sei, worauf eine Bemerkung hinweist.

Obwohl es der Titel des Kapitels (»Kurzes Verzeichnis nützlicher deutscher Wörter«) erwarten läßt, wird der Wortschatz nicht durch eine einfache Auflistung von zweisprachigen Wortgleichungen präsentiert. *Nemska Grammatika* macht einen Schritt weiter von dieser einfachsten Präsentationsweise und vermittelt die Vokabeln im sprachlichen Kontext, indem sie rund um zu einem Sachbereich gehörende Vokabeln kleine, den Wirklichkeitsausschnitt beschreibende Texte aufbaut, die aus einem oder mehreren Sätzen bestehen. Da es beschreibende Texte sind, die zeitlich nicht gebundene Sachverhalte ausdrücken, sind die Prädikate überwiegend im atemporalen Präsens. Die Texte verlaufen senkrecht, ähnlich wie in Wortglossaren werden ausgangssprachige Entsprechungen möglichst wortgetreu parallel angeführt:

Das Hausgesinde, Drusina.

Dem Herrn dienet goszponu szlusi
der Kammerdiener, komornik,
er muß die Kleider mora na opravu
besorgen, szkerb imati;
ihm die Peruque nyemu baroku
oder die Haare ali laszi
richten, naravnati.
der Laufer laufar
die Briefe liszte
und Posten y poruchke
tragen, nosziti.
Der Stallmeister stalle poglavar
muß sorgen, mora szkerbeti,
daß der Kutscher, da kochiss,
die Stallknechte szlugi
die Pferde putzen, konye sznase,
ihnen Haber, und Heu nym zob y szeno
zu seiner Zeit vu szvoje vreme
geben, dadu.
Das Stroh szlamu
unterlegen, naszteleju,
den Zaum und Sattel vuzdu, y szedlo
die Halfter oglavnika
und alles y vszu
Pferde-Geschier koynszku szpravu
sauber halten, sznasnu derse.[23]

[23] Ebenda, S. 89 f.

Gegenüber der einfachen Auflistung im Wortglossar macht die Vermittlung von Vokabeln in syntaktischen Zusammenhängen möglich, neben Substantiven und Verben auch andere Wortarten einzubeziehen und gleichzeitig auch den Gebrauchskontext einzelner Wörter zu vermitteln. Psychologisch gesehen, wirken die Texte weniger monoton als Vokabellisten und haben deshalb eine motivierende Funktion beim Lernprozeß. Unterrichtlich angewendet wurden solche Texte als Lese- und Memorierstoff und als Ausgangsbasis für Umwandlungsübungen. In einer Anmerkung verlangt der Verfasser, die Vokabeln mit ihren Stammformen zu lernen, und empfiehlt ein weiteres Verfahren zur Erweiterung und Systematisierung der Wortschatzkenntnisse, das von der Wortbildung ausgeht: Die Schüler sollen aus Verben Substantive, aus Substantiven Adjektive bilden und umgekehrt.[24] Die Präsentation des Vokabulars in Texten erspart dem Lehrer die Mühe, aus rohem Material solche Texte selbst zu verfassen, und gibt ihm die Möglichkeit, Sprechübungen in Form des Frage-und-Antwort-Spiels anzustellen.

Indem er den Wortschatz in beschreibenden Sätzen vermittelt, knüpft Rajsp an Comenius und sein Sprachlehrbuch *Orbis sensualium pictus* (1658) an, von dem er auch die senkrechte graphische Anordnung des zielsprachigen Satzes übernimmt. Diese Druckwiedergabe macht es möglich, in der zweiten Kolonne ausgangssprachige Wort-um-Wort-Entsprechungen und in weiteren Kolonnen Übersetzungen in anderen Ziel- oder Ausgangssprachen anzubringen. n der letzten Kolonne rechts führte Comenius nichtflektierte Formen der primären Zielsprache, des Lateinischen, mit Angaben zur Flexion an. Ein wesentlicher Umstand, der die Anschaulichkeit bei der Darbietung des Lernstoffes unterstützt, ist bei Comenius die bildhafte Darstellung der Satzinhalte: Die Sätze beschreiben die Stiche, mit denen die Kapitel zu einzelnen Sachgebieten beginnen. Die dargestellten Gegenstände und die entsprechenden Wörter sind durch Ziffern aufeinanderbezogen, wodurch der Lehrer die Semantisierung mittels der Muttersprache des Schülers vermeiden kann. Die Anlehnung an Comenius schlägt auch im Wortlaut einiger Texte der *Nemska Grammatika* durch. Die parallele Anordnung des deutschen und des kroatischen Textes suggeriert gleiche Wortinhalte in beiden Sprachen.

Comenius' Gedanke, den Sprachunterricht nach Sachfeldern zu konzipieren, hat zahlreiche Nachahmer gefunden, die jedoch aus Kostengründen meistens auf Bilder verzichten mußten.[25] Es waren zumeist Sprachlehrbücher für Kinder ähnlich dem heutigen Kinderduden. Erst zur Zeit der Reformbewegung im fremdsprachlichen Unterricht, in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts, als man angeregt durch die Entwicklungen in der Psychologie nach gedächtnisgerechteren Verfahren des Lehrens und Lernens suchte, griff man

[24] Ebenda, S. 82.

[25] So etwa den polnischen Kindern zugedachte *Sammlung der nöthigsten Benennungen sinnlicher Dinge nach Art des Komenius Bilderwelt. Zum Behufe der Anfänger in der deutschen Sprache, besonders der niedrigsten Schulen.* Wien 1839.

wieder auf den ursprünglichen Comenius zurück und brachte sein Werk, der zeitgenössischen Realität angepaßt, erneut mit Bildern heraus.[26]

4. Redemittel für Sprechakte

Gemäß dem auf mündliche Verständigung ausgerichteten Lernziel vermittelt *Nemska Grammatika* unter der Überschrift »Täglich vorkommende Redensarten / Nachini govorenya, kojem guszto krat prilika dohadya« auch Ausdrucksmittel für bestimmte Redeintentionen. Sie werden nicht in einem Textzusammenhang dargeboten, sondern in Gruppen nach Bedeutung aufgezählt. Die Phrasen versprachlichen folgende Redeintentionen: *Um zu bitten, Um zu danken, Um zu fragen, Um zu antworten, Um einen zu sich zu laden, Fragen von Zeit und Wetter.* Als Beispiel seien Ausdrücke angeführt, mit denen der Sprecher jemanden zu Besuch einladen kann:

> Wann werde ich die Ehre haben, sie bey mir zu bedienen? Kada budem imal milosschu nyim pri meni szlusiti?
>
> Wie lange verlange, wünsche ich schon, sie bey mir zu sehen, kak zdavna vre selim nyih pri meni videti.
>
> Machen sie doch meinem Hause die Freude, und kommen sie zu mir, nai mojem lyudem to veszelje vchine, y k-meni doidu.
>
> Ich werde mir die Freyheit nehmen, sie zu besuchen, ihnen meine schuldige Aufwartung zu machen, so bald mir dieses meine Geschäfte gestatten werden, jachusze pouffati k-nym doiti, nyim moju dusnu szlusbu szkazati, kak bersemi to zaradi mojeh poszlov moguche bude.[27]

Neben den Höflichkeitsfloskeln und routinisierten Sätzen wird auch manche idiomatische Wendung vermittelt, wie etwa *Man hat dich zum Besten gehabt, negdo te je za norcza dersal.*

5. Gesprächsmodelle

Da die Darbietung des Lernstoffs von den kleineren zu größeren sprachlichen Einheiten fortschreitet, wird die Textebene erst gegen Ende des Buches erreicht. Die in diesem Lehrbuch vertretene Textsorte entspricht dem globalen kommunikativ und mündlich definierten Lernziel. Die sechs Sprechtexte unter dem Titel »Einige kurze Gespräche zur leichteren Aneignung des deutschen Redens« simulieren Dialoge, wie sie in der Realität denkbar sind. Sie versprachlichen Situationen des alltäglichen Umgangs. Anhand dieser the-

[26] Kelly, S. 21.

[27] *Nemska Grammatika*, S. 92.

matisch ausgebauten Dialoge soll die Anwendung des in vorausgegangenen Kapiteln vermittelten Sprachmaterials in konkreten Situationen geübt werden.

Die charakteristischen Elemente der Dialoge sind: die Auswahl der Personen und der Situation, das Thema und die Ausgestaltung des Themas. Die ausgewählten Situationen haben für den Lerner entweder einen Gegenwarts- oder einen Zukunftsbezug. Es sind Situationen aus dem Schüleralltag oder jene, in denen der Gebrauch deutscher Sprache vorausgesetzt werden kann. Durch die Auswahl der Personen (Schüler, Erwachsene) und ihre Beziehung zueinander (Bekannte oder Freunde, Unbekannte) wird das Register (Anredeformen, Höflichkeitsbezeugungen) bestimmt.

Eines der realistisch ausgeführten Dialoge thematisiert das Erlernen der deutschen Sprache. Es wird von Schülern geführt, was den Lernern die Möglichkeit der Identifizierung eröffnet und damit den Anschluß kommunikativer Übungen:

> [...]
>
> Plaget dich dein Lehrmeister auch so mit der deutschen Sprache, wie mich der meinige?
>
> Ich glaube, noch mehr; Denn er saget mir beständig, dies sey das nothwendigste, ohne der deutschen Sprache könnte ich kein Glück machen.
>
> Du mein lieber hast es leicht, du konntest schon ehedem etwas, ich aber kein Wort.
>
> Was nützet es mir? Ich muß doch erst izt die Sprache nach der Regel lernen.
>
> Wahr ist es, mein Lehrmeister hat es mir nicht einmal zum Troste gesaget, das wenige, was ich kann, rede ich gut, wie ein gebohrner Sachs.[28]
>
> [...]

Das Beispiel bringt das weltliche Ideal der Epoche der Aufklärung zur Sprache, »sein Glück machen«, als das oberste Ziel der Bildung, und betont die Rolle der Deutschkenntnisse als Voraussetzung für das Erreichen dieses Ziels und die Motivation für das Lernen (»dies sey das nothwendigste«). Außerdem zeigt es, daß man sich Deutschkenntnisse auch anders als »nach der Regel«, nämlich durch den Umgang aneignen konnte. In diesem Fall hatte die Unterweisung in der deutschen Sprachlehre eine korrektive Funktion, indem dialektale oder durch falsche Generalisierung gelernte, nicht korrekte Formen korrigiert werden konnten. Diese Funktion hat gewöhnlich der Unterricht in der Muttersprache. Wenn sie auch beim Erwerb der deutschen Sprache eine Rolle spielt, so deshalb, weil im damaligen Kroatien die deutsche Sprache nicht immer den Status einer fremden Sprache hatte. In diesem Fall wird auch der normative Aspekt wichtig: Gutes Deutsch reden heißt »wie ein geborener Sachse« sprechen, also getreu der »gottschedischen« Norm.

[28] Ebenda, S. 94/95.

Daher verwundert es nicht, daß die Erlernung der Regularitäten im Unterricht eine wichtige Rolle spielt. In diesem Gespräch wird eine Übungsform erwähnt, nämlich das Übersetzen, und zwar aus der lateinischen Sprache, was, entgegen der Beteuerung im Vorwort auf den Umstand hinweist, daß der Gymnasiallehrer Rajsp vor allem seine Zöglinge oder von einem Privatlehrer unterrichtete Kinder aus wohlhabenden Familien als Lerner des Deutschen im Auge hatte.

Im weiteren Verlauf dieses Gesprächs wirbt der Autor für sein eigenes Buch: Deutsch reden lernen »wie ein gebohrner Sachs« könne man nach dem Lehrbuch »die deutsche Sprachkunst, welche unlängst für die Croatische Jugend herausgekommen«. Das Buch habe auch weitere Vorteile, es sei nicht teuer, und es enthalte »in kürze alle nöthige Regeln«.[29]

Einige der übrigen Gespräche sind thematisch nicht so konsequent ausgestaltet, sondern haben lediglich einen situativen oder funktionalen Schwerpunkt: Verabredung zu einem Spaziergang, Austausch von Höflichkeiten und small talks bei einer Begegnung auf der Straße, beim Besuch, beim Mittagessen. In diesen Gesprächen tritt die Tendenz des Konstruierens zwecks Unterbringung bestimmten sprachlichen Pensums stärker zu Tage, so etwa der Personalpronomina und der Ort- und Richtungsangaben im folgenden Beispiel:

> Guten Morgen.
> Wo gehen sie so früh hin.
> In die Kirche.
> Und ich gieng eben zu ihnen.
> [...]
> Ich wollte heut bey ihnen ein Frühstück nehmen.
> [...]
> Gehen sie nur indessen in mein Haus.
> Nein, ohne sie will ich nicht gehen.
> Es ist ja mein Bruder zu Hause, der sie mit Freude empfangen wird.
> Erlauben sie mir, daß ich mit ihnen gehen darf.[30]

Die Gespräche veranschaulichen den Gebrauch von Höflichkeitsfloskeln, wie z.B.:

> Mich freuet es recht von Herzen, sie bey mir zu haben.
> Ich bin ihnen für diese Güte verbunden. [31]
>
> Ich bitte voraus, sie nehmen, sie begehren, was ihnen beliebt, als wenn sie zu Hause wären, sie wissen ja, daß ihnen alles zu Diensten steht, daß ich es aufrichtig mit ihnen meine.
> Ich sage ihnen Dank, ich will mich dieser Erlaubnuß gebrauchen.[32]

[29] Ebenda, S. 95.
[30] Ebenda, S. 97/98.
[31] Ebenda, S. 98.
[32] Ebenda, S. 99.

Kulturgeschichtlich interessant ist das letzte Gespräch, das als Modell einer Konversation unter Unbekannten dient. Dem heutigen Leser gewährt es Einblick in die Bildungsgepflogenheiten wohlhabender Schichten im damaligen nordwestlichen Kroatien: Ein Ausländer auf der Durchreise besucht eine Person, an die er Grüße von ihrem Bruder überbringt. Der Bruder hält sich in Paris wahrscheinlich der Bildung wegen auf, scheint aber den Aufenthalt mehr zum Amüsieren zu verwenden und verzögert die Rückkehr:

> Ich war der Meynung, er [d.h. der Bruder] werde diesen Sommer ganz gewiß kommen.
> Ich hätte mir ihn zum Reisegefährten gewünschet, allein ich sah &.
> Sie zeigen mehr Güte und Wohlgewogenheit für ihn, als er verdienet.
> Nein, ich finde mich zu schwach seine Verdienste sattsam zu schätzen.
> Waren sie lange in Paris?
> Etwas über drey Jahre.
> Mich wundert es, daß sie doch so gut und zierlich deutsch reden.
> Ich hatte immer Gelegenheit deutsch zu reden, und ich fand auch die besten Werker der deutschen Schriftsteller in Frankreich.
> Wird unsere Sprache auch den Franzosen angenehm?
> Glauben sie mir, daß man selbe dort hochachtet, und fast der Englischen vorzieht.
> Dieß haben wir ohne Zweifel unsern Gelehrten zu danken, derer Schriften bey den Ausländern einen solchen Beyfall gefunden.[33]

Neben der durch sprachdidaktischen Zweck bestimmten Auswahl des Sprachmaterials zeichnen sich die Texte durch Aktualität und den erzieherischen Wert der Inhalte aus. Ein Beispiel für die Aktualität ist das Gesprächsthema während einer Mahlzeit, das typisch für die Geisteslage der Aufklärungzeit ist. In vergleichbaren Lehrbüchern unterhalten sich die Personen während einer Mahlzeit gewöhnlich über Nahrung, wobei sie die Speisen, die auf den Tisch kommen, benennen. Die Mahlzeit ist ausgeprochen üppig, sie besteht aus vielen Gängen, damit der Autor einen möglichst reichhaltigen Wortschatz aus dem Bereich Nahrung und Speisen unterbringen kann. In der *Nemska Grammatika* unterhalten sich die Gesprächspartner nicht über Nahrung, sondern über geistige, damals aktuelle Inhalte, wie die Förderung der Naturwissenschaften und die Verbesserung der landwirtschaftlichen Produktion. Der Erziehungswert dieser Inhalte liegt im Interesse für die Förderung des Gemeinwohls, im Interesse am Lesen von Büchern und am Wissensgewinn:

> Man ist aller Orten sehr besorgt, die Wissenschaften, und besonders die Mathematischen empor zu bringen, den Ackerbau und die Landwirtschaft zu verbessern.
> Dies wäre zu wünschen, denn man soll billig auf jenes mehr sehen, was dem gemeinen Wesen einen großen Nutzen schaffen kann.

[33] Ebenda, S. 102.

> Sind sie auch dafür?
> Mir ist keine größere Unterhaltung, als solche Bücher lesen, welche davon handeln.
> Ich kann ihnen mit etlichen dienen und eines das mir erst in die Hand gekommen, wollen wir hernach miteinander durch gehen.[34]

Folgendes Beispiel enthält als Erziehungswerte Bescheidenheit, Ehrlichkeit in menschlichen Beziehungen und geistige Interessen:

> Wir wollen uns heut ganz alleine, bey einer kleinen Tafel, erlustigen.
> Dies ist mir das Liebste, wenn ich mit einem guten Freunde aufrichtig handeln kann.
> Sie haben recht, denn bey der Zeit, muß man ohne dieß in Gesellschaften alles gezwungen thun.
> [...]
> Was höret man neues? Von was redet man in Gesellschaften?
> Ich höre wenig, und man weiß nicht, was man glauben soll.
> Es ist nicht anders, die Wahrheit ist izt ein Geheimniß, die Lügen verkaufet man.[35]

6. Gedanken der Aufklärung

Um der kroatischen Jugend »edle Gesinnungen beyzubringen«[36], schließt das Lehrbuch mit einem längeren »moralischen Gespräch« ab, das in der Form des sokratischen Gesprächs Gedanken zum Epochenideal »einer unbefleckten Ehre« und »der wahren Tugend« ausführt. Zur Ehre gelangt man durch das Praktizieren der Tugend. Die Legitimität der Forderungen wird weder vom Gott noch vom Regenten abgeleitet, sondern vom gesellschaftlichen Vertrag als Grundlage der Moral. Da Rousseaus Werk *Contract social*, worin eine neue gesellschaftliche Ordnung auf der Grundlage der freiwilligen Unterwerfung des Einzelnen unter den kollektiven Willen gefordert und in der freiwilligen Sebstbeschränkung des Menschen seine Freiheit erkannt wird, zehn Jahre vor diesem Lehrwerk erschienen war (1762), und schon seit 1763 eine deutsche Übersetzung existierte, kann man annehmen, daß der Autor der *Nemska Grammatika* die Gedanken des französischen Denkers kannte und billigte. Die Abhandlung selbst ist sehr wahrscheinlich keine Originalschöpfung von Rajsp.

Neben der dem diesseitigen Leben geltenden Pragmatik der Aufklärung sind soziale Kritik und die Idee der Gleichheit unter den Menschen weitere Momente, die diesen Text als charakteristisch für die Zeit der Vorboten der französischen Revolution ausweisen:

[34] Ebenda, S. 100/101.
[35] Ebenda, S. 99f.
[36] Ebenda, S. 103.

> Das Vaterland verwirft die Bürger, die ihm unnütz sind; sie sind ihm eine unerträgliche Last. Durch einen geheimen Vertrag, muß ein jedes Mitglied, etwas zum besten der großen Familie beytragen, die den Staat ausmachet; und wie man in Baumschulen die unfruchtbaren Zweige ausschneidet, eben so verwirft man die Üppigen und nichtswürdigen, und die ganze Brut von müßigen, und mehrentheils verderbten Leuten, die sich in sich selbst verschließen, und damit zufrieden sind, daß sie Vortheil von der Gesellschaft ziehen, ohne zum Vortheil der Gesellschaft etwas beyzutragen.[37]

Die fehlende Frömmigkeit und der völlig weltliche Inhalt der zielsprachigen Teile dieses Lehrbuchs könnten der Grund dafür sein, daß der Jesuitenmönch Rajsp nicht als Verfasser angegeben ist.

7. Didaktische Quelle und historischer Stellenwert

Die Auswahl des Lehrstoffes und die methodischen Anweisungen in den Fußnoten deuten darauf hin, daß sich der Autor, Lehrer an einem Jesuitengymnasium, beim Verfassen des Lehrbuchs auf eine Erfahrung in der Vermittlung des sprachlichen Lehrstoffs stützen konnte. Diese Erfahrung hatte er sich während seiner Schulzeit erworben. Im jesuitischen Schulsystem pflegten die Schüler höherer Klassen die jüngeren Schüler zu unterrichten und während der Repetitionsübungen am Nachmittag Aufsicht zu halten, wobei sie den Schülern bei ihren Aufgaben halfen und ihre Erfolge überprüften. Auch die Absolventen der Gymnasien mußten als Präfekten diese Pflichten wahrnehmen. Man kann annehmen, daß Rajsp als Schüler und später als Lehrer das Modell des lateinischen Unterrichts kennengelernt hatte. Dieser verlief auf zwei zeitweise getrennten Bahnen. Einerseits lernten die Schüler einzelne Formen auf der Basis allgemein-grammatischer Kenntnisse. Nach etwa zwei Klassenstufen war das System der lateinischen Grammatik durchlaufen und ein gewisser Wortschatz angeeignet. In den höheren Klassen konzentrierte sich der Unterricht auf die Lektüre ausgewählter Werke, deren Stil nachzuahmen die Schüler bestrebt waren. Daneben verlief ein auf Kommunikation ausgerichtetes Programm des Lernens, die Schüler sollten sich untereinander und mit den Lehrern möglichst ausschließlich in der lateinischen Sprache verständigen, wozu Gesprächssammlungen, wie etwa die von Chimani[38], Modelle für äußerst detalliert differenzierte Situationen aus dem Alltag boten. Rajsp muß die beiden Wege der Lateinerlernung gekannt und sie auf das Deutsche angewendet haben.

Nemska Grammatika ist in der Art der Konversationsbücher konzipiert, die aus der Unterweisung durch Sprachmeister hervorgegangen sind. Im Unterschied zu den späteren Sprachlehrern besaßen diese außer der muttersprachlichen Kompetenz häufig keine weitere professionelle Qualifikation. Daß Sprachvermittlung anhand grammatischer Kategorien Eingang in die Konversationsbücher findet und mit der Zeit den Konversationsteil auf ein Mindestmaß schrumpfen läßt, daß die Sprache im 19. Jahrhundert weitgehend als reine Struktur vermittelt wird und die Kommunikation dem praktischen Umgang überlassen bleibt, zeugt von einer Entwicklung der Lehrbücher, die sich spiralförmig zwischen den beiden Polen Kommunikation und Struktur bewegt, wobei jede neue Windung zum anderen Pol hin die durchlaufenen Stufen mit einschließt.[39] Indem sie die formale Struktur an erster Stelle und eingehender als die kommunikative Komponente behandelt, jedoch keine progressiv abgestufte Kombination der strukturellen Teile unternimmt, erweist sich *Nemska Grammatika* als Übergangstypus zu den Lehrwerken des 19. Jahrhunderts, welche die systemhafte Strukturvermittlung zugunsten einer methodisch durchdachten aufgeben sollen.

[37] Ebenda, S. 108.

[38] Chimani, L.: *Colloquia latino-germanica. Lateinisch-deutsche Gespräche, zur Übung in der lateinischen Umgangssprache.* Wien 1822. 3. verbess. Aufl.

[39] Die sonst übliche Darstellung der »Methoden« des Fremdsprachenunterrichts verzeichnet einen linearen oder parabolischen Verlauf der Entwicklung mit einander abwechselnden Methoden, wobei sie die technologisch bedingten Komponenten den konzeptionellen gleichsetzt.

Literatur

Bayer, V. (1972): *Političko-kameralni studij u Hrvatskoj u 18. stoljeću (1769–1776).* In: Androić et al.: *Varaždin u XVIII stoljeću i političko-kameralni studij.* Zagreb–Varaždin. S. 89–120.

Cuvaj, A. (1910-1911): *Građa za povijest školstva kraljevina Hrvatske i Slavonije od najstarijih vremena do danas.* Bd. 1 und 2. Zagreb. 2. Aufl.

Filić, K. (1937): *Povijest varaždinske gimnazije.* In: *Spomenica varaždinske gimnazije 1636-1936.* Varaždin. S. 45–116.

Frommelt, K. (1963): *Die Sprachenfrage im österrechischen Unterrichtswesen 1848–1859.* Graz-Köln: Hermann Böhlaus Nachf.

Helfert, J. A. (1860): *Die österreichische Volksschule. Erster Band. Gründung der österreichischen Volksschule durch Maria Theresia.* Prag.

Jembrih, A. (1992): *Mesto njih Horvacke znašel jesem.* In: »Novi vjesnik« vom 23. XII.

Kelly, L.G. (1969): *25 Centuries of Language Teaching.* Rowley (Mass.)

Kessler, W. (1977): *Buchproduktion und -lektüre in Zivilkroatien und -slawonien zwischen Aufklärung und »Nationaler Wiedergeburt« (1767–1848).* In: »Archiv für Geschichte des Buchwesens« 16. 1976–77, Sp. 339–790.

Kessler, W. (1981): *Politik, Kultur und Gesellschaft in Kroatien und Slawonien in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.* (= Südosteuropäische Arbeiten 77) München: R. Oldenbourg.

Komensky (1792): *Joann. Amos Comenii Orbis pictus. Die Welt in Bildern, in zwey und achtzig Abschnitte zum Gebrauche der kleinsten studirenden Jugend in den kaiserl. königl. Staaten zusammengezogen.* Wien.

Kostić, S. (1971): *Stefan Vujanovski i njegova Njemeckaja grammatika.* In: »Godišnjak Filozofskog fakulteta u Novom Sadu«, Bd. XIV/2, S. 503-518.

Nemska Grammatika, oder Anfangsgründe der Deutschen Sprachkunst. Zum Gebrauche der Croatischen Jugend. In der Landes-Sprache verfasset. Cum Privilegio Sac. Caes. Reg. Apost. Maj. Wien, bey Joseph Kurzböck k.k. illyrisch- und orientalischen Hof- wie auch N. Oe. Landschafts- und Universitäts Buchdruckern, und Buchhändlern. 1772.

Wiesinger, P. (1988): *Die deutsche Sprache in Österreich.* In: Wiesinger, P. (Hrsg.): *Das österreichische Deutsch.* Wien Köln Graz: Böhlau. S. 9–30.

Žepić, S. (1990): *Deutsche Sprache in unseren Grammatiken des 18. Jahrhunderts.* Typoskript des in Klagenfurt gehaltenen Referats.

Zagreber Germanistische Beiträge 4(1995), 135–145

DaF- UND FREMDSPRACHEN-UNTERRICHT IN KROATIEN

Mira KRUHAN
(Zagreb)

Zusammenfassung

Seit der Gründung der Republik Kroatien ist der Anteil des Deutschlernens an kroatischen Schulen bedeutend gestiegen, und zwar auf Kosten des Französischen und des Russischen. Die Verfasserin stellt Projekte und neue Lehrpläne vor, die dem wachsenden Bedürfnis nach FS-Kenntnissen gerecht werden, den Beginn des Erwerbs möglichst früh ansetzen, teilweise bilingualen Unterricht vorsehen und den Unterricht in FS überhaupt auf Fertigkeiten hin orientieren.

Die neuen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse in Kroatien nach 1991 haben auch im schulischen Bereich wesentliche Änderungen und Neuerungen bewirkt. Es wurden wieder Gymnasien eingerichtet, vierjährige Fachschulen und dreijährige Berufsschulen mit dualem System in der Ausbildung erneut und eingeführt. Die Beziehungen und Zusammenarbeit mit anderen Staaten sowie die Annäherung an Europa führen zu einem wachsenden Bedürfnis nach Beherrschung von mindestens einer bis zwei Fremdsprachen für eine breitere Bevölkerungsschicht.

Die Erarbeitung der neuen Rahmenlehrpläne begann 1991. Daran waren Professoren der Philosophischen Fakultät, Lehrer aus verschiedenen Schultypen, Erziehungsräte der Schulbehörde und Redakteure des Schulbuchverlags beteiligt. Konsultiert wurde eine große Anzahl von bestehenden Curricula und Rahmenlehrplänen in verschiedenen europäischen Ländern.

Sowohl im Grundschulbereich wie auch im Gymnasium und in den Berufs- und Fachschulen wird deshalb dem Fremdsprachenunterricht ein breiter Platz eingeräumt. Dies wird deutlich an einer Reihe von fremdsprachen-spezifischen Projekten, die seit 1991 in der Hauptstadt Zagreb und einigen größeren Städten durchgeführt werden. Nach der Bewährungsprobe ist die Ausweitung auf andere Städte und Orte vor-

gesehen. Fremdsprachenlernen erlebt seit Anfang 1992 (seit der Anerkennung Kroatiens durch die EU-Länder) einen wahren Boom.

1. Grundschulen

1.1. Fremdsprachen in der Grundschule

In der Grundschule erhalten alle Schüler ab der 4. Klasse Unterricht in einer Fremdsprache. Hierfür stehen drei Wochenstunden zur Verfügung.

Die Sprachenfolge ist nicht wie in den meisten europäischen Ländern festgelegt. Jede Sprache kann als erste Fremdsprache unterrichtet werden. Allerdings scheitert die Eltern-/Schüler-Wahl meistens an dem Lehrerbestand der jeweiligen Schule. Deutschunterricht kann nur stattfinden, wo auch ein Deutschlehrer zur Verfügung steht. Ist dies nicht der Fall, muß eine andere Sprache gewählt werden.

Seit 1991/92 hat sich die Tendenz verstärkt, den Fremdsprachenunterricht bereits früher einsetzen zu lassen. So konnten die Schulen im Rahmen eines Pilotprojektes aus den 70-er Jahren auch mit einem »Vorkurs« im 2. Schuljahr mit zwei Wochenstunden beginnen.

Ab Klasse sechs kann eine zweite Fremdsprache als Wahlfach oder fakultativ gelernt werden. Von dieser Möglichkeit machen immer mehr Schülerinnen und Schüler Gebrauch. Oft können die Schulen der Nachfrage nach zusätzlichem Deutschunterricht nicht nachkommen, weil keine Lehrer zur Verfügung stehen.

Die Tendenz vieler Schulen geht jedoch auf eine Vorverlagerung des Fremdsprachenbeginns auf die dritte und zweite Klasse, so daß man sagen kann, daß der Fremdsprachenbeginn spätestens ab Klasse vier angesetzt wird. Beginnt der Fremdsprachenunterricht in der zweiten Klasse, kann in der vierten Klasse eine zweite Fremdsprache hinzugewählt werden. Die Wochenstundenzahl für die erste und zweite Fremdsprache wird in den acht Klassen der Grundschule folgenderweise angesetzt:

Klasse	1	2	3	4	5	6	7	8
1. Fremdsprache		2[1]	2	2-3	3	3	3	3
2. Fremdsprache						2	2	2

Im fremdsprachlichen Angebot rangiert Englisch deutlich an der Spitze, gefolgt von Deutsch und anderen Fremdsprachen. In welchem Ausmaß einzelne Fremdsprachen an Zagreber Grundschulen gelernt werden, zeigt folgende Tabelle:

[1] Angaben vom Schuljahr 1993/94.

	1991/92 %	1995/96 %
Englisch	61,60	63,42
Deutsch	23,00	24,18
Französisch	8,50	6,18
Russisch	2,30	–
Italienisch	0,20	0,70
Latein, Griechisch	3,20	

Ähnliche Verhältnisse im Fremdsprachenlernen herrschen auch im ganzen Land. Prozentuell sieht es folgendermaßen aus[1]:

Englisch	66,23 %
Deutsch	28,25 %
Französisch	2,83 %
Russisch	1,96 %
Italienisch	0,15 %
Andere Sprachen	0,57 %

Im Vergleich zum Stand vor dem Krieg 1991 ist eine deutliche Zunahme des Deutschunterrichts festzustellen (vor 1990 lernten nur etwa 18% Schüler Deutsch), während für Französisch und vor allem Russisch die Zahlen rückläufig sind. Folgende Tabelle zeigt den prozentuellen Anteil der deutschlernenden Schüler in der Grundschule nach Gespanschafen /Županijen.[2]

Gespanschaft	%	Gespanschaft	%
1. Zagrebačka	39,85	12. Brodsko-posavska	24,91
2. Krapinsko-zagorska	61,41	13. Zadarsko-kninska	9,72
3. Sisačko-moslavačka	35,26	14. Osječko-baranjska	30,04
4. Karlovačka	37,26	15. Šibenska	7,28
5. Varaždinska	60,65	16. Vukovarsko-srijemska	56,32
6. Koprivničko-križevačka	39,09	17. Splitsko-dalmatinska	8,27
7. Bjelovarsko-bilogorska	33,99	18. Istarska	25,78
8. Primorsko-goranska	22,07	19. Dubrovačko-neretvanska	3,82
9. Ličko-senjska	48,31	20. Međimurska	62,32
10. Virovitičko-podravska	40,97	21. Stadt Zagreb	26,11
11. Požeško-slavonska	47,66		

[2] Regierungsbezirke der Republik Kroatien. S. Bild 1.

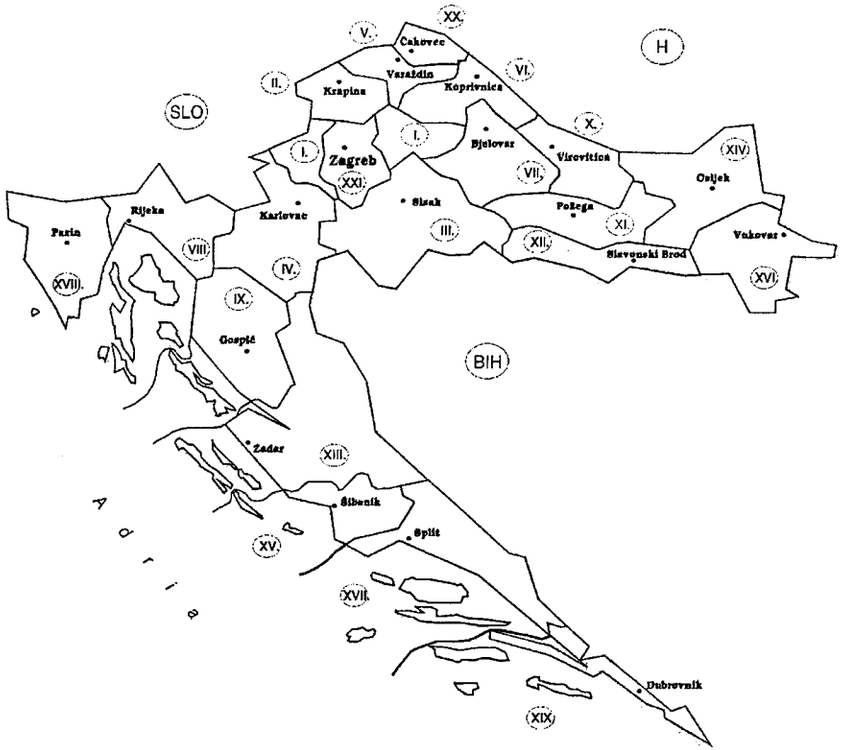


Bild 1: Gespanschaften der Republik Kroatien

1.2. Projekt »Fremdsprachen-Frühbeginn«

Mit Beginn des Schuljahres 1991/92 – also noch während des Krieges – wurde an zwölf Zagreber Grundschulen (Englisch, Französisch und Deutsch an je vier Schulen) das Projekt »Fremdsprachen-Frühbeginn« gestartet. Das Projekt wurde vom Kultusministerium ins Leben gerufen und wird von der sprachwissenschaftlichen Abteilung der Zagreber Universität wissenschaftlich begleitet. Dieses Projekt ist zugleich Bestandteil eines Großprojektes des Europarates. Die Projektschulen wurden nach strengen Kriterien ausgesucht. Nur qualifizierte Lehrer wurden in das Projekt einbezogen.

Das Projekt sieht den Beginn der ersten Fremdsprache ab Klasse eins der Grundschule vor, d.h. im Alter von 6–7 Jahren. Im Stundenplan sind hierfür in den ersten beiden Klassen je fünf Wochenstunden vorgesehen. Die Klasse

wird für die Projektstunden in zwei Kleingruppen zu je (höchstens) 15 Schülern aufgeteilt. In den Klassen drei und vier werden vier Stunden erteilt, ab Klasse fünf erhalten die Schüler mit drei Wochenstunden die »übliche« Stundenzahl der ersten Fremdsprache. Man hat im Rahmen des Projekts vorgesehen, in einem oder zwei weiteren Fächern den Unterricht in dieser Fremdsprache zu erteilen (z.B. in Mathematik, einem naturwissenschaftlichen oder einem musischen Fach). Die erste Generation der am Projekt beteiligten Schüler sollte demzufolge im Schuljahr 1995/96 nach diesem Programm weiterlernen, was leider durch personelle Veränderungen im Bildungsministerium nicht zustande gekommen ist.

1.2.1 Frühbeginn Deutsch

An dem Projekt sind zur Zeit 14 Schulen in Kroatien beteiligt.

Übersicht der beteiligten Schulen	
Stadt	**Zahl der Schulen**
Zagreb	9
Osijek	3
Pula	1
Rijeka	1

In der ersten Klasse stehen vor allem die Fertigkeiten des Hörens und Sprechens im Vordergrund. Das Gewicht liegt auf dem phonetisch korrekten Sprechen. Daneben werden einige morphosyntaktische Grundstrukturen vermittelt. Das Lesen und Schreiben spielt in diesem Stadium des Fremdsprachenerwerbs eine nachgeordnete Rolle. Mit dem Schreiben beginnt man erst dann, wenn diese Fertigkeit in der Muttersprache zum größten Teil schon beherrscht wird. Die deutschen Wörter werden in der ersten Klasse »nachgezeichnet« und als globales Wortbild wahrgenommen. In der zweiten Klasse werden dann Schreiben und Lesen systematisch gelernt und geübt.

Die deutsche Sprache wird nicht nur als Fremdsprache gelehrt und gelernt, sondern auch als Medium für den Unterricht in anderen Fächern eingesetzt. Bereits in den Anfängerklassen kann auch in Fächern Mathematik, Natur- und Heimatkunde, Musik, Zeichnen und Turnen die deutsche Sprache Verwendung finden. Die wöchentliche Stundenzahl nimmt allmählich ab:

Klasse	1	2	3	4	5	6	7	8
Projekt »Frühbeginn«	5	5	4	4	3	3	3	3

Inzwischen sind 28 Zagreber Schulen am Projekt beteiligt, neun davon führen den Deutschunterricht durch. Die Projektschulen sind ebenfalls in

den Städten Split, Rijeka, Pula und Dubrovnik eingerichtet worden. Die Nachfrage wächst auch in anderen Städten. Ein starker Druck geht hierbei von den Eltern aus. Nach ihrer Überzeugung trägt das frühe und intensive Erlernen von Fremdsprachen dazu bei, die gesellschaftlichen und beruflichen Startbedingungen ihrer Kinder zu begünstigen. Dabei lautet die Devise: je früher desto besser!

Neben dem akuten Deutschlehrermangel besteht das Hauptproblem darin, daß die Produktion geeigneter Lehr- und Lernmaterialien mit dieser rasanten Entwicklung nicht Schritt hält. Für die Projektlehrer bedeutet dies: improvisieren und selber machen.

Für den Deutschunterricht wird auf deutsche Unterrichtsmaterialien zurückgegriffen (*Zehn kleine Zappelmänner* u.a.). Von den einheimischen Lehrwerken sind zur Zeit nur zwei vorhanden (Bišķupić-Tomljenović: *Spaß mit Deutsch* und *A Be Ce Deutsch*, Verlag Školska knjiga, Zagreb).

Die Schüler dieser Projektschulen bringen die besten Voraussetzungen für den Besuch der bilingualen Gymnasien, die das schulische Angebot seit dem Schuljahr 1992/93 in der Hauptstadt Zagreb (geplant auch für Rijeka, Osijek, Split und andere größere Städte) erweitern.

1.3. Rahmenlehrpläne

Bei der Ausarbeitung der neuen Rahmenlehrpläne wurde dem Umfang des angestrebten Wissens und Könnens in der deutschen Sprache Rechnung getragen. Ausschlaggebend waren dabei die geographische und kulturelle Nähe des deutschsprachigen Raumes, die Lehr- und Lerntraditionen im Fremdsprachenunterricht sowie die neuesten methodischen Erfahrungen.

a) Ziele und Aufgaben

Im DaF-Unterricht für Kinder von 9 – 14 Jahren sind unter anderen folgende Ziele und Aufgaben vorgesehen:

- Entwicklung der Sprachfertigkeiten zum mündlichen und schriftlichen, rezeptiven und produktiven Sprachgebrauch,
- Entwicklung von Sprachfertigkeiten, die zur mündlichen und schriftlichen Interpretation von Geschriebenem und Gehörtem nötig sind,
- Aneignung eines bestimmten linguistischen und soziolinguistischen Inventars im kommunikativen Kontext (linguistisch: Wortschatz, Strukturen; phonetisch, morphologisch und syntaktisch; soziolinguistisch: kommunikative Modelle, Besonderheiten der Interaktion),
- Wahrnehmung der Eigenarten des Systems der Fremdsprache, Aneignung der Grundlagen der Metasprache zur schnelleren Aneignung der Fremdsprache, Entwicklung des linguistischen Denkens, Fähigkeit und Gewohnheit zum Gebrauch von diesem Alter angemessenen Handbüchern, Grammatiken, Wörterbüchern u.a.,

- Kennenlernen einiger Merkmale der deutschsprachigen Länder und ihrer Bevölkerung zum Zweck des Verständnisses sprachlicher und kultureller Mitteilungen, der Entwicklung interkultureller Toleranz und der kritischen Informationsaufnahme,
- Kennenlernen von landeskundlichen Elementen,
- Aneignung des Wortschatzes, der nötig ist, um über das eigene Land berichten zu können,
- Befähigung zum selbständigen Lernen.

Der Rahmenlehrplan bestimmt die Aufgaben, die auf der frühesten Stufe lernpsychologisch in bezug auf das Alter, die Kenntnisse und die Interessen der Kinder möglich sind (Spiele, Lieder, Kinderreime, angepaßte Landeskunde, phonetische Übungen usw.). Dabei wird der Kreativität der Kinder und der Lehrer viel Raum gelassen.

Bei der nächsten Gruppe, welche die Klassen 4-6 umfaßt, wobei die meisten Kinder zum ersten Mal der Sprache begegnen, liegen die Schwerpunkte auf Aussprache und Intonation, kurzen Gesprächen, Beschreibungen, Nacherzählung, Hör- und Leseverstehen, Grundsätzen der Orthographie, einfachen schriftlichen Übungen usw.

In den Klassen 7-8 sind die Aufgaben anspruchsvoller und im Einklang mit den Möglichkeiten der Schüler. Die Schüler werden zur mündlichen und schriftlichen Kommunikation mit Muttersprachlern und zum selbständigen Lernen befähigt. Die Aufgaben steigern sich in allen Bereichen: phonetisch, phonologisch, kommunikativ, schriftlich, grammatisch usw. Die Aufgaben fordern vom Schüler immer mehr Selbständigkeit.

b) Themen und Situationen (Inhalte)

Themen und Situationen werden wieder in drei angegebenen Gruppen eingeteilt und berücksichtigen Kenntnisse, Interessen und andere Faktoren.

Bei den Grundschulanfängern und bis zur Klasse vier erscheinen als Themen Menschen, Ereignisse und Gegenstände aus unmittelbarer kindlicher Umgebung. Die Landeskunde reicht von einfachen Einzelheiten bei den Kleinen, über Vergleiche ihrer Altersgenossen in der Heimat mit denen in deutschsprachigen Ländern, bis zu anspruchsvolleren Themen aus dem schulischen, familiären und öffentlichen Leben.

c) Sprachfertigkeiten und -strukturen

Fertigkeiten werden für alle Phasen definiert und beschrieben. Methodische Verfahren werden auf dem Gebiet des Hörverstehens, Sprechens, Leseverstehens und Schreibens vorgeschlagen, – und zwar wieder für alle Stufen getrennt. Am ausführlichsten werden für jede Klasse sprachliche Funktionen und Strukturen angegeben. Nur für die fakultative Vorbereitungsphase gilt ein einheitliches Programm für drei Klassen.

Besondere Hinweise für den Lehrer enthalten genaue Angaben über Methodisches, Organisatorisches, Beurteilung, Materialien, Mittel und über die Korrelation zur Muttersprache.

2. Mittelschulen

2.1. Fremdsprachen in den Mittelschulen

Die Mittelschulen in Kroatien gliedern sich in Gymnasien, dreijährige Berufsschulen und vierjährige Fachschulen. Für die ab 1991 eingerichteten Gymnasien sind zwei Fremdsprachen verpflichtend. Hierbei wird die erste Fremdsprache aus der Grundschule (ab Klasse 1, 2, 3 oder 4) fortgeführt. Wurden in der Grundschule zwei Fremdsprachen gelernt, kann der Schüler wählen, welche der beiden Fremdsprachen im Gymnasium seine erste, welche seine zweite Fremdsprache wird. Hat der Schüler in der Grundschule nur eine Fremdsprache erlernt, muß er im Gymnasium eine zweite Fremdsprache wählen. Sie beginnt in der ersten Klasse und wird für vier Jahre bis zum Abitur fortgeführt.

In einem Gymnasium mit fremdsprachlichem Schwerpunkt kann eine dritte Fremdsprache erlernt werden. Sie tritt an die Stelle eines naturwissenschaftlichen Faches (Biologie, Physik oder Chemie).

Wochenstunden für Fremdsprachen an Gymnasien

Gymnasiumtyp Klasse	Allg. 1 2 3 4	Neusprachl. 1 2 3 4	Altsprachl. 1 2 3 4	Math.-nat. 1 2 3 4
1. Fremdsprache	3 3 3 3	4 4 4 4	3 3 3 3	3 3 3 3
2. Fremdsprache	2 2 2 2	4 3 3 3	- - - -	2 2 2 2
Latein	2 2 - -	2 2 - -	3 3 3 3	2 2 - -
Griechisch	- - - -	- - - -	3 3 3 3	- - - -

An den Berufs-, Fach- und Fachoberschulen ist lediglich eine Fremdsprache vorgeschrieben. Nur an einigen Fachschulen gibt es zwei oder drei Fremdsprachen (z.B. für Fremdenverkehr, Hotelwesen, Verkehr u.ä.).

Etwa 250.000 Schüler besuchen die Mittelschulen. Die meisten lernen Englisch, dann folgt Deutsch und andere Fremdsprachen. Zwei Fremdsprachen[3] haben 29,49% aller Schüler, und 26,79% lernen auch Latein (Gymnasien und einige Fachschulen).

Anteile einzelner Fremdsprachen (erste und zweite Fremdsprache) liegen folgendermaßen:[4]

[3] Angaben vom Schuljahr 1993/94.

[4] Erste und zweite Fremdsprache zusammen.

Englisch	77,22
Deutsch	41,85
Französisch	6,0
Russisch	2,22
Italienisch	6,22
Andere Sprachen	0,48
Latein	26,79

Anteil (%) der deutschlernenden Schüler an den Mittelschulen (erste und zweite Fremdsprache) nach Gespanschafen /Županijen.

Gespanschaft	%	Gespanschaft	%
1. Zagrebačka	52,67	12. Brodsko-posavska	44,46
2. Krapinsko-zagorska	66,19	13. Zadarsko-kninska	20,50
3. Sisačko-moslavačka	50,99	14. Osječko-baranjska	43,93
4. Karlovačka	55,89	15. Šibenska	17,58
5. Varaždinska	67,67	16. Vukovarsko-srijemska	68,05
6. Koprivničko-križevačka	50,27	17. Splitsko-dalmatinska	23,65
7. Bjelovarsko-bilogorska	46,73	18. Istarska	34,83
8. Primorsko-goranska	31,67	19. Dubrovačko-neretvanska	30,39
9. Ličko-senjska	56,62	20. Međimurska	69,36
10. Virovitičko-podravska	54,75	21. Stadt Zagreb	41,45
11. Požeško-slavonska	60,38		

2.2. Bilinguale Gymnasien

Im Schuljahr 1992/93 sind in der Hauptstadt Zagreb an drei Gymnasien bilinguale Zweige für drei Sprachen, für Englisch, Deutsch und Französisch, eingerichtet worden.

Für den ersten Jahrgang ist neben zwei Pflichtfremdsprachen der Unterricht in den Fächern Geschichte, Erdkunde und Mathematik in der jeweiligen Fremdsprache vorgesehen. In den folgenden Jahren wird das fremdsprachliche Angebot auf die Fächer Physik, Informatik (in Klasse 2), Biologie, Chemie, Soziologie (Klasse 3), Kunstgeschichte, Politik und Wirtschaft, evtl. Philosophie (Klasse 4) ausgedehnt. In der Abschlußklasse sollte der fremdsprachige Anteil etwa 50% des gesamten Unterrichts umfassen.

2.3. Rahmenlehrpläne

Gymnasien

a) Ziele

Im Rahmen des aktuellen Bedarfs erhält der Fremdsprachenunterricht eine besondere Rolle. Durch die Forschungsergebnisse auf dem Gebiet der Linguistik, Psychologie und Didaktik hat man erkannt, daß der Fremdsprachenerwerb zusätzlich bedeutende allgemeinbildende Werte aufweist. So werden einleitend die wichtigsten Vorzüge des Fremdsprachenlernens und -erwerbs erklärt und aufgezählt.

Es wird die kognitive Entwicklung in komplexen geistigen Vorgängen gefördert wie z.B. die Wahrnehmung von Regelmäßigkeiten und der Abweichung von Regeln, die Trennung des Wesentlichen vom Unwesentlichen in Beschreibungen, Analysen, Klassifikationen, Vergleichen und im kritischen Denken. Im interkulturellen Bereich wird systematisch vorgegangen.

b) Inhalte und Schwerpunkte

Inhalte und Schwerpunkte werden ausführlich geschildert, aber ihre Erarbeitung und Tiefe hängen vom Typ des Gymnasiums ab (neusprachliches, klassisches, naturwissenschaftliches), von der verfügbaren Stundenzahl, Interessen der Schüler etc.

Nach einer ausführlichen Systematisierung gehen die Schwerpunkte immer mehr in Richtung Selbständigkeit auf allen Gebieten.

Deutsch als zweite Fremdsprache hat die Befähigung zum Hör- und Leseverstehen, zu einfacher mündlicher und schriftlicher Kommunikation und Weiterbildung zum Ziel. Da diese Schüler am Anfang des Lernens der deutschen Sprache schon das muttersprachliche Sprachsystem und das einer anderen Fremdsprache beherrschen, nimmt der Erwerb der zweiten Fremdsprache weniger Zeit in Anspruch. Der Zugang ist vorwiegend kognitiv und soll die Schüler zum selbständigen Lernen und zur Anwendung von verschiedenen Wissensquellen befähigen.

Berufs- und Fachschulen

In den Berufs- und Fachschulen werden die ersten zwei Jahre zur weiteren Aneignung der allgemeinen Grundsprache benutzt, wobei einfache und populärwissenschaftliche Fachtexte allmählich eingeführt werden. Die Aufgabe des Lehrers ist, alle Schüler, die von verschiedenen Schulen und mit verschiedenen Vorkenntnissen kommen, auf das ungefähr gleiche Sprachniveau zu bringen, um dann weiter auch an der Fachsprache arbeiten zu können.

Im dritten (und vierten) Schuljahr wird der Deutschunterricht interdisziplinär mit den Inhalten des zukünftigen Berufs verbunden. Auf diese Weise

unterscheiden sich Methoden, Themen, Ziele usw. je nach den Bedürfnissen und Eigenarten der einzelnen Berufe (z. B. für Kellner oder Kaufleute, wo mehr mündliche Kommunikation gebraucht wird, im Gegensatz zu Elektronikern, Chemikern u.ä., die mehr mit Fachtexten arbeiten müssen).

Methodische, inhaltliche und andere Aufgaben werden geboten, bestimmt, und es wird angeführt, was durch sie erreicht werden soll.

Schlußbemerkung

Der Deutschunterricht nimmt nicht nur in Zagreb, sondern auch im Landesdurchschnitt deutlich zu, Deutsch ist vor allem als zweite Fremdsprache stark vertreten. Seit dem Schuljahr 1991/92 hat die verstärkte Nachfrage nach Deutschunterricht zu einem akuten Deutschlehrermangel geführt. Viele Schulen konnten keinen Deutschunterricht anbieten, weil Deutschlehrer fehlten. Dies gilt sogar für die Zagreber Projektschulen. Gemeinden außerhalb Zagrebs unternehmen Deutschlehrer-Werbung, indem sie etwa eine Wohnung zur Verfügung stellen oder andere Begünstigungen anbieten. Das Problem besteht noch immer und die Suche nach Lösung ist eine Aufgabe, an der sich mehrere Instanzen und anschlägige Stellen werden beteiligen müssen.

Zagreber Germanistische Beiträge 4(1995), 147

EMILIJA GRUBAČIĆ (1912 – 1994)

Die wissenschaftliche und pädagogische Tätigkeit von Frau Emilija Grubačić ist vor allem mit der Germanistik in Sarajewo verbunden, deren Mitbegründer sie im Jahr 1950 war. Einige Jahre war sie auch in Zagreb tätig, wo sie nach ihrem Ausscheiden aus dem aktiven Dienst in Sarajewo dem Lehrstuhl für deutsche Sprache vorstand. Sie hat das Studium der Germanistik in Belgrad abgeschlossen, in Zagreb hat sie promoviert.

Als deutscher Muttersprachler und als Kenner der Verkehrssprache der Banater Deutschen war Frau Grubačić schon früh an der Erforschung und Aufzeichnung der Banater Mundarten interessiert. Ihrer in Maschinenschrift vorliegenden Dissertation *Laut- und Formenlehre der deutschen Mundart von Gudurica im Banat*, die ein halbes Jahrhundert nach der Entstehung in absehbarer Zeit veröffentlicht werden soll, folgten weitere dialektologische Arbeiten, u.a. die Mundarten von *Kriva Bara* und von *Knićanin*, die in der Reihe *Phonai* erschienen sind. Aber auch der Erforschung der deutschen Standardsprache der Gegenwart widmete Frau Grubačić ihre pädagogischen und wissenschaftlichen Veröffentlichungen. Unter diesen verdient besonders erwähnt zu werden die viel beachtete Arbeit *Untersuchungen zur Frage der Wortstellung in der deutschen Prosadichtung der letzten Jahrzehnte*, die in der Reihe *Zagreber Germanistische Studien* veröffentlicht wurde.

Frau Grubačić war unter Germanisten des ehemaligen Saates als Mensch, Lehrer und Wissenschaftler sehr geschätzt. Wir werden sie in Erinnerung behalten als einen unserer führenden Germanisten, und ihre linguistischen Arbeiten werden noch lange aktuell bleiben.

Stanko ŽEPIĆ

Zagreber Germanistische Beiträge 4(1995), 149–151

NESTROY-GESPRÄCHE IN SCHWECHAT BEI WIEN 1995

Mathias SPOHR
(Zürich/Universität Bayreuth)

Die Nestroy-Gespräche in Schwechat, eine Art Kongreß für Volkstheaterforscher, fanden im Juli 1995 zum 21. Mal statt. Der Begründer und wissenschaftliche Leiter, Jürgen Hein, Germanistikprofessor an der Universität Münster, hat sich in den letzten Jahren um einen interdisziplinären Teilnehmerkreis bemüht, dem neben Literatur- und Theaterwissenschaftlern auch Historiker und Musikwissenschaftler angehören – denn Johann Nestroy als zentrale Figur des Wiener Theaters, der in größerem Maß Praktiker und Pragmatiker als Franz Grillparzer und selbst als Ferdinand Raimund war, ist schwer in den Griff zu bekommen. Von einem im engeren Sinne philologischen Ansatz ausgehend, aus dem die neue, noch im Entstehen begriffene historisch-kritische Nestroy-Ausgabe resultierte, wurde die Notwendigkeit immer deutlicher, daß die Erforschung von Nestroys Wirken nicht nur seine verschiedenen Tätigkeiten als Schauspieler, »Bühnenphilosoph«, Theaterschriftsteller und -unternehmer berücksichtigen, sondern auch unterschiedlichste Aspekte seines gesellschaftlichen und historischen Umfelds miteinbeziehen muß.

Den Rahmen bildete wie immer eine Aufführung eines der zahlreichen Nestroy-Stücke im Hof der Schwechater Rothmühle, die der Regisseur Peter Gruber jeweils mit einem Ensemble einstudiert, das zum wesentlichen Teil aus Einwohnern der Gemeinde besteht und sich regelmäßig zu erstaunlich professionellen Leistungen aufschwingt. So wird es den Teilnehmern im Lauf der Jahre möglich, auch die weniger bekannten Nestroy-Stücke auf der Bühne zu sehen. *Eine Wohnung zu vermieten*, nach einer sehr an Labiche erinnernden französischen Vorlage, die über die Altwiener Posse und das Vaudeville hinaus schon auf die dramaturgischen Techniken des Schwanks vorausweist, ist ein problematisches, aber theaterhistorisch interessantes Stück, das man, zumal in dieser glänzenden Realisierung, dankbar war zu sehen.

Jürgen Hein stellte die Gespräche diesmal unter das Motto »Nestroys Wien und anderswo« – dem hier bewährten Brauch zufolge, einen gewissen Zusammenhang zwischen dem aufgeführten Stück und den Referaten herzu-

stellen. Räume im konkreten wie übertragenen Sinn waren der Leitfaden; »Wohnung« im weitesten Sinn, als Raum, in dem man sich heimisch fühlt, den man besetzt oder besitzt, gab die Thematik vor. Nestroy unternahm, wie alle bekannten Bühnenkünstler seiner Zeit, ausgedehnte Reisen, und seine Stücke verbreiteten sich in noch größerem Umkreis: Daß sich das Wienerische der Posse (und später der Operette) geradezu als Synonym für alles Heimische nach ganz Europa exportieren ließ, ist ein seltsames Phänomen des 19. Jahrhunderts. Und daß das Wiener Lokalstück eine nicht nur interdisziplinäre, sondern auch so internationale Schar von Forschern, wie sie sich in Schwechat einfindet, interessieren kann, solche Ausstrahlung des Kleinräumigen auf das Großräumige, ist allein schon Beispiel für die räumlichen Interdependenzen, auf die Hein in seinen vorbereitenden, mit Literaturhinweisen ergänzten Notizen aufmerksam machte.

Auf die Bedeutung des Wiener Lokalkolorits kamen, was Autoren des Altwiener Volkstheaters betrifft, Manfred Draudt (Wien) und, mit speziellem Bezug auf Nestroy, Henk J. Koning (Putten, NL) zu sprechen. Über Wohnräume in Nestroys Stücken und ihre kulturgeschichtliche Bedeutung konnte Franz Schüppen (Herne, D) manchen Aufschluß geben, während für Werner Kummer (Bielefeld, D) die kulturgeschichtliche Herleitung von bürgerlichen Lebensvorstellungen, wie sie sich in der Posse ausprägen, im Vordergrund war: popularisierte Ideale der Aufklärung und der Romantik schlagen sich etwa im Topos der Liebesheirat nieder, der zur Zeit des Biedermeier in ganz Europa von Bedeutung war.

Johann Hüttner (Wien) wies auf einen vielfach übersehenen Bereich hin: Die recht genaue umrissene räumliche Konzeption der Nestroy-Stücke, die von technischen Neuerungen begleiteten Veränderungen der Theaterräume seit den 30er Jahren in Hinblick auf größeren Realismus und die vielfältigen ästhetischen und theatertechnischen Implikationen dieser Entwicklung, die sich in Nestroys Stücken spiegeln.

Peter Branscombe (St. Andrews, GB) machte auf Nestroys beachtliche Bildung aufmerksam, die nahezu unmerklich in seine Stücke einfließt und gerade dort, wo es um historische, geographische und literarische Anspielungen in seinen Stücken geht, für heutige Betrachter oft nur schwer zu erkennen sind.

Wichtig – und lange Zeit vernachlässigt – sind vergleichende Untersuchungen, die Nestroy in seiner Eigenschaft als Bearbeiter zeigen. Fast all seine Theaterstücke sind Bearbeitungen: Andere Bearbeitungen derselben Vorlage erweisen sich als aufschlußreiche Quellen, wie Jeanne Benay (Rouen, F) in dem Vergleich des aufgeführten Stücks nach Duflot und Roche mit den deutschen Fassungen von Karl Malß und Louis Angély vorführte; verschiedene soziale Verhältnisse und Theatertraditionen in Paris, Wien, Frankfurt und Berlin prägen sich in unterschiedlichen Bearbeitungstechniken aus. Eine ähnliche Methodik mit anderem Schwerpunkt verfolgte W. Edgar Yates (Exeter, GB) in seinem Vergleich zwischen Nestroy und Paul de Kock; vier von dessen Stücken regten Nestroy zu einer eigenen Version an. Läßt sich

von daher auf eine innere Verwandtschaft der beiden Dramatiker schließen, oder sind gemeinsame Ziele durch äußerliche Zwänge, wie die Publikumserwartung, veranlaßt?.

Helmut Mojem (Regensburg, D) referierte über *Häuptling Abendwind*, Nestroys Bearbeitung einer Offenbach-Operette. Er wies vor allem darauf hin, daß die Operette *Vent du Soir* mit satirischer Absicht eine fünfaktige Struktur im kleinen aufweist, wie sie dem klassischen französischen Drama und vor allem der Grand Opéra eigen ist. Da die meisten seiner Feststellungen Eigenschaften der Vorlage betrafen, an denen Nestroy gar keinen Anteil hatte, zeigte sich hier einmal mehr, wie wichtig die Kenntnis der Vorlagen ist, um Nestroys Leistungen richtig einzuschätzen. Oder, wiederum in Räumen gedacht: Was unterscheidet die Theaterlandschaft Wien von Paris?

Angela Gulielmetti (St. Louis, USA) ging ebenfalls von *Häuptling Abendwind* aus, hier in Bezug zu dessen freier Bearbeitung durch Elfriede Jelinek als *Präsident Abendwind*; Jelinek habe bewußt an die Tradition der Nestroyschen Satire angeknüpft und dabei eine Radikalisierung der politischen Aussagen angestrebt.

Marijan Bobinac (Zagreb) stellte den kroatischen Dramatiker Josip Freudenreich vor und und zeigte, daß dessen Werk eine interessante Variante zur Gattung des »Lebens- oder Charakterbildes« darstellt, mit ganz andern Schwerpunkten als bei dem Wiener Autor Friedrich Kaiser, der mit dieser Gattung gewöhnlich identifiziert wird. Die Gattungsgeschichte im Wechselspiel mit dem sozialen und geographischen Umfeld des Theaters erwies sich hier wiederum als wichtige, bisher nur in Ansätzen verfolgte Aufgabe der Theaterwissenschaft.

Evald Kampus (Tartu, Estland) berichtete über Nestroy-Aufführungen am äußersten Ende des damals deutschsprachigen Raums im heutigen Estland. Während Nestroy-Stücke in deutscher wie in estnischer Sprache dort lange Zeit ähnlich populär waren wie in Zentraleuropa, fanden sie im benachbarten Finnland keinen Anklang mehr. Die harte Verurteilung der Nestroy-Komödien als seichte Unterhaltungsware, parallel mit ihrem großem Erfolg und dem Einsatz bedeutender Theaterleute für Nestroy, stellt sich als Rezeptionsverhalten ganz ähnlich wie im übrigen Europa dar.

Otmar Nestroy (Graz) machte in seinem Vortrag über das Reisen darauf aufmerksam, daß Vorstellungen von Raum zeitgebunden sind und wir in unseren Raumvorstellungen stark von den Reisemöglichkeiten unserer Zeit geprägt sind. Räume, die uns heute verfügbar sind, konnten sich damalige Zuschauer nur erträumen. Das heutige problemlose Reisen kann allerdings weniger erlebnisintensiv sein als eine damalige Illusion im Bühnenraum; dies eine Anregung, uns beim Betrachten historischer (Theater-)Räume über unsere eigenen Voraussetzugen bewußt zu werden.

Als Gegenbild zu all den imaginären Räumen, von denen während der Tagung die Rede war, führte Wolfgang Häusler (Wien) anläßlich einer Exkursion vom Zentrum Wiens in die Vorstadt wirkliche Räume vor, die in Nestroys Leben eine Rolle gespielt haben.

Zagreber Germanistische Beiträge 4(1995), 153–155

ZUR ÖSTERREICHISCHEN LYRIK DER GEGENWART

Bericht über das Symposion *Einschließung und Abweisung der Tradition. Österreichische Lyrik 1945 bis 1995* (Innsbruck, Oktober 1995)

Ulrich DRONSKE
(Universität Zagreb)

Den beiden Organisatoren dieses Symposions Johann Holzner und Wolfgang Wiesmüller vom Institut für Germanistik an der Leopold-Franzens-Universität in Innsbruck ist dafür zu danken, daß diese Veranstaltung vom 5.-7. Oktober 1995 unter Beteiligung von Literaturwissenschaftlern aus Österreich und Kroatien in Innsbruck stattfinden konnte. Die Zielsetzung des Symposions verdeutlicht bereits das inhaltlich weitgespannte Spektrum der Vorträge[1]: es ging in erster Linie um eine möglichst umfassende Bestandsaufnahme dessen, was als österreichische Lyrik seit 1945 in Erscheinung getreten ist, und zwar ohne jede vorgängige Eingrenzung etwa auf bestimmte Autoren oder auf spezifische thematische Komplexe. So offerierten die Vorträge Untersuchungen zu bestimmten thematisch-stofflichen Komplexen (z.B. Sprachkritik oder naturlyrische Traditionen) ebenso wie Auseinandersetzungen mit regional gebundenen Lyrikproduktionen (Lyrik aus Südtirol), eine ausführliche oder zumindest kursorische Beschäftigung mit den allseits bekannten und anerkannten Größen der österreichischen Nachkriegsdichtung (insbesondere mit Jandl und Mayröcker) ebenso wie Analysen der Texte von unbekannte(re)n Autoren (z.B. Markus Jaroschka oder etwa Walter Buchebner) bzw. von Autoren, die ihren Ruf nicht gerade in erster Linie den von ihnen produzierten Gedichten verdanken (z.B. Thomas Bernhard, Peter Turrini oder Peter Handke). Die breite thematische Streuung brachte so das in den Blick, was die Orientierung der kulturellen, aber auch der wissenschaftlichen Öffentlichkeit auf wenige prominente Dichter leicht aus dem Auge verlieren kann: die erstaunliche Produktivität der Lyrikproduktion in

[1] Sämtliche Vorträge werden in einem Beiheft der »Zagreber Germanistischen Beiträge« veröffentlicht.

Österreich über die Werke hinaus, die man »den Fixsternen am Lyrikhimmel« (Albert Berger) zu verdanken hat. Gerade angesichts der auratischen Ausstrahlung einer Friederike Mayröcker, eines Paul Celans oder einer Ingeborg Bachmann, aber auch angesichts der übermächtigen Popularität eines Ernst Jandl war es wichtig, die Diskussion offen zu halten für diejenigen Tendenzen und Personen, die im Schatten solcher DichterfürstInnen stehen.

Daß eine Spezifik der österreichischen Lyrik in einem geschärften Sprachbewußtsein, in einer geschärften Sprachkritik liegen könnte, machte nicht nur der mit *Das »alte Haus der Sprache«. Traditionssprache und Sprachinnovation in der österreichischen Lyrik seit 1945* betitelte Eröffnungsvortrag von Albert Berger deutlich. Sein Referat konturierte die kontinuierliche dichterische Anstrengung um die Sprache, um eine Auseinandersetzung mit der Sprache, die in inhaltlich höchst unterschiedlichen Ausprägungen doch eine gewisse Kontinuität (im Widerspruch) bei einem bedeutenden Teil der österreichischen Lyrik bildet. Von Weinhebers hymnisch besungenen Sprachvertrauen, in dem Sprache und Form als gleichsam heilige Instanzen sich einstellen, bis zu Wolfgang Bauers Sprachbeschimpfungsgedicht *Krüppel Sprache*, das auch in seinen radikalsten gegen die Sprache gerichteten (Sprach-) Gesten noch die innige Verbundenheit mit der Sprache bekundet, von den lyrischen Thematisierungen der Sprache bei Bachmann und Celan, die in unterschiedlicher Weise Sprache als ein stets sich entziehendes, stets sich verdunkelndes Medium des Transzendenten auffassen, bis zu den radikal sprachmaterialistischen Konzeptionen bei Jandl oder Rühm, in denen die Figuren der Transzendenz und der Präsenz, der Wahrheit und des Sinns zugunsten eines technischen Umgangs mit dem verfügbaren Material Sprache in den Hintergrund treten, und schließlich die aktuellen postmodernistischen Konzeptionen eines Czernin oder Schmatz, bei denen die im Gefolge des Poststrukturalismus entstandenen Sprachkonzeptionen lyrische Gestalt annehmen, folglich der Sprachmechanismus als reiner Signifikanteneffekt vorgeführt wird, all diesen Autoren und all diesen Texten ist es anzumerken, daß die Reflexion auf das zentrale 'Mittel' ihrer poetischen Gestaltungskraft entscheidender Teil der von ihnen geschaffenen Lyrik ist.

Daß dies auch für andere Autoren gilt, führten die Detailanalysen von Svjetlan Vidulić (zum lyrischen Werk Thomas Bernhards), Ulrich Dronske (zu den Gedichten von Peter Handke), Kurt Bartsch (zur Lyrikkonzeption Raoul Hausmanns), vor allem aber von Wendelin Schmidt-Dengler (zur Lyrik Friederike Mayröckers) vor. Daß Mayröckers Gedichte mit ihren enigmatisch-lakonischen Enden durch Kontingenzen, Assoziationen und Kontiguitäten vor allem Irritationseffekte erzeugen, an denen das Sinnversprechen des Textes ebenso wie die Sinnfindungsbemühungen der Interpreten zersplittern, hat der Beitrag von Wendelin Schmidt-Dengler eindringlich dargestellt. Die Pointe der von ihm entfalteten Vision einer auf Jahrzehnte hinaus Arbeitsplätze garantierenden, computerbestückten Literaturwissenschaftlerarmee, die mit ausgefeilter Software ein gigantisches Mayröcker-Entschlüsselungsprojekt voranzutreiben hätten, besteht sicherlich darin, daß gerade die

in der Traditionslinie der hermetischen Lyrik stehenden Texte sich einer hermeneutischen Annäherung weitgehend entziehen. Daß vielleicht gerade hier die Anwendung von poststrukturalistischen Verfahren sich als ergiebig erweisen könnte, darauf hatte schon Albert Berger in seinem Einleitungsreferat hingewiesen. Ein generelles Unbehagen an der traditionellen Form der Lyrikbehandlung, die seltsamen Diskrepanzen zwischen der Natur des lyrischen Gebildes und seiner Traktierung im interpretatorischen Zugriff, artikulierte in aller Deutlichkeit auch Dragutin Horvat in dem methodenkritischen Vorspann zu seinen mit *Zur Lyrik Ernst Jandls* betitelten Ausführungen.

Was die übrigen Vorträge jenseits ihrer weit auseinanderliegenden Inhalte miteinander verbindet, ist wohl auf jeden Fall die Wertungsproblematik, und zwar gegenüber einer Lyrik, die (noch) nicht in den Kanon der großen österreichischen Dichtung eingegangen ist. Dies drängt sich sicherlich bei vielen der von Wolfgang Wiesmüller im Rahmen seines Vortrags zu den *Naturlyrischen Traditionen in Österreich seit 1945* vorgeführten Gedichte auf. Dies gilt für die von Sieglinde Klettenhammer kenntnisreich behandelten Südtiroler Dichter, für den von Sead Muhamedagić vorgestellten Markus Jaroschka ebenso wie für das Werk von Walter Buchebner, mit dem sich Daniela Strigl auseinandersetzte, und vielleicht am offensichtlichsten für den überaus erfolgreichen, weil auflagenträchtigen Ausflug Peter Turrinis ins Land der Lyrik, den Marijan Bobinac mit kritischen Worten begleitete.

Daß der an drei Tagen durchgeführten Bestandsaufnahme in Sachen österreichische Lyrik eine Fortsetzung gut tun würde, ist in der Abschlußdiskussion gleich mehrfach betont worden. In der Tat würde es sich lohnen, auf der Grundlage dieses Symposiums eine detailliertere Auseinandersetzung mit spezifischen Aspekten der österreichischen Gegenwartslyrik durchzuführen, die auch Fragen der Methodik und Probleme der Wertung bzw. der Kanonbildung miteinzubeziehen hätte. Angesprochen wurde außerdem eine weitere Intensivierung der Zusammenarbeit zwischen österreichischen und kroatischen Literaturwissenschaftlern: auf das Symposium zur österreichischen Gegenwartsdramatik (Varaždin 1993) und dem hier besprochenen zur österreichischen Gegenwartslyrik böte es sich an, ein weiteres Symposion zum Thema »Österreichische Prosa nach 1945« anzuschließen.

Zagreber Germanistische Beiträge 4(1995), 157–159

EINE EXPERIMENTELLE BIOGRAPHIE

Friedbert Aspetsberger: *»arnolt bronnen«. Biographie*, Böhlau Verlag, Wien – Köln – Weimar 1995 (= Literatur in Geschichte, Geschichte in Literatur, Bd. 34).

Marijan BOBINAC
(Universität Zagreb)

Arnolt Bronnen (1895-1959), einer der meistaufgeführten deutschsprachigen Dramatiker der zwanziger Jahre, ein Autor, dessen Name in einem Zuge mit Brecht, Becher und anderen Avantgardisten jener Zeit genannt wurde – es sei hier nur die damals berühmte Formel »Der Becher geht zum Bronnen bis er Brecht« herausgegriffen – wurde vom Literaturbetrieb nach dem Zweiten Weltkrieg weitgehend verschwiegen. Seine Texte wurden nur selten verlegt, Theaterhäuser zeigten wenig Interesse für seine Stücke, Kritiker mieden ihn und sein Werk (und wenn sie über ihn doch schrieben, dann überwog das Außerliterarische), Literaturhistoriker fanden für ihn keinen Platz im literarischen Kanon.

Auf die Suche nach den Gründen für diesen seltsamen Boykott begibt sich in seiner umfangreichen Studie (mehr als 800 Seiten!) der Klagenfurter Germanist Friedbert Aspetsberger. Viele Vorarbeiten mußte er allerdings vor der Fertigstellung der *»arnolt bronnen«. Biographie* leisten. In seiner jahrelangen Beschäftigung mit Bronnen hat Aspetsberger nämlich neben einer Reihe von Aufsätzen über diesen Autor auch eine Auswahl aus seinem dramatischen und epischen Schaffen (*Werke. Mit Zeugnissen zur Entstehung und Wirkung*, 5 Bde, Klagenfurt 1989) bzw. aus seinen theoretischen Schriften (*Sabotage der Jugend. Kleine Arbeiten 1922-1934*, Innsbruck 1989) herausgegeben. Hinzu kamen auch Recherchen in Archiven und Bibliotheken sowie Interviews mit den noch lebenden Menschen, die Bronnen persönlich kannten.

Das Ergebnis ist das vorliegende Buch, das Aspetsberger bescheiden »Biographie« nennt, das jedoch in vielerlei Hinsicht über diesen Begriff hinausweist: es ist auch die erste zusammenhängende Darstellung des Bronnenschen Werkes und zugleich ein – am Beispiel eines repräsentativen, aber auch provokativen und umstrittenen Dichters – entworfenes Bild des literarischen und politischen Lebens im 20. Jahrhundert. Und für eine solche Darstellung liefert Bronnens Leben und Schaffen viel Stoff.

So war er (oder glaubte, es gewesen zu sein) Anarchist, Faschist, Kommunist... Als Wiener Gymnasiast in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg gehörte er der radikalen Jugendbewegung an, in den

Kämpfen an der Dolomitenfront erlitt er schwere Verwundungen und verbrachte darauf mehrere Jahre in italienischer Kriegsgefangenschaft; durch Konflikte mit der Autorität des Vaters (des österreichischen Dramatikers Ferdinand Bronner) sah er sich nach dem Krieg zur Übersiedlung nach Berlin genötigt, wo er bald zum erfolgreichen Skandal-Dramatiker wurde und – wie bereits erwähnt – zu den führenden jungen Autoren avancierte.

Bronnens zunehmende Entfremdung von der Weimarer liberalen literarischen Szene und seine Annäherung an die nationalbolschewistischen Kreise um Jünger brachte ihn auch in ein sehr nahes Verhältnis zu Goebbels. Das – und sein gleichzeitiger 'Vaterschaftsprozeß', in dem er beweisen wollte, daß er nicht durch den konvertierten Juden Ferdinand Bronner, sondern außerehelich durch einen 'Arier' gezeugt wurde – haben das Bild von ihm bis heute geprägt. Sehr wenig hat ihm dabei genützt, daß er im 'Dritten Reich' das Gnadenbrot aß und schließlich auch verfolgt wurde, daß er sich am antifaschistischen Widerstand im Salzkammergut beteiligte und danach der Kommunistischen Partei Österreichs beitrat. Wie die Nazis seine außerordentliche Begabung für ihre Zwecke ausbeuteten, solange sie ihn gebrauchen konnten, so diente er auch den Kommunisten, zunächst in Österreich und dann in der DDR, v.a. als Verfasser von Zeitungsartikeln. Auch dieser Umstand (hinzu kam noch die Selbstentblößung in seiner Autobiographie 1954) konnte einer 'Rehabilitierung' in den Augen des Publikums im Westen wie im Osten, die etwa jener Hamsuns oder Pounds gleichkäme, nicht dienlich sein. Ohne einen, von ihm so ersehnten künstlerischen Neuanfang erlebt zu haben, stirbt er 1959 in Ostberlin verärgert und resigniert.

Die reichhaltige und zugleich widersprüchliche Biographie einerseits sowie das in ihrem Schatten stehende imposante (wenn man von einigen, politisch bedingten Entgleisungen absieht) Oeuvre andererseits nimmt Aspetsberger als Ausgangspunkt für seine Analyse dieses eigentümlichen Falles. Er war sich allerdings aller methodologischen Schwierigkeiten bewußt, die sich bei einem solchen Anliegen notwendigerweise ergeben.

Wie er diese Hindernisse zu lösen suchte, bringt er im *Vorwort* (S. 17f.) zur Sprache. Nicht eine literaturgeschichtliche Einordnung sei hier sein Ziel, betont Aspetsberger ausdrücklich, sondern eine Aufweichung der sich hartnäckig wiederholenden negativen Urteile, die – so hofft er – den Avantgarde-Autor »einer genaueren Beurteilung zugänglich« machen könnte. Die Voraussetzung der »Biographie«, setzt er fort, sind abstrakte *Selbstentwürfe* (die zum Beispiel Bronnen sehr früh mit dem Künstlernamen »arnolt bronnen« und sein gesetzlicher Vater mit »Franz Adamus« von sich gestalteten), die ihrerseits wiederum »von *Rollenbildern in den Zeitläufen* (z.B. soziologisch, politisch, literaturtheoretisch) [...] definiert werden«. Da diese beiden Vorgaben, die in ihrem gegenseitigen Verhältnis häufig auseinander geraten, »insgesamt vielfältige und unsichere Konturen« hervorbringen, will der Verfasser diese Unsicherheit nicht mit einem »Plakat aus der Gegenwart« tilgen und somit eine »biographische 'Rundung'« erreichen.

Eine logische Konsequenz solcher Überlegungen ist die methodische Vielfalt – selbstverständlich nicht eine beliebige, sondern eine genau abgewogene und präzise eingesetzte. Die Wirkungsgeschichte, der dabei die wichtigste Rolle zugewiesen wird, verwendet er u.a. auch für die Darstellung der umstrittensten Produktionen Bronnens: des Skandalstücks *Die Exzesse* (1924), des nationalbolschewistisch geprägten Romans *O.S.* (1929) und die faszinierend- provokative Selbstbiographie *arnolt bronnen gibt zu protokoll* (1954). Der Weg Bronens von der antiautoritären 'Jugendbewegung' zur 'Tendenz der rechten Hand' wird parallel werkgeschichtlich wie auch psychologisch-politisch dargestellt. Überhaupt wird sehr viel Platz der positivistischen Präsentation zahlreicher biographischer Angaben (die allerdings nie zum Selbstzweck wird) eingeräumt, welche wiederum durch psychologische (psychoanalytische) Ansätze in einem neuen Licht erscheinen. Verschiedene Lebenssituationen Bronnens werden durch Begriffe wie »Mutterleibsphantasien«, »gefällte Errektion«, »Ödipus-Komplexe«, »Monumental-Orgasmus«, Weiningersche »Weib-« und »Mann-Prinzipien« usw. beschrieben; diese Begriffe, nach dem Ersten Weltkrieg zunehmend mit den nationalistischen Ideologemen verknüpft, können von Anfang an als Bilder, als Motive auch in seinen literarischen Texten beobachtet werden.

Für die Biographie, so wie sie Aspetsberger dann insgesamt kreiert, tritt das Moment der zeitlichen Linearität in den Hintergrund; sie wird vielmehr als »eine experimentelle Form« verstanden, in der sich zugleich auch bestimmende politische und literarische Fragen der ersten Jahrhunderthälfte brechen und sich repräsentativ spiegeln. Diesem Anliegen entspricht auch die Gliederung des Buches, bei der einzelne Problemkreise ungeachtet der tatsächlichen Chronologie behandelt werden. So wird der Aspekt der Beziehung Bronnens zur radikalen Jugendbewegung im zweiten Kapitel in ihrer ganzen Erstreckung, d.h. bis in die fünfziger Jahre verfolgt und zugleich auch der in diesem Kontext entstandene Selbstentwurf »arnolt bronnen« dargestellt. Erst darauf, im dritten Kapitel, wird der Weg Bronnens vom anarchischen »Sonnwendgermanen« zum nationalistischen »Grenzkämpfer« mit seinen wichtigsten literarischen Stationen geschildert.

Was Hans Mayer, der in den siebziger Jahren eine Wiederentdeckung Bronnens anstrebte, als »tiefen Unernst«, als eine Art Rollenspiel deutete, sucht Aspetsberger mit dem anti(klein)bürgerlichen Grudgestus des Avantgarde-Dichters zu erklären. Alle politischen und literarischen Lager haben Bronnen, wie der Verfasser der *Biographie* das überzeugend schildert, abgelehnt. Seine literarischen Motive z.B. – wie Inzest, Homoerotik, Sodomie, eine exzessive Sinnlichkeit überhaupt – haben ihn schon in seinen schriftstellerischen Anfängen zum Bürgerschreck gemacht. Seine provokative Lebensweise, sein aggressives Aufreten in der Öffentlichkeit (die berühmte Störung des Thomas Mannschen »Rede an die Nation« im Jahre 1929 etwa) würden demnach in der gleichen Richtung weisen. Zu den extremen politischen und ideologischen Positionen, denen sich Bronnen zeitweilig anschloß, konnte er nach ihrer Etablierung kein produktives Verhältnis bewahren; gegen jeden Establishment – vom linksliberalen Literaturbetrieb in der Weimarer Republik bis zur DDR-Kulturpolitik mußte er früher oder später in Opposition geraten. Daß er in diesem antibürgerlichen/antiinstitutionellen Affront fatale Fehler beging, daß er einige unverzeihliche Werke geschrieben hat, liegt auf der Hand. Daß er jedoch in seinen literarischen Texten innovative Verfahrensweisen, die bei anderen zeitgenössischen Autoren mit Recht hervorgehoben und gelobt wurden (hier könnte man z.B. seine »filmische Prosa« oder seinen Beitrag zum kritischen Volksstück nennen), angewandt hat, ist noch immer wenig bekannt.

Aspetsbergers Unternehmen, Bronnen zuerst mit Editionen seiner Werke und jetzt auch mit einer kritischen Biographie nicht zuletzt dem Fachpublikum in einem anderen, von moralisch-politischen Vorurteilen befreiten Kontext darzustellen, ist sicherlich keine »unnötige Ausgrabung«, wie ein Zeitungskritiker die Erscheinung der fünfbändigen *Werke*-Ausgabe 1989 bezeichnet hat. »*arnolt bronnen. Eine Biographie*« ist ein wichtiger und mutiger Versuch, einen großen weißen Fleck von der Landkarte der deutschsprachigen Literatur im 20. Jahrhundert zu entfernen.

In der Reihe
»Zagreber germanistische Beiträge«
bisher erschienen:

- ZGB 1/1992 (vergriffen)
- ZGB 2/1993 (vergriffen)
- ZGB 3/1994 (lieferbar). Aus dem Inhalt: Viktor Žmegač *Ästhetik der Goethezeit;* Christopher Balme: *Theater in München um 1900;* Marijan Bobinac: *Bayerisches Volksstück um 1900;* Svjetlan Vidulić: *H. Bahrs frühe Dramen;* Ulrich Dronske: *Zum Theater Th. Bernhards;* Dieter Halwachs: *Paralinguistik – Paralanguage;* Strojan Bručič: *Aspekte der Redewiedergabe;* Nada Ivanetić: *Todesanzeigen in Zeitungen;* Rudolf Muhr: *Das österreichische Sprachdiplom;* Tamara Marčetić: *Sprachübungen an der Zagreber Germanistik.*
- ZGB, Beiheft 1/1993 (liefarbar). **Utopie und Krise.** Hg. von Johannes Krogoll und Ivo Runtić. Mit den Beiträgen von Heinz Hillmann, Johannes Krogoll, Ivo Runtić, Lucjan Puchalski, Harro Segeberg, Udo Bermbach, Ingrid Šafranek, Ante Stamać.
- ZGB, Beiheft 2/1994 (lieferbar). **Der Wende entgegen? Zum österreichischen Drama seit 1980.** Hg. von Dragutin Horvat. Mit den Beiträgen von Klaus Zelewitz, Johann Holzner, Vlado Obad, Gerhard Pail, Ivo Runtić, Ulrich Dronske, Marijan Bobinac, Gerhard Fuchs, Sead Muhamedagić, Dragutin Horvat.

In Vorbereitung:

- ZGB, Beiheft 3/1996: **Einschließung und Abweisung der Tradition. Österreichische Lyrik 1945-1995.** Hg. von Johann Holzner und Dragutin Horvat.
- ZGB, Beiheft 4/1996. **Roda-Roda.** Hg. von Vlado Obad.

Bestellungen und Bezugsbedingungen:

DOMINOVIĆ Verlag
Postfach 555,
Trnjanska 54/A,
HR-10000 Zagreb,
Tel. 385/1/61 15 949.
Fax: 385/1/61 14 240.